(Orleans)
Schubert



H. Sagert sc.

Herzogin von Orleans

Gedr. bei L. Schöninger & Cp. in München.

Erinnerungen

aus dem Leben

Ihrer königlichen Hoheit Helene Louise,

Herzogin von Orleans,

gebornen Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin.

Nach ihren eigenen Briefen zusammengestellt

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Mit einem Porträt.

Dritter unveränderter Abdruck.

München 1859.

Literarisch-artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Vorwort.

Ein Schiffer, dessen altes, gebrechliches Boot mitten im stürmischen Meere seinem unvermeidlichen Untergang an den Felsenklippen sich nahet, will noch, ehe er versinkt, eine kostbare Urkunde retten, die seiner Hand anvertraut war. Er legt die Rolle der beschriebenen Blätter in ein versiegeltes Gefäß, welches er aus dem untersinkenden Fahrzeug in die Woge wirft, die ihn begräbt. Das leichte Gefäß, so hofft er, wird schwimmend aus dem Wellengrab hervorgehen und, wenn der Aufruhr der Elemente gestillt ist, in die Hände Derer geführt werden, denen die Gabe des Sterbenden zugedacht war.

So läßt auch der Verfasser des hier vorliegenden Buches die beschriebenen Blätter desselben in die Sturmfluthen einer Zeit hineinfallen, darin das Geschrei eines entfesselten Wahnsinnes die Ohren des jetzt lebenden Geschlechtes, wir wissen nicht auf wie lange hin, betäubt.

Warum sollte er das nicht thun? Ist doch das, was jene Blätter berichten, nicht seine eigene Sache, sondern

die Sache des Herrn, in dessen Dienst und Aufsehen er auf seiner langen Fahrt gestanden; des Herrn, dessen wunderbarer Rath und Wille seines Angesichtes Leitstern, seine Zuversicht und Kraft war im Ungewitter und Sturm.

Was ich hier gebe das sind Erinnerungen, welche zu den werthvollsten und besten meines ganzen, fast achtzigjährigen Lebens gehören. Erinnerungen an eine Erscheinung, die mir einst, gleich einem Wesen aus der Welt der Mahanaim, begegnet, und vorübereilend, aus den Augen verschwunden ist. Aber die Züge ihres Bildes sind mir geblieben, und die Stimme der nicht mehr Gesehenen, aber dennoch nahe Gebliebenen, habe ich fortwährend vernommen, bis sie auch mir im Grabe verstummt ist.

Es ist das Lebensbild einer seltenen Fürstin, das ich hier darzustellen versuchte; einer Fürstin, welche den hohen Beruf ihres Standes: vielen Seelen auf dem Weg des Heiles mit ihrem Wort und Wandel voran zu leuchten, klar erkannt und treulich erfüllt hat. Denn vor allem auf das Vorbild der Hochgestellten und Mächtigen im Volke pflegt das Auge der Menge zu schauen und nach solchem Vorbild sein Thun und Wesen zu richten. Ist es der Glanz der äußeren Herrlichkeit, der diese Wirkung hat? Wohl gut, wenn es der Glanz eines Gipfels der Hochalpen ist, den die Strahlen der aufgehenden Sonne wecken, während unten auf dem Tiefland noch die Dämmerung ruhet. Denn das Morgenlicht auf der Höhe kündet der lebenden Welt

weit umher den nahen Tag an, und sie erhebt sich freudig zum gemeinsamen Werk des Tages. Nicht so, wenn ein glühender Fels, den ein Vulkan auf das Eisgefilde der Polarnacht herauswirft, ein erwachendes Morgenlicht zu verkünden scheint. Denn seine Verkündigung ist nicht Wahrheit, sondern Lüge. Es ist nicht der Widerglanz der am Himmel stehenden Sonne, in welchem er leuchtet, sondern ein Feuer der Tiefe, das seine eigene Masse durchglüht; wer durch solchen Schein gelockt sich dem Krater nahet, der findet in seinen Flammen den Untergang.

Das Licht, in welchem die Fürstin leuchtete, von der ich hier rede, kam von oben, aus einer Sonne, deren Strahlen in allen für das Licht geschaffenen Seelen Leben erwecken und Freude. Sie war an ihren hohen Ort gestellt, um die Blicke Vieler dahin zu richten, woher ihr selber ohne Aufhören, auch mitten im tiefsten Schmerz, im schwersten Kampfe, des Lebens Tröstungen und Kräfte, Friede und Freude kamen.

Ich habe im Verlaufe der nachstehenden Berichte es gesagt, und ihre eigenen Briefe bezeugen es, daß ich der hohen Frau zwar nur in den Jahren ihrer frühesten Kindheit persönlich nahe stand, daß ich jedoch auch nach meiner persönlichen Trennung, fortwährend mit ihr, von ihrem neunten Jahre an, bis wenig Wochen vor ihrem Tode in einem geistigen Verkehr geblieben bin. Meine eigenen, armseligen Briefe konnten es nicht seyn, welche diesen Verkehr

herbeiführten und erhielten, sondern ein Zug der kindlich dankbaren Treue, welcher im Wesen der Fürstin selber lag. Denn Treue, Wahrheit und Liebe zu Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe, waren die Grundzüge ihres Wesens, welches auch im höchsten Stand des Glückes demüthig und einfach, auch im äußersten Unglück freudig und getrost blieb.

Nur der eigene, inwohnende Geist selber weiß es und kann es aussagen, was im Menschen ist. Wenn sein Licht keine Selbstverblendung trübt, wenn bei seinem klaren Erkennen zugleich ein aufrichtiges Gemüth ist, dann wird der Geist des Menschen das, was in ihm kämpft und fleht, ohne Aufhören Dem bekennen, der in das Verborgene sieht. Aber auch andern Menschenseelen, die aus der Wahrheit sind, und denen sein Herz in Liebe zugethan ist, wird er aufrichtig und gern einen Blick in sein Inneres eröffnen.

Einen solchen Blick, in das innerste Geheimniß eines Herzens, welches in seltener Treue Gott geweiht war, eröffnen uns die in meinem Buche mitgetheilten Briefe der kindlich liebenden, dankbaren Tochter an ihre Mutter. Das Geheimniß, worin die Kraft lag, aus welcher der Herzogin die geistige Hoheit und Würde, zugleich mit der innigen Demuth; der Trost und die Freudigkeit auch im tiefsten Leid; der tapfere Muth in allen Gefahren kamen, war nur der des einfältigen, lauteren Christenglaubens. Die Tochter hat diesen Glauben in den Briefen an die Mutter innig wahr

bezeugt; diese aber, so sehr sie es liebt „zu wohnen im Dunkeln“ hat den hier gemachten bescheidenen Gebrauch von dem verstattet, das sie sonst nur als ein verborgenes Kleinod bewahrte. Denn es ist nicht ein Werk, das die Menschenseele aus eigener Kraft, sondern das Gott an ihr gethan, was uns die Briefe der Tochter kund geben, und solche Thaten Gottes sollen nicht verschwiegen bleiben, sondern zum Preise seiner herrlichen Macht auch der Welt verkündet werden.

Während die Briefe an die Mutter, um nach einem schon vorhin gebrauchten Bild zu reden, uns nicht bloß den Widerglanz der Morgensonne am Alpengipfel zeigen, sondern uns auf die freie Höhe hinstellen, von welcher wir das aufgehende Gestirn des Tages mit eigenen Augen erblicken, sind die Briefe an mich von anderer, untergeordneter Art. Diese lassen uns nur von fern den beleuchteten Berggipfel sehen, dessen Licht uns zum freudigen Beginnen des Tagewerkes erweckt. Aber auch dieser Blick aus dem dämmernden Tiefland gewährt dem aufmerkenden Auge ein besonderes Vergnügen, wenn man, so wie diese Briefe es uns möglich machen, in jenen, welche die Herzogin schon als Kind und als heranreifende Jungfrau schrieb, die stufenweise Zunahme des höher steigenden und allmälig tiefer herabfallenden Tageslichtes an dem Berge beachtet. Wie kann man schon an jenen früheren Briefen, und noch mehr an den späteren es erkennen, was das läuternde Feuer der Trübsale und Schmerzen an dieser Seele gethan hat!

So möge denn der Inhalt meines Buches bei allen Mängeln, daran sich die Schwäche der Greisenhand verräth, den Blick vieler Seelen dahin erheben, woher der Verklärten das Licht und die Kräfte ihres innern, der freudige Muth ihres äußern Lebens kamen. Er möge Viele auch in unseren Tagen hineinführen in jene selige Stille, welche die Herzogin Helene nach S. 164 in der Fürstengruft zu Dreux, am Sarge ihres Gemahles fand. Was kann an solchem Ort, da man das Wehen „einer Lebensluft der Ewigkeit“ fühlt, den innern Frieden der Seele stören? Der Lärm auf den Gassen, sey es das Getön der Pauken und der Hall der Trommeln, mit denen ein bewaffnetes Heer zu Felde zieht, oder sey es das Geschrei der Schlagenden und der Geschlagenen, wird bald vorüberziehn; wir ruhen in der festen Burg unseres Königes, deren Mauern Heil sind, in deren Innern ohne Unterlaß der Frieden thronet, und wir empfangen da neue Kräfte zum siegreichen Kampf mit dem Unfrieden des innern, wie des äußern Lebens.

München, 21. Februar 1859.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

---

1. Das unverhoffte Glück.

Noch heute halte ich mein Verirren von dem Richtweg aus dem Urserer Thal nach Graubündten für ein glückliches Ereigniß, denn es hat mir für den Kreis meines sinnlichen Erkennens einen Gewinn gebracht, welcher durch keinen Aufwand von Zeit und Mühe zu theuer erkauft werden konnte. Ich ward damals durch mein vermeintliches Fehlgehen zu der Stätte einer jener Quellen geführt, aus denen der Vorderrhein seinen Ursprung nimmt. Wenig Wochen zuvor, ehe ich (im Sommer 1826) dahin kam, hatte diese Quelle des herrlichsten der deutschen Ströme ein edler deutscher König: Friedrich Wilhelm III. von Preußen besucht und an der erhabenen Schönheit ihrer Umgebung sich erfreut. Unten im Thale bei Chiamut hat sich das Wasser der Quellen schon zu einem schmalen vollgehenden Fluß gesammelt, welcher kräftig seinen Lauf durch die Mitte der Hochalpen beginnt, aus denen er alle Quellen und Bäche von beiden Seiten her mit sich dahin nimmt nach der Tiefe. Ich durfte den königlichen Fluß von dort oben an durch das Heimathland seiner Kindheit und frühesten Jugend begleiten zu seiner ersten Ruhestätte im See; durfte bald nachher sein kühneres Hindurchbrechen durch die Felsen bei Laufen bewundern und auf verschiedenen meiner Wanderungen seinen mächtigen Stromgang durch die ebenen Länder betrachten, in denen er überall

ein reges Leben weckt und die Fülle seiner Segnungen ergießt. Ja ich habe den Rhein bis dahin begleitet, wo er sein meistes Gewässer der mächtigern Zuströmung aus dem Nachbarlande dahin gibt und mit dieser vereint unter einem fremden Namen in's Meer sendet, in welches zuletzt auch er, in selbstgenügsamer Beschränktheit, nur mit dem Rest seiner vormaligen Größe und doch durch den alten Ruhm seines Namens noch hochgeehrt, in geräuschloser Ruhe sich versenkt.

So darf ich mich rühmen, daß ich den herrlichen Strom, der durch seine örtliche Stellung zwischen den Herrscherreichen des christlichen Europas der großen Pulsader des Herzens gleicht, welche den Gliedern Kräfte des Lebens zuführt, von seinem Ursprung an bis zu seinem Ende kennen gelernt habe, obgleich ich einzelne Strecken seines Laufes nicht mit eigenen Augen sahe.

Ein armes Schattenbild nur ist jenes Ereigniß, das mir den Gewinn eines sinnlichen Erkennens brachte, von einer Führung meines Lebens gewesen, durch welche ich in geistigen Verkehr mit einer Menschenseele trat, deren stiller, großer Thatendrang durch ihre Zeit in dem Graben des Fremdlingslandes nicht spurlos versiegt ist, sondern im Boden der neueren Völkergeschichte ein tief eingegrabenes, bleibendes Strombett zurückgelassen hat. Mir ist das Glück geworden, die Herzogin Helene von Orleans schon in ihrer frühesten Kindheit kennen zu lernen und dann, ohne sie von ihrem sechsten Jahre an noch einmal mit Augen zu sehen, fortwährend ihren Zuspruch durch Briefe zu vernehmen, in deren Inhalt sich der Verlauf einer geistigen Entwicklung abspiegelt, welcher durch seine sich immer gleichbleibende, ernste Richtung als ein seltenes Vorbild der ausdauernden Treue auf dem Wege des innern, hohen Berufes dasteht. Schon diese Briefe, von der Zeit

ihrer Kindheit an bis zu ihren letzten Lebenstagen, gleichen den in Erz geprägten Zügen eines kleinen Lebensbildes, das nach seinem Maaße einer bleibenden Beachtung werth erscheint. Ueber die Einfassung, welche dieses Bild in den nachstehenden Blättern durch meine Hand erhielt, habe ich nur Weniges zu bemerken:

Ich habe, wie ich vorhin sagte, den Rhein in der Heimath seiner Quellen gesehen, bin ihm öfters auf seinem Wege durch sein reiches Herrschergebiet begegnet, bin von seinem letzten Eingang in das Meer ein Zeuge gewesen. Dennoch könnte es mir niemals in den Sinn kommen, eine vollständige Beschreibung seines Laufes und seiner statistischen Bedeutung zu geben. Denn jener Lauf stehet vor den Augen der an seinen Ufern wohnenden Völker als ein Allbekanntes da und wird von anderen Händen beschrieben als die meinigen sind; auch die Darlegung der statistischen Verhältnisse des Rheingebietes kann nicht meine Aufgabe seyn. Alles, was ich vermöchte, das wäre ein treues Wiedergeben der Eindrücke und eigenen Erfahrungen, welche mir auf meinen Wanderungen an dem herrlichen Strome zukamen, dessen Weg mir nur in seinen Hauptumrissen vor Augen lag. Eben so kann und will ich auch auf den nachstehenden Blättern nur die Hauptumrisse eines Lebensbildes geben, das in seiner wirklichen Gestalt und Kraft noch als ein Gegenwärtiges vor den Augen Aller steht, welche in der Kunde ihrer Zeitgeschichte nicht gänzliche Fremlinge sind. Der politische Schatten wird meinen Umrissen abgehen; Eines aber hoffe ich, wird ihnen bleiben, das ist jenes Zeugniß, aus welchem erkannt wird, daß dem Leben der seltenen Frau, von welcher ich reden will, seine hohe Bekräftigung und Weihe so von oben her kam, wie dem Rhein sein quellendes und fortströmendes Gewässer.

---

2. Der Weg zum Leben.

Wir stehen da, wo der Quell an das Licht des Tages hervortritt. Wohin wird sein Lauf gehen, wenn er als Bach, als Fluß, als Strom durch das Thal seiner Alpen und durch das ebenere, flache Land hinabeilt? Wird es der Weg zu einem guten rühmlichen Ende seyn?

Mit klaren Worten weiset uns die Schrift auf einen solchen hin. Die Zucht, so spricht sie, ist der Weg zum Leben. (Sprüchw. 6, 23; 10, 17.)

Die Zucht, welche das Herz des Menschen auf den Weg zum Leben führt und seinen Wandel auf diesem Weg erhält, ist von zweifacher Art: sie ist eine innerliche und eine äußere. Mit dem erwachten Gefühl der natürlichen Stellung des Menschen zu seinem Gott und Schöpfer, aus dessen Macht ihm Odem, Leben und Bewegung kommt, beginnt die innere Zucht: eine Zucht der Demuth und Gottesfurcht, welche der Anfang der Weisheit und alles Guten in uns ist. Die äußere Zucht giebt uns Gottes Hand durch die Schicksale und Führungen unseres Erdenlebens.

Ich kehre noch einmal zu dem vorhin betrachteten Bild eines mächtigen Flusses zurück, der seinen Lauf, zum Segen vieler Länder, durch ihre Mitte nimmt. Sein Ursprung war auf den Höhen des Landes, sein Bewegen geht nach den Niederungen hin,

sein Gang ist um so kräftiger, je höher die Heimath seines Herkommens war. Aber auf den Höhen der Gebirge wie in den Ebenen quillt an vielen Orten das Wasser so reichlich hervor, daß seine Fülle zu Bächen, die Bäche zum Fluße werden könnten, es geschieht jedoch keines von beiden, weil das Wasser zum stehenden Teich oder Sumpfe wird, weil es den Ausweg von seiner eigenen nahen Höhe zu der fernen Tiefe nicht gefunden. So muß zu dem Zug der Schwere, welcher thalabwärts geht und ein Abbild der innern Zucht des Menschenherzens ist, noch eine andere Macht kommen, welche als ein sinnliches Gleichniß der äußeren Zucht des Menschenlebens, dem Wasser der Quellen und Bäche, so wie dem des Flußes, der aus ihnen entstanden, den Weg bahnet, welchen es nehmen soll. Der Weg des Flußes nach seinem Ziele hin, durch das Bett der zerrissenen Felsen und Engthäler, ist öfters ein Weg, welchen die Schrecken der zerstörenden Naturkräfte nahmen: Erdbeben und Feuer oder die eigne Unhaltbarkeit der Massen hat diese von ihrer anfänglichen Höhe in die Tiefe gestürzt und hiedurch dem Fluß den Weg seines Bettes bereitet. Die festen Wände von diesem halten den Strom in seinen Schranken und wenn derselbe in der Ueberfülle seines Anschwellens zuweilen über das ihm angewiesene Ufer hinaustritt, da führt ihn die innere Zucht des Gesetzes, des Zuges der Schwere immer wieder in seine Schranken zurück.

In dem Lebensgang der seltenen Frau, den wir hier in einigen seiner Züge beschreiben wollen, giebt sich von früher Kindheit an bis zu seinem Ende das Walten der innern Zucht gemeinsam mit jenem der äußern kund. Die innere Zucht der Furcht vor Gott und der Liebe zu ihm lag als Keim schon in der hingebend kindlichen Liebe zu der Mutter und der liebenden Pflegerin, die

äußere Zucht ging von Anfang an durch einen Weg der schmerzlichen Trennungen und Zerreißungen der theuersten, innigsten Bande des Erdenlebens. Und durch beides: durch die innere, bleibende, wie durch die äußere Zucht ist der Gang der Entwicklung und des Lebens ein so gleichmäßig treuer, fest entschiedener und als Vorbild für Viele so reich gesegneter geworden.

Welches andere Kind konnte mit inniglicherer, hingebenderer Liebe an den Armen seiner Mutter hängen, konnte diese Liebe ausdrucksvoller durch den Blick seiner Augen, wie durch seine stammelnden Worte bezeugen, als das Kind, dessen Lebensbild hier vor uns steht: die Prinzeß Helene von Mecklenburg, nachmalige Herzogin von Orleans. Es fehlten noch vier Tage bis zur Vollendung des zweiten Lebensjahres, da starb ihr (am 20. Januar 1816) diese Mutter; die Zeit des Geburtstages des verwaisten Kindes ward zu einer Trauerzeit, nicht für ein einzelnes Haus, nicht nur für ein nahestehendes Land, sondern für eine theilnehmende Menge der Geistesverwandten auch in weiter Ferne. Denn jene Mutter, Caroline Louise, die Tochter des hochbegabten Großherzogs Carl August von Sachsen-Weimar, war ihrem ganzen Wesen nach schon früher unter dem anregenden bildenden Einfluß der Wissenschaften und Künste selber zu einem geistigen Kunstwerk geworden, in welchem Herder durch seinen Religionsunterricht ein Leben weckte, das über dem Wissen und der Kunst des Menschen stehet. Es war ein Zug dieses höheren Lebens, der sie aus dem geistig so regsamen, lauten Kreise, darin sie in Weimar sich bewegt hatte, hinwegführte in das stille, abgeschiedene Ludwigslust. Sie war dahin mit Friedrich Ludwig, dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, gezogen, welchem sie, als einem vereinsamten Wittwer ihre Hand gereicht, ihr

liebend theilnehmendes Herz ergeben hatte. Am 11. Febr. 1812 ward ihr in dieser Ehe die Freude der Mutter an dem wunderbar begabten Kinde, dem Prinzen Albrecht zu Theil; fast zwei Jahre hernach noch einmal durch die Geburt der lieblichen Tochter Helene. Schon damals regte zuweilen der kräftige Geist der Mutter seine Schwingen zum Hinwegzug aus der zarten Hülle des Leibes. Aber nur die Aerzte erkannten die Gefahr, die dem Leben der geliebten Fürstin nahete, sie selber täuschte ihr eigenes Gefühl, sowie den Blick ihrer Umgebung durch die fortwährend ungebrochene Kraft und Munterkeit ihres Geistes. Nach der Geburt ihres dritten Kindes, eines Prinzen, den man aus der Wiege bald in den Sarg bettete, brach die Hülle: die Aufgabe eines edlen Lebens war gelöst.

Der Geist der Mutter war nicht geschieden; er lebte in verborgener Tiefe der Seelen in und mit den Kindern fort. Einige Monate nach dem Tode der Herzogin, deren letzter Wunsch und Wille mich dahin rief, kam ich nach Ludwigslust und sah die verwaisten Kinder. Ich habe mein Eintreten in den neuen Kreis des Wirkens und die ersten Eindrücke, welche ich von diesem Kreis empfangen, an einem anderen Orte beschrieben*). Namentlich habe ich dort auch von den beiden jüngsten Kindern des Fürstenhauses, dem Prinzen Albrecht und seiner Schwester Helene gesprochen. Diese, schon in ihrem dritten Jahre, war mir eine Erscheinung aus der Kinderwelt von wahrhaft neuer, besonderer Art. Ich spreche dieses nicht allein aus meiner vereinzelt stehenden Erinnerung aus, sondern Alle, welche mit tiefer aufmerkenden Blick das noch nicht dreijährige Kind betrachteten, sagen mit mir

---

*) Im dritten Bande meiner Selbstbiographie.

dasselbe. Mitten in den Aufwallungen des muntern Selbstgefühles und der kindlichen Freudigkeit strahlte ein Ernst aus seinen Augen, der jeder Stellung, jeder Bewegung der Glieder den Ausdruck einer Hoheit gab, welche nicht etwas von außen Angelerntes, sondern ein Siegel war, das der innwohnende Geist von dem ersten Erwachen an seiner Leiblichkeit aufprägte. Ich möchte diesen Geist, so wie er in dem ganzen nachmaligen Leben der seltenen Fürstin sich erwiesen hat, einen königlichen und zugleich einen freudigen Geist nennen.

Eine mir, sowie Allen, welche sie kennen, hochtheure Freundin, die Generalin von Both, geborne von der Tann, welche die Herzogin Caroline Louise als Jugendfreundin von Weimar nach Ludwigslust begleitete, und bis zu ihrem Tode bei ihr, dann mit zärtlicher Muttertreue in der Nähe der Kinder blieb, schreibt mir noch jetzt, in ihrem 73. Jahre von der Prinzessin Helene:

„In dieser war von ihrer frühesten Kindheit an ein ganz eigenthümliches Wesen. Man fühlte und merkte ihr immer etwas Höheres an, es war, als könnte sie Niemand für etwas anderes ansehen, als für das, was sie durch ihre Geburt und ihre Bestimmung sein sollte. Sie war sehr wißbegierig, hörte aufmerksam und ernst, was Andre sagten, und dabei zeigte sich frühe bei ihr ein gewisser poetischer Sinn. Mit einem Worte es war nichts Gewöhnliches in ihr, und ich fand so oft bei ihr Aehnlichkeiten mit ihrer Mutter, nur war diese ängstlich stiller, mehr in sich gekehrt, — Helene war geistig viel lebendiger und wie von höherem Muthe."

Noch in einem andern treuen Herzen: in dem der Fräulein Caroline von Bose, welche mit ihrer Freundin von der Tann

der verstorbenen Frau Erbgroßherzogin aus der südlicheren Heimath hieher gefolgt war, lebte, wie ein unwandelbares Erbtheil, die zärtliche Sorge für die verwaisten Kinder fort. Im lebendigsten Andenken an die Mutter und im sehnlichsten Heimweh nach ihr sprachen jene beiden, so oft sie kamen zu dem kleinen Ebenbild der Verewigten: zur Prinzeß Helene. Und von seiner Mutter hörte das Kind die beiden Freundinnen, die so viel um dieselbe gewesen, am liebsten erzählen; sie konnte nicht satt werden auch die scheinbar kleinsten Dinge zu vernehmen, welche die Mutter angiengen, das was diese als Kind gethan und geliebt hatte, was sie noch vor ihrem Ende über Helene und Albrecht gesprochen habe, wo sie im Garten und drinnen im Schloß am liebsten gewesen sey. Sie besuchte gern und oft die Halle, darin der Sarg der Mutter und daneben der des kleinen, früher gestorbenen Bruders, des Prinzen Magnus stand, — es schienen dann Keime von Gedanken in ihr zu erwachen, deren tiefen Ernst und höhere Anregung sie mehr nur fühlte als verstand. Denn es ist die Welt eines ewigen Jenseits, für welche der Geist des Menschen geschaffen ist, welche den Traum seiner Kindheit in unmittelbarer Nähe umschweben, ehe er zu der Erkenntniß der Sinnenwelt erwacht ist. Und wo konnte dieses kräftiger geschehen als in der Seele des Kindes, dessen Erdenleben an den Sterbebetten und Särgen ihrer hinübergegangenen Geliebten begonnen hatte. — Dies war die Zucht, durch welche der Geist der jungen Fürstin von so frühe an durch die Hand der mütterlichen Weisheit auf den Weg zum Leben geführt wurde. Ein beständiges Nahesein des Ernstes der Ewigkeit war der Strahl des Morgenrothes aus einer höhern Welt, der ihrem ganzen Wesen jene Weihe und Würde gab, welche fremde Augen schon früher an ihr bewunderten

Ich war mit dem Prinzen Albrecht in täglichem Verkehr, mit ihm zugleich sah ich auch sehr oft seine Schwester Helene. Obgleich ich nicht im gewöhnlichen engeren Sinne des Wortes Lehrer war, versäumte ich doch nicht die Gelegenheit, zunächst im Gemüth des jungen Prinzen und, wenn diese im Garten sich zu uns gesellte, auch in der Schwester Keime der Erkenntnisse zu wecken, welche in ihrer bekräftigenden, schnelleingehenden Wirksamkeit auf den Geist von gleicher Bedeutung sind, als die Nahrung der Muttermilch für den kindlichen Leib. Prinz Albrecht las und besprach mit mir am liebsten die biblischen Geschichten, unter denen die von Daniel ihn besonders anzog, Helene war dabei gern eine aufmerkende Zuhörerin. Oefter jedoch spielte diese mit uns unter den Blumen, lauschte auf meine Erzählungen von Märchen und romantischen Abentheuern. Auch von den natürlichen Dingen, von Bäumen, Pflanzen, Steinen und schönen Bergen hörten die Kinder meine Berichte gern, und noch jetzt in meinem späten Alter gedenke ich gern mancher innern Anschauung über das Wesen der Dinge, zu welcher ich durch die seelenvollen Fragen dieser Kinder geführt wurde. Es ward mir nicht schwer, in einer für ihr Alter verständlichen Weise mit ihnen zu reden, denn meine Seele war mit ihren Seelen.

---

3. Der Weinstock im Garten.

Vor andern Früchten der Gewächse ist es der Wein der edlen Reben, welchem eine stärkende, herzerfreuende Kraft innewohnt. Darum wird auch der Weinstock unter den Naturgaben des gelobten Landes vorzugsweise gepriesen, und die Schrift gedenkt öfters und ausführlich jener Sorgfalt und Mühe, mit welcher ein Weinberg angebaut und bepflanzt, mit schützenden Mauern umgeben wird, sowie der Aufsicht, in welcher der Weingärtner die einzelnen Reben hält. Ja der Weinberg wie der einzelne Weinstock sind in der Sprache des Geistes nicht selten ein Bild des Volkes der Erwählten sowie seiner einzelnen Glieder.

Namentlich unter diesen Gliedern finden sich solche, deren Kraft und Wirksamkeit im Reiche des Lebens in geistiger Weise mit jener leiblichen vergleichbar sind, welche den Früchten des Feldes inwohnen, aus denen das tägliche Brod gewonnen wird. Diese Wirksamkeit ist eine wohlthätige, doch weil sie alltäglich, minder augenfällig, als die heilende oder mächtig anregende der Apothekergewächse und des Weinstockes. Gleich diesem bedürfen auch solche Seelen, deren Wirksamkeit für ihre Zeit und ihr Volk eine tief und mächtig eingreifende, heilkräftige werden soll, eine absonderliche Zucht und Pflege. Nicht aus dem Boden der Tulpen-Gewächse, nicht im üppigen Grün der Wiesen, sondern auf dem

felsigen Grund eines einsamen Gebirges keimen und wachsen sie auf, oder der Gärtner verpflanzt sie in eine jener Bergungsstätten, von welchen das Lied des Propheten singt: wir haben eine feste Stadt, Mauern und Wehre sind Heil. Ja er selber, der Herr, bildet eine feurige Mauer um sich her.

Helene, das Fürsten-Kind von hoher künftiger Bestimmung und seltenen Gaben, bedurfte einer solchen Obhut, wenn sie das werden sollte, was sie für ihre Zeit war. Sie hatte den Schutz nnd Schirm der Mutter verloren, der Vater allein, dessen Lust der Augen und des Herzens das liebliche Kind war, konnte in seiner vielseitigen fürstlichen Geschäftigkeit der großen Aufgabe der geistigen Pflege der Prinzessin nicht genügen. Allerdings stand wie ein guter Engel die gewesene Hofdame oder vielmehr die Herzensfreundin der verstorbenen Mutter, die Fräulein von der Tann, bald nachherige Generalin von Both, bei dem verwaisten Kinde. Ihre treue Anhänglichkeit an dieses hatte keine Grenzen, sie wäre jeder Aufopferung für die kleine Helene fähig gewesen. Auch später, wo das Bedürfniß nach solcher liebender Obhut ein minder dringendes war, verging kein Tag, an welchem sich diese treue Hüterin nicht zu überzeugen suchte, wie es um die Prinzessin stehe. Die Mutter in dieser wieder auferstehen zu sehen, darauf war ihr Auge unabläßig gerichtet, und wenn sie einen Zug gewahr wurde, welcher an die Mutter erinnerte, dann jauchzte ihre Seele in der Stille.

Aber nicht nur in den vereinzelten Zügen, sondern im ganzen Wesen des Kindes lag ein kräftiger Keim zu einem selbstständigen geistigen Aufwuchs, welcher über das Maaß des gewöhnlich Erwarteten weit hinausgieng. So kindlich anschmiegend, so innig auch ihr Gemüth gegen die Freunde und treuen Pfleger war, lag

dennoch in ihr ein Etwas, das in dem Feuer einer solchen Liebe nicht zerschmolzen oder aufgelöst werden konnte, sondern fest blieb. Es war nicht der gewöhnliche Eigenwille eines kindischen Selbstgefühles, sondern es war ein Geist in ihr, welcher schon frühe als ein Selbstherrscher über ihre natürlichen Neigungen und Anregungen zur lautesten Munterkeit und Fröhlichkeit, sowie zum stillen Nachsinnen waltete und wachte. Ein tiefer blickender Beobachter und Kenner der Kinderwelt würde von ihr gesagt haben: in dem Wesen dieses Kindes ist die Grundlage zu einem Charakter, der sich in seiner Entfaltung durch keine äußere Noth noch Gewalt wird beugen lassen, und wenn er seine Richtung zur rechten Hand nimmt, festen Schrittes auf sein hohes Ziel zugehen wird. Für Helene war dabei auch eine solche Erziehungsweise nothwendig, wie jene, welche Kästner aus eigner Erfahrung als die heilsamste erkennt, in den Worten:

„Als ich ein Knabe war, da trat ein Mann heran:
Da sah ich ihn und streckte mich, und ward ein Mann.“

Gott hatte es dem Erbgroßherzog Friedrich Ludwig ins Herz gegeben, daß er einer vertraulichen Mahnung seiner verstorbenen Gemahlin folgte, welche sie ihm wenig Tage vor ihrem Hinscheiden gegeben. Er solle, so rieth sie ihm in herzlicher Fürsorge für sein eignes Wohl, und für das seiner Kinder um die Hand ihrer Freundin: der Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg sich bewerben. Diese vor allen Andern, ja allein sey fähig, der Aufgabe zu genügen, den verwaisten Kindern eine Mutter zu seyn, welche ihr ganzes Herz, alle Kräfte ihres Lebens dem Werke hingäbe, von welchem sie selber, nachdem sie es kaum begonnen, abgerufen werde. An ihr werde er auch eine Begleiterin durch seine noch übrigen Lebensjahre finden, die ihn ganz ver-

stehen, und welche die geistige Zahl und Würde seines Fürstenhauses mit Einsicht und entschiedener Festigkeit in ihre Hand nehmen werde.

Der Gedanke an eine nochmalige Verehelichung mochte dem tiefbetrübten Fürsten anfangs nur schwer eingehen, auch die Braut um welche er werben sollte, war schwer zu bewegen, ihre selbstständig freie Stellung, darin sie sich glücklich fühlte, gegen das Leben an einem ihr fremden Fürstenhofe aufzugeben. Aber ihr eigener Geist, so kräftig er auch war, hatte dennoch schon frühe unter manchem innern Kampfe es gelernt, vor Allem unter dem Willen eines höheren Geistes sich zu beugen, dessen Rath und Führung zu unserm Heil eine andere ist, als der Rath eines Menschenherzens. Ihr eigener Sinn hätte, als die öfter wiederholte Werbung um ihre Hand aus Mecklenburg zu ihr kam, gern ein Nein dazu gesagt, aber die mächtigere Stimme in ihrem Innern, auf welche sie zu achten gewohnt war, sprach ihr Ja dazu, und der eigne Wille ergab sich dem höhern Rufe.

So war der verwaisten Prinzessin Helene von Neuem eine Mutter zugeführt worden, welche für die äußere wie innere Gestaltung und Richtung ihres nachmaligen Lebens von entschiedenster Bedeutung war. Ein Freund, der als nahe stehender Zeuge das Werk gesehen hat, das mit dem Eintritt der Erbgroßherzogin Auguste in das Fürstenhaus namentlich an den Kindern begann, schreibt darüber:

„Wenn man in menschlicher Weise etwas nennen will, was die junge Herzogin Helene erzogen hat, so ist es in der That diese Mutter gewesen, und ich preise Gott, daß die Welt eine Frucht des Gebetes und des Wirkens derselben an der Frau Herzogin von Orleans gesehen und

erkannt hat. Sie war die Stiefmutter, das heißt eine von Gott selbst für die junge Seele dieser Tochter gestiftete und geweihte Mutter, nachdem die natürliche, leibliche Mutter so früh ins Grab gesunken war.“

Im Frühling 1819 verließ ich Mecklenburg und kehrte zu meinem wissenschaftlichen Berufe zurück. Der Unterricht der älteren Prinzessin des Fürstenhauses, der nachmaligen allgeliebten hochgesegneten Landesmutter Maria von Altenburg, war vollendet und hiemit meine nächste Aufgabe gelöst. Für die jüngeren Kinder des Herrn Erbgroßherzogs: Albrecht und Helena hatte eine ewige Aufsicht besser gesorgt als Menschenrath und gutmeinender Wille dies vermocht hätten, denn zu Prinz Albrecht war außer dem trefflichen Gouverneur von Brandenstein ein Lehrer gekommen, in welchem neben einer göttlichen Liebe auch ein göttlicher Ernst wohnte. Ich kann an diesen mir theuren, frühe zu seiner ewigen Ruhe eingegangenen Menschen nicht ohne Thränen einer Liebe denken, die mit den Jahren nicht schwach werden noch veralten wird. Es war der Candidat der Theologie Koch, der Sohn des ehrwürdigen alten Pfarrers zu Bellahn, der wie jener Priester und König zu Salem einsam und her unter dem damaligen Geschlecht des Landes dastand, die segnenden Hände ausbreitend im Gebet über ein weites Feld, auf welchem sein hoffender Geist ein Rauschen und Bewegen der Todtengebeine von ferne her vernahm. (Hesek. 37.) Der Sohn war diesem Vater in Gesinnung und treuen Festhalten am Glauben gleich; ich weiß nicht ob ich noch einen andern Menschen auf Erden gesehen habe, in welchem, so wie in ihm der Johanneisch-sanfte mit dem Petrinisch feurigen Geist „zur Liebe von ganzem Herzen, von ganzer Seele“ so vereint waren, als in diesem Jüng-

linge. Vor allem war es sein biblischer Religionsunterricht bei dem Prinzen Albrecht, an welchem auch die Prinzessin Helene einen reichgesegneten Antheil nahm.

Außer der Mutter Auguste, welche Gott für diesen noch zarten Baum des Lebens zu einer schützenden Mauer umher gesetzt hatte, war kurz vorher noch ein anderer starker hütender Engel zu dem seltenen Kinde gekommen: Nancy Salomon aus Genf, von welcher ich in einem der nächsten Capitel einige Worte aus dem Munde eines guten, treuen Zeugen mittheilen werde.

Was diese Vorsorge einer ewigen Weisheit mit dem schützenden Anbau um ihren Weinberg her gewollt hatte, das zeigte sich jetzt bald bei dem Ausbruch eines Sturmes, welcher die junge Pflanzung bis tief zur Wurzel hinab ergriff und erschütterte. Der edle, liebende Vater seines Hauses, der Erbgroßherzog Friedrich Ludwig starb in der Mitte seines Mannesalters, am 29. November 1819. An seinem Sterbebette ist ein heißer Kampf des Gebetes der Seinigen gekämpft worden. Dieser Kampf ist selbst an den Seelen der Kinder nicht ohne bleibende Früchte seiner Siege geblieben. Ich wurde durch die lebendigen Mittheilungen in Freundesbriefen im Geist zu seiner Stätte hingeführt.

Ueberhaupt war ich, auch seit meinen Abgang nach Erlangen in beständig schriftlicher Verbindung mit den mir theuren Seelen in Ludwigsluft geblieben, auch die Kinder hatten mir geschrieben, Prinz Albrecht schon bald nach meinem Abgang aus Mecklenburg im Jahre 1819, und Prinzeß Helene hatte unter einen Brief ihres Bruders im Jahre 1822 mit einer so sichern, schönen Handschrift, wie sie bei einem 8jährigen Kinde nur selten gefunden wird, die Worte gesetzt: „Lieber Herr Professor. Da mein Bruder Ihnen schreibt, will ich Ihnen nur sagen wie gern ich an Sie denke“ u. s.

Auch aus dem ersten eigentlichen Briefe des theuern 9jährigen Kindes theile ich hier einige Worte mit. Er ist aus Ludwigslust vom 18. April 1823 datirt:

„Lieber Professor! Wie beneide ich Frau von Bechtolzheim, die so glücklich seyn wird, Sie und Ihre liebe Familie zu sehen. Ich hoffe, daß sie Ihnen sagen wird, wie oft wir von Ihnen sprechen und von den schönen Geschichten, die Sie uns erzählt haben. — — — Unser lieber Herr Koch weiß auch recht hübsche Geschichten; ich nehme Stunden bei ihm, welche mir viele Freude machen. Bitte, bedenken Sie liebes Prochen*), daß ich keine Silbe von Ihrer Hand habe und daß ein kleines Briefchen mir große Freude machen würde. — — — Leben Sie wohl lieber Professor, vergessen Sie nicht ganz Ihre Helene. — — Meine Nancy läßt Sie herzlich grüßen“.

Ich folgte dieser kindlichen Herausforderung gerne; sie ist für mich im Verlaufe meines späteren Lebens ein Quell vieler hoher geistiger Genüsse und Freuden geworden.

*) Prinz Albrecht in seiner vertraulich liebkosender Weise pflegte mich, abkürzend, Pro statt Professor zu nennen; seine Schwester ahmte dies nach.

4. Das Greifen nach der rechten Hand.

Von dem großen heilbringenden Herrscher des deutschen Reiches Heinrich dem ersten, dem Sachsen, sagt ein alter Beschreiber seiner Thaten und seines Lebens: „er griff immer nach der rechten Hand". In der That, diese einfachen Worte sprechen das Höchste und Beste aus, was man von dem Wollen und Thun eines Menschen sagen kann. Es ist eine Gabe, die von oben, von Gott kommt und welche solchen Seelen der Menschen verliehen wird, denen der aufmerkende scharfe Sinn für jene Eingebung geöffnet ist. Auf ihrer niederen Stufe hat die Seele des Thieres einen geöffneten Sinn für die Anregungen in der irdischen Schöpfung waltenden göttlichen Ordnung, welche nicht nur die Bewahrung und Erhaltung der einzelnen Geschöpfe, sondern mit gebietender Macht den Fortbestand ihrer Geschlechter und Arten will. Denn an den Müttern der Insecten, deren Bestimmung es ist, für die Erhaltung und das Gedeihen ihres noch ungeborenen, künftigen Geschlechtes zu sorgen, kann man Handlungen wahrnehmen, welche nach ihrem Maaße einer prophetischen Eingebung vergleichbar sind. Auch unter den Menschen sind es vor Allen jene Seelen, die zu einem Werk des Lebens bestimmt sind, das für den herrschenden Geist eines ganzen Volkes, einer ganzen Zeit von hoher Bedeutung ist, an denen wir jene Mitgabe für das Leben

bewundern müssen, welche der alte Lebensbeschreiber Heinrichs I. an diesem großen deutschen Könige rühmt. Auch an jener Menschenseele, aus deren Entwickelungsgeschichte für das Leben der Zeit und Ewigkeit wir hier einige Grundzüge beschreiben, konnte man schon frühe es erkennen, daß ihr die Gabe verliehen sey, bei all ihrem Thun und Wollen nach der rechten Hand zu greifen. Ich lasse hiervon einen Zeugen von klarem Blick und treuem Herzen reden, welcher in der Zeit des Aufblühens der Prinzessin Helene zum jungfräulichen Alter sie täglich sahe.

Die Erziehung, welche die fürstliche Mutter ihrer Tochter gab, glich großentheils mehr einem liebevoll ernstem Mitgehen und Nachgehen, als einem Vorausgehen, welches strenge Nachfolge verlangt und gebietet. „Die Frau Erbgroßherzogin wußte zu gut an sich selber, was ein Charakter war, denn sie stellte diesen bei aller Zartheit des feinsten Gefühles für die Umgebung, in sich selber vollkommen dar. Desto leichter erkannte sie aber auch in ihrer jungen Tochter den kräftigsten Keim zu einem selbstständigen Wesen und Leben. Helene war für sie eine Erscheinung, welche neu und oftmals räthselhaft, ihre höchste Beachtung an sich zog. Besonders waren es die Leichtigkeit, der Muth, und die Sicherheit mit welchen die junge Herzogin Alles trieb, urtheilte, beschloß, als hätte sie nicht nöthig, sich zu besinnen, was die Mutter oft in ein Staunen versetzte, ja zuweilen ihr etwas bedenklich werden wollte. Aber diese Unmittelbarkeit hatte etwas Reizendes; es kam Alles wie aus Inspiration, mit der ganzen Fülle und Frische eines jugendlichen Herzens zum Vorschein, und ein rührendes Wohlwollen war in Allem spürbar, was sie redete, urtheilte und that."

Man hätte denken können, daß dieser Freiheit des Gemüthes, bei dieser Entschiedenheit ihres ganzen Wesens eine gewisse

Selbstzufriedenheit zu Grunde liegt, aber dies war durchaus nicht der Fall. Es war ein Geist in ihr, der über sie wachte und dessen Stimme im zartfühlenden Gewissen sie verstand. In diesem Geist erhob sie sich so über den Boden ihrer Persönlichkeit daß sie über sich selber spotten, lachen und weinen konnte. Sie hatte das Geheimniß der Selbsterziehung schon frühe gefunden: es bestand bei ihr in dem treuen Aufmerken, nicht auf das was Menschen ihr einreden wollten, sondern auf das, was die Stimme in ihrem Gewissen sagte von dem was wohlgefällig sey vor Gott, und vor Menschen recht. Sie zeigte auch schon frühe ein Verlangen allein zu seyn, mit den Gedanken, welche sie mehr und fast einzig nur durch die That des Lebens, nicht durch Worte aussprach. Denn alle Tändelei mit den Gefühlen war ihr verhaßt. Sie zog sich, je mehr sie zu dem Bedürfniß des innern Lebens heranreifte, desto öfter in ihr verschlossenes Kabinet zurück; und wenn sie aus diesem hervortrat konnte man in den lieblich ernsten Zügen ihres Angesichtes es lesen, daß sie da mit dem Freund und Herscher ihres Herzens, mit Gott geredet hatte und Er mit ihr.«

So wurde in ihr der freudige Geist in steter Kraft und Frische erhalten, der ihres Herzens Trost und ihr Glück war.

Man hat, zunächst nur achtend auf die Schicksale ihres äußeren Lebens, die Herzogin Helene von Orleans eine unglückliche Fürstin genannt. Ihre Mutter, welche diese Tochter so nahe kannte als sich selber, urtheilte jedoch anders. »Helene, so sagte sie, ist nie unglücklich gewesen. Sie fühlte sich immer an der rechten Stelle; ich begreife es selbst nicht wie? Freilich war sie schmerzlich tief gebeugt; Glück wie innerer Trost schienen von ihr gewichen nach dem Tode des seligen Herzogs, ihres Gemahles. Denn dieser war das Ideal von einem Manne, für Helene wie selbst für mich. Der

Anblick ihrer Kinder war ihr da eine zeitlang fast schrecklich, denn sie schien nur zu fühlen was die Kinder an diesem Vater verloren hatten; aber auch darüber hat sie Trost gefunden. — Ja sie war, in Kraft ihres Herzens, immer an der rechten Stelle."

In der Blüthezeit und Frische der Jugend gab sich der freudige Geist in ihr öfters auch durch ein äußeres, überaus munteres fröhliches Bezeugen kund. Am meisten dann wenn die Gespielin und Herzensfreundin ihrer Kindheit: die junge Gräfin Ida von Bassewitz bei ihr war, ein Kind von seltner Anmuth und Lieblichkeit des äußern wie innern Wesens. In Gesellschaft mit dieser spielte Helene noch gern und stundenlang mit den Puppen und den Geräthschaften derselben; sprang mit ihr noch als heranreifende Jungfrau fröhlich wie ein Kind im Garten und im Zimmer umher. Bald aber mußte die Freude an den Puppen einer höheren Lust an dem künstlerisch Schönen weichen. Auserlesene Gypsfiguren wurden die Zierde ihres Gemaches. Auf ihrem Schreibtisch, zur Rechten und zur Linken, standen unter andern auch die Figuren eines lesenden und eines schreibenden Kindes. Sie wollte sich durch diese an den Fleiß erinnern lassen, zu welchem sie durch innere Neigung sich gedrungen fühlte. "Wie glücklich", so sprach sie, sind diese Kinder, daß sie so gar nicht zerstreut sind, daß sie gar nicht aufstehen und sich gar nicht umsehen bei ihrer Arbeit: könnte ich doch auch erst mit solchem anhaltenden Eifer lesen und schreiben.

5. Der Auszug in eine Friedensburg.

Das Verlangen der Prinzessin nach einer anhaltenden ungestörten Beschäftigung ihres regen Geistes mit den Elementen des Wissens und Erkennens, zu deren gründlichem Erfassen er gemacht war, sollte, als die rechte Zeit und Stunde dazu kam in einer vollgenügenden Weise gestillt werden. Der Aufbau der schützenden Mauer, von welcher wir im 3. Kapitel sprachen, bedurfte jetzt einer stärkeren Befestigung und sorgfältigeren Vollendung und der kräftige Geist der Mutter, welcher als Baumeister zu diesem Werk berufen war, griff dasselbe mit fester Hand an.

Die geliebte älteste Tochter des Hauses, die Herzogin Marie, hatte das Glück ihres liebenden, Gott vertrauenden Herzens in der Verbindung mit einem Gemahl gefunden, auf welchem die Gnade und das Wohlgefallen seines Gottes ruhte. Sie war mit diesem: dem Herzog Georg von Sachsen=Altenburg in ihre neue Heimath gezogen. Ihr älterer Bruder Paul Friedrich, der Erbgroßherzog von Mecklenburg hatte eine edle Pflanze aus königlich preussischem Stamm als Gemahlin in sein Fürstenhaus und an sein Herz gezogen. Prinz Albrecht aber war mit dem Kammerherrn von Brandenstein und mit dem treuen Lehrer Koch zu seiner weiteren Ausbildung nach Zürich gezogen, in welchem damals noch der ehrwürdige Hess, der Antistes Geßner und andere ihnen

an Gesinnung und Erkenntniß gleiche Männer in reichem Segen wirkten. Es wäre deshalb Raum genug in dem großherzoglichen Schlosse geblieben für die Erbgroßherzogin Mutter und die Prinzessin Helene, auf welche jetzt die ungetheilte mütterliche Sorgfalt gewendet war. Auch der für die weitere geistige Ausbildung der 11jährigen Tochter berufene Lehrer Rennecke hätte, wenn man so gewollt hätte, leicht ein räumliches Unterkommen gefunden; er, der Mann, welcher zu seinem Werk durch Gottes Rath selber vorherbestimmt und an Geist und Gemüth zu demselben geweiht war. Aber die Erbgroßherzogin Mutter gedachte anders. Sie verlangte nach einer Stätte des stillen, ungestörten Wirkens für sich, und des geistigen Gedeihens für ihre Tochter. Sie ließ deßhalb durch keine Rücksicht nach außen sich halten; noch im Spätherbst 1825 zog sie aus ihrer glänzenden Umgebung im schönsten Flügel des großherzoglichen Schlosses hinweg, in das vom Geräusch der Residenz abgeschiedene Palais, das seitdem ihr erwählter, einsamer Wittwensitz geblieben ist.

Hier begann für sie und für die näher zu ihr Gehörigen ein Leben, dessen eigenthümliche Reize mir ein Brief aus theurer, lieber Hand beschreibt.

„Die hervorragende Persönlichkeit der Frau Erbgroßherzogin,“ (so äußert sich der Brief) „ihr ganzes fürstlich edles Wesen hatte uns so ganz in ihren Dienst gewonnen, daß wir von nichts anderm wußten als von einer herzlichen Neigung, ihren Sinn zu treffen. Wenn wir uns aber bestrebten, ihr diesen Sinn an den Augen abzulesen, dann erkannten wir bald, daß jener Sinn, jene Augen zunächst darauf gerichtet waren, nur das zu thun, was Gott wohlgefällig sey und was zur möglichst vollkommnen, treuen Erfüllung ihrer Mutterpflicht an Helenen dienen könnte. Und so arbeiteten

wir alle, jedes nach seiner Stellung und nach dem Maß seiner Kräfte, an einem und demselben gemeinsamen Werke. Die Hausordnung in der Friedensburg des Palais ward bald einer altchristlich bürgerlichen gleich, bei welcher die Loosung vom Morgen bis zum Abend, beim Essen und Trinken, Aufstehen und Niederlegen galt: Alles, was ihr thut, das thut in dem Namen des Herrn Jesu und im Aufblick auf ihn. Unter den näher zugehörigen Genossen des friedlichen Haushaltes hatte dann jedes ein Geschäft, das in mehr oder minder unmittelbarer Beziehung auf das Werk der Erziehung der jungen Herzogin Helene stand. Der Lehrer Rennecke begann sein Tagwerk mit Anleitung zur Erkenntniß des göttlichen Wortes und führte dann in angemessener Weise seine geistig empfängliche Schülerin in andere menschlich ehrenwerthe Gebiete des Wissens ein. Sein Unterricht nahm täglich die Zeit von 4 bis 5 Stunden in Anspruch; eine andere Zahl der Stunden war dem Unterricht der übrigen Lehrer und Lehrerinnen eingeräumt. Am Mittag aß man, wie an einem Familientisch, beisammen, nahm in den freien Stunden und auf Spaziergängen an der kindlichen Fröhlichkeit der jungen Herzogin Theil, versammelte sich des Abends um 8 Uhr am Theetische, entweder unter dem Dache der bescheidenen Borkenhütte im Garten, bei der mächtigen Silberpapel, oder im Theezimmer des Palais. Da verbrachte man zwei Stunden, theils beim Vorlesen, theils in gemüthlicher Unterhaltung und suchte dann im eigenen Zimmer den Frieden des Gewissens und die Ruhe des Leibes. Zuweilen jedoch, an sternenhellen Abenden nöthigte die wißbegierige Prinzessin ihren Lehrer und einen Theil ihrer Umgebung zu einer andern Unterhaltung als der gewöhnlichen des Vorlesens und der Gespräche. Sie wollte nicht nur die Länder und Reiche der Völker und der irdischen Sichtbarkeit kennen

lernen, wozu der Lehrer in seinen Unterrichtsstunden am Tage ihr half, sondern auch die ausgezeichnetsten Sterne und Sternbilder des Himmels so wie die Bewegungen und Anordnungen der Weltkörper des Sonnensystems. Dieser Unterricht zog sie mächtig an und sie gab ihrem Lehrer einen Erweis der Dankbarkeit dafür, indem sie mit eigener Hand auf blauen Papier eine Sternkarte zeichnete die sie ihm an seinem Geburtstag mit dem Bemerken überreichte, daß er sie diese Himmelslichter kennen gelehrt habe. „Und noch mehr wollte sie sagen, aber es versagte ihr die Stimme.“

Es lag nicht im Plane der Mutter die ausgezeichneten Fähigkeiten der Prinzessin durch hervorragende Erfolge glänzen zu lassen, sondern Ausdauer und Arbeitsfähigkeit in ihr zu erwecken, damit sie sich selber beschäftigen lerne und bleibenden Geschmack an wahrer Bildung erlange. Das war auch dem Charakter der Prinzessin ganz angemessen, denn Neigung zu Glänzen hatte sie nie. Die angemessenste Methode des Unterrichts schien uns deßhalb zu sein: die Lehrstunden zu Arbeitsstunden zu machen. Rennecke der Lehrer ging mit Einsicht und Geschick auf diesen Plan ein. So namentlich bestand der Religionsunterricht, den er ertheilte in Bibelstunden, worin ein biblisches Buch gelesen wurde. Er fügte die nöthigen Erklärungen hinzu, und überließ es dann der Prinzessin sich diejenigen Sprüche aus dem Gelesenen anzumerken und sie auswendig zu lernen, welche ihr besonders gefielen. Dieses waren dann natürlich lauter solche, die während des Unterrichts ihr wichtig geworden waren, weil sie irgend ein Verständniß bei ihr zurückgelassen hatten. Man konnte dabei sehen, wo und wie weit ihr Verständniß in den heiligen Schriftwahrheiten zu Hause war, und ihr Herz ging immer gleichen Schritt mit der Erkenntniß der Wahrheit zur Gottseligkeit. Ihr Zunehmen war in aller Hinsicht

bemerkbar; die Stunden des Religionsunterrichtes waren vor andern ihr die theuersten und liebsten, sie führten sie in ein Reich des ewig Wahren, darin ihrem Geist heimathlich wohl zu Muthe ward. Denn diese Stunden sollten kein nur dogmatisches Wissen, sondern ein Hineinleben in den Charakter des Reiches Gottes auf Erden bewirken. Der Glaube kann zwar niemals etwas Natürliches werden, oder eine Sache die sich von selbst versteht aber, dennoch wird er etwas dem Aehnliches, wenn man das Reich Gottes empfängt als ein Kind, und dann haftet es auch. Es ist der Prinzeß niemals gesagt, dieß oder daß muß man glauben, wohl aber man dürfte das mit Sicherheit glauben und es sey selig sich immer mehr von dem Geiste des Glaubens beherrschen zu lassen.

In ähnlicher Weise als die Bibelstunden wurden auch die Lehrstunden in den andern Gegenständen des Unterrichts zu Arbeitsstunden gemacht. In der Geschichte wurde die Staatengeschichte zu Grunde gelegt, und zu diesem Zweck ein passendes Werk gelesen. Daneben wurde eine Geschichtskarte des jedesmaligen Landes gezeichnet, welche sich nach und nach füllte und eine Hinweisung auf die Hauptfakta der Geschichte des Landes und seiner Bewohner enthielt. Rennecke, der Lehrer, zeichnete ebenso seine Karte mit als dies seine Schülerin that, und am Ende wurden nicht selten die Karten ausgetauscht. In der Geographie wurden ebenfalls Karten gezeichnet, und das Beachtenswertheste zur leichtern Repetition an Ort und Stelle mit Zeichen oder an die Ränder bemerkt. Nach den vortrefflichen Fähigkeiten der Prinzeß, welche unterstützt waren von Lernbegierde und seltener Pflichttreue, war ihr Alles ein leichtes Spiel. — Die durchlauchtigste Mutter wohnte jeder Stunde Vormittags wie Nachmittags unausgesetzt bei und begleitete den Unterricht mit ihrem Beistand. Ihre neuen, geistvollen Bemerkungen

ließen nichts trivial werden und was die Theilnahme der Prinzeß nicht recht ansprechen wollte, dem gab sie oft ein unerwartetes Interesse. Hier zeigte sich in ungeschminkter Einfalt ein Geist, welcher Alles gerne umfaßt, was zum Bereich seines Verstandes gehört, mit einer bewunderungswürdigen Schärfe und Feinheit des Urtheils.

Aber nicht nur die Lehrzimmer, sondern auch die Wälder und Felder waren eine Bildungsstätte, dahin die seltne Mutter ihre Tochter gern und oft führte. Sie wollte mit dieser den freudig machenden Genuß an den Schönheiten der Natur theilen, in dessen ahnungsreiche Tiefe sie selber gerne sich versenkte. Denn die Naturwissenschaften waren ein Lieblingsgegenstand der sinnlichen Anschauung sowie des geistigen (sabbathlichen) Ausruhens der Frau Erbgroßherzogin. Zahlreiche naturhistorische Sammlungen und die schönsten Bilder zum Studium der Botanik waren als Hülfsmittel vorhanden; auch die mütterlich besorgte Freundin: Caroline von Bose hatte der Prinzessin, wenn diese sie besuchte, von frühe an, statt jedem anderen Spielzeug die Naturgebilde der glänzenden, edlen Steine in ihre Hände gegeben, damit sie daran lerne, was das naturgemäße einfältige und wahrhaft Schöne sey.

Aber vom freien Felde und aus den Wäldern, wo man an so manchem schönen Nachmittag sich erging, kehren wir noch einmal zu den Abendstunden zurück, deren Unterhaltungen und Vorlesungen gewöhnlich einen Aufschwung nahmen, der zu einer Heimath führte, darin man ewig wünscht zu seyn. Ehe ich diesen näher beschreibe, gebe ich im flüchtigen Umriß ein Bild jener Persönlichkeiten, welche die Abendgesellschaft um die fürstliche Mutter und ihre Tochter bildeten.

Wenn man den Lebensgang der nachmaligen Herzogin von Orleans betrachtet, dann erscheint es unverkennbar wahr, daß gerade über ihre christliche Bildung eine besondere leitende Vorsehung gewacht hat. Denn es würde keine menschliche Vorsorge die begünstigenden Elemente einer solchen Bildung so zusammen setzen können, als sie in der „Friedensburg“ bei einander waren. Möchte es auch für fernere Zeiten eine Vorbedeutung für Frankreich gewesen seyn, zu dessen Wohlfahrt die Prinzeß doch heranreifen sollte; möchten die alten Elemente so einträchtig zusammenstehen unter Ihm von welchem der Friede kommt, welchen die Welt nicht geben kann, wie es hier vorbildlich vor Augen stand.

In der allernächsten Nähe der jungen Prinzeß begegneten sich, merkwürdiger Weise, alle drei Confessionen. Ihre vortreffliche Gouvernante, Nancy Salomon aus Genf, jetzige Frau Oberstin Madame von Bontems, war von reformirter Confession. Wer einen erkennenden Sinn hatte für tiefen das ganze Wesen des Menschen durchwirkenden christlichen Ernst, der konnte diese Reformirte im alten geistigkräftigen, nicht abgeschwächten Sinne nicht ohne Ehrfurcht betrachten. Ihre dunklen Augen, welche Geist und Leben verkündigten, waren nur gemildert durch einen eigenthümlichen sympathetischen Zug ihres Mundes, welcher eine besondere Energie bekam, wenn sie mit Wohlgefallen auf die Prinzeß blickte. Von dem zweiten Lebensjahre an hatte sie die Prinzeß unter ihrer besonderen Pflege gehabt, die französische Sprache war dieser durch sie zu einer zweiten Muttersprache geworden und blieb dieses auch bei dem allgemeinen mündlichen Verkehr in der Friedensburg. Niemand war weiter als Nancy Salomon davon entfernt sich selber etwas zuzuschreiben; was die Ehre Gottes hätte verkürzen können das war ihr ein Gräul. Sie verehrte auch an dem geistigen

Gedeihen der Prinzeß allein die Gnade Gottes und war einer Gärtnerin gleich, die ihre Blumen vor Unkraut möglichst schützt, der es aber allemal leid ist, wenn sie das harte, kalte Wasser aus dem Brunnen schöpfen muß, um die zarte Blume damit zu bedienen, weil man nicht weiß, ob es dieser auch zuträglich ist. Durch ihre Weisheit (die Frau Erbgroßherzogin pflegte wohl in Anspielung auf ihren Familiennamen zu sagen: Nancy ist eine ächte Tochter der Weisheit Salomons) hat sie das seltene Glück einer Gouvernante gehabt, daß ihre Schülerin neben ihr hinauf und über sie hinaus wuchs in allen Stücken, und das rührendste innigste Verhältniß des Vertrauens und der Verehrung damit gleichen Schritt hielt, was bei der gegenseitigen Tapferkeit mehr sagen will, als man vielleicht ahnen möchte. Denn die junge Herzogin hatte entschieden das Bedürfniß, eine Person für sich zu werden, und einen bestimmten Charakter darzustellen. Dabei kann eine Gouvernante in ihrem Amte in nicht geringe Verlegenheit kommen. Hier aber machte sich Alles von selbst, denn die Herzen waren beide richtig gestellt.

Neben dieser reformirten Gouvernante war es Fräulein Goustavie von Sinclair, eine geborne Pariserin und treue Katholikin, welche als Hofdame der Frau Erbgroßherzogin und innige Freundin der Nancy Salomon die Prinzeß umgab. Ihre vorzüglichen Eigenschaften und ihr heiterer Sinn machten sie in hohem Maaße liebenswürdig, so daß die Prinzeß sich besonders von ihr angezogen fühlte. Ueberhaupt trug Fräulein von Sinclair vieles zur Belebung des Kreises bei, wurde durch ihre Herzlichkeit und ihre naiven Aeußerungen die beliebte Gesellschafterin der Prinzeß. Hiezu kam noch eine zweite, kindlichfromme, innige Katholikin: die Frau Generalin von Both, geborne

von der Tann, von deren mütterlich zärtlichem Verhältniß zu der Prinzeß Helene schon oben (S. 12) die Rede war.

Als Stimmführer der lutherischen Confession stand neben jenen beiden einflußreichen Elementen der Lehrer der Prinzessin Dr. Rennecke da, ein Mann, welcher, wie kaum ein Anderer es vermocht hätte, die ganze Höhe seiner Aufgabe, ein Lehrer dieses außerordentlichen Kindes zu seyn, erkannte, denn es regte sich in ihm selber ein gleichartiger Flug des Geistes nach der Höhe, wo eine niemals untergehende Sonne scheint. Er konnte von dem, was er lehrte sagen: „was wir selber gesehen und ergriffen haben.“ — Wir wollen ihn hier noch weiter an der Stätte kennen lernen, dahin der Herr des Hauses ihn zum Segen Vieler gestellt hatte.

Rennecke war durch seine mannichfaltige Berührung mit den Schlesischen Lutheranen, namentlich mit Scheibel und Heinrich Steffens ein entschiedener Lutheraner geworden. Als Instructor einer Mecklenburgischen Prinzeß fühlte er sich bei all seiner Bescheidenheit und natürlichen Abneigung vor jedem confessionellen Uebermuth doch in seinem Recht, die lutherische Fahne aufzustecken. Aber sein Eifer durfte nie über jene wohlthätigen Schranken gehen, welche seine Stellung in dem Kreise ihm setzte, in welchen er hier, nach Gottes Rath geführt worden war. Man erwartete von ihm, daß er das Material zu den für alle Theilnehmer gemeinsamen abendlichen Erbauungen bringen und das Vorlesen besorgen möchte. Denn es verging kein Abend, an welchem die theure Frau Erbgroßherzogin nicht eine Erbauung innerhalb des kleinen Kreises ihres Haushaltes verlangt hätte, um ein Leben des Glaubens an den Sohn Gottes, das gemeinsame Haupt seiner Kirche auf Erden, zu wecken und zu stärken. Das unter den Theilnehmern Allen eine Gemeinschaft des Geistes durch das Band

des Friedens bestand, das hatte er bald erkannt und gefühlt. Dieses Band durfte nie verletzt und nur das in's Auge gefaßt werden, was den Frieden noch inniger, tiefer begründen konnte.

Es war Allen ein treuer Ernst, zu leben und nicht zu sterben: zu erwachen und bereitet zu werden für das Leben der Ewigkeit. Die Kraft dieses Lebens ist uns zunächst in dem Vorbild und in der Lehre gegeben, welche Christus uns gelassen hat. Neben diesem Hauptquell unseres Glaubens-Lebens sind wir aber auch auf das ermunternde Vorbild jenes Heeres (jener Wolke) von Zeugen hingewiesen, in deren Geist das Leben aus Christo Gestalt gewonnen und sich verherrlicht hat. Solche treue Zeugen und Bekenner in belehrenden Worten und Thaten aufzusuchen und sie zu hören, das muß ein seliges Geschäft seyn für Alle, die den Herrn lieben und gerne mit ihm in dem sind, was seines Vaters ist. Unter den Genossen der Abendgesellschaft bei der Fürstin Mutter und ihrer Tochter war Keines, das nicht gern sich dahin führen ließ, wo Christus und sein Naheseyn zu finden war; sie gingen alle einmüthig Hand in Hand von einem jener Berge zum andern, auf denen die Füße der Boten wandelten, welche Frieden verkündigen. (Esaj. 52, 7.)

Was man suchte, das fand man bei den ächten, vornehmsten Confessions-Männern aus der katholischen, lutherischen und reformirten Kirchengemeinschaft, welche als unverdächtige Zeugen dastehen. Die Bekenntniße von Augustinus und andere seiner für den Kreis seiner Zuhörer zugänglichen Schriften konnten das Eingangsthor in die drei innern, durch Schranken geschiedenen Räume des Kirchenschiffes bilden. Als kindlich treue Zeugen für das Leben aus Christo in der katholischen Kirche, traten dann, abwechselnd mit Friedensboten der andern Regionen: Fenelon,

Fr. Leop. Stolberg, Joh. Mich. Sailer, Feneberg und M. Boos in den Kreis herein. Unter den lutherischen Bekennern hörte man vor Allem das was Dr. Martin Luther selber sagt. Man bediente sich hierbei des damals vielgebrauchten und gesegneten Buchs von Ultsch, das als ein Denkmal der Kirchenverbesserung zur Jubiläumsfeier im Jahre 1817 (zu Neudietendorf bei Petsch) erschienen war. Es enthält auserlesene Stellen aus Luthers sämmtlichen Schriften, welche auf alle Tage und Festtage des Jahres geordnet sind. Man erfährt darin ganz gründlich, was es heiße ein Christ zu werden und zu seyn. Das Buch war überdieß sehr bequem, weil das Datum die Lektion sogleich in die Hand gab.

Aus der reformirten Kirche vernahm man die Zeugniße, welche in dem köstlichen Büchlein zusammengestellt sind: „Die heilsame Lehre" (in Auszügen aus den älteren Schriften reformirter, großentheils französischer Gottesgelehrten. Leipzig 1792 bei Kummer). Man lernt da außer den Hauptartikeln der Wallonischen Kirche in den Niederlanden und der reformirten Kirche in Frankreich im Allgemeinen „auch jene Männer näher kennen, welche als Säulen in ihrer Kirchengemeinschaft dastehen, wie Calvin, Daniel Superville, welcher durch die Wiederrufung des Edicts von Nantes nach Holland vertrieben war, wo er als Prediger starb; Jean Despagne, um welchen sich die französischen Flüchtlinge in London zu einer Gemeinde sammelten; Daillé (Dallaeus), den Erzieher der Söhne des berühmten Mornay; Montrezat, welchen Cardinal Richelieu als den kühnsten Pfarrer in Frankreich bezeichnete; Benedikt Picket, den Sänger lieblicher, geistlicher Lieder. Nächst den Bekanntschaften, zu denen die Auszüge, welche jenes Buch enthält hinführen, machte man dann auch die des

Ezechiel Spanheim, der zuerst Professor in Genf, dann Gesandter des Königs Friedrich I. von Preußen am englischen Hofe war. In seinen berühmt gewordenen akademischen Reden berief er sich viel auf Thomas, von welchem er kräftige Zeugniße von der Gottheit Christi und von seinem Versöhnungstode hervorhebt, was er immer mit großer Freudigkeit that. — Aus der Englischen Kirche wurden mehrere treue Zeugen durch ihre Schriften in den Kreis der Abendunterhaltungen eingeführt, namentlich die erbaulichen Briefe von John Newton, sowie Marshals „Geheimniß der Heiligung". Auch die Lebensbilder und tief zum Herzen redenden Zeugnisse aus den Brüdergemeinden schlossen sich den Elementen an, welche wir hier nur kurz und nicht nach ihrem ganzen Umfang erwähnten. Denn es sollte damit nur gezeigt werden, daß Gott Etwas zusammenfügen kann, was der Mensch und die Menschen scheidet. Der welcher Einen Himmel bereitet hat für Alle die ihr Hoffen auf den Tod seines Sohnes gründen, der allein kann auch auf Erden eine Union herbeiführen, welche eine himmlische Gemeinschaft: eine Gemeinschaft der himmlischen Güter ist.

Die schriftlichen Mittheilungen aus dem Inhalt der Abend-Unterhaltungen in der Friedensburg, welche mir hier vorliegen, stellen zuletzt noch eine kleine Abendlection an ihre Spitze, die der Prinzessin Helene ganz besonders nach ihrem Sinne war. Denn die Richtpunkte ihres innersten Strebens und Lebens waren darin deutlich und gründlich in kurzen Fragen und Antworten zusammengestellt, sie heißen:

„Woher stammen alle Uebel und alles Böse in der Welt? — Aus dem Dichten und Trachten des menschlichen Herzens. — Worauf sieht Gott bei dem Menschen? — Auf das Herz. —

Was prüft Gott auf allen unsern Wegen? — Das Herz. — Was ist für dieses das köstlichste Gut? — Die Gnade, welche das Herz fest macht. — Was sollen wir am sorgfältigsten behüten? — Das Herz. — Wie will uns Gott seine Wege wissen lassen? — Er will sein Gesetz in unser Herz geben. — Was ist das schwerste Strafgericht Gottes? — Wenn das unverständige Herz verfinstert und das ungehorsame Herz verstockt wird. — Wo offenbart Gott seine Liebe? — In unserem Herzen durch den Glauben. — Was bringt der Glaube? — Den Frieden Gottes in unser Herz, welcher höher ist als alle Vernunft und bewahret Herz und Sinne in Christo Jesu. — Was für Herzen hat Gott lieb? — Die Demüthigen und Zerschlagenen wird er nicht verachten. — Was soll und muß gereinigt werden? — Das Herz. — Was werden die haben, die reines Herzen sind? — Sie werden Gott schauen.

Während wir hier mit größerer Vollständigkeit den Stamm und die kräftigen Aeste des Inhaltes der Abendstunden beschrieben, dürfen wir nun auch noch einen Blick auf die immergrünen Blätter und duftenden Blüthen desselben wenden. Selbst in den Liedern des Tempels wurden einst neben den Stimmen des tiefen Ernstes und der Klage die fröhlichen Gesänge und Töne der Pauken, lieblichen Harfen mit Psalmen vernommen. In der sichtbaren Welt, die uns umgiebt, vernimmt man neben der Stimme der alten Klage der Creaturen auch das Jauchzen der Luft am Leben. So ließ die alles anordnende fürstliche Mutter auch in die Unterhaltungen der Abende gern solche Elemente eingehen, welche zwar nicht wie die Strahlen des Sonnenlichtes unmittelbar aus einer oberen Welt kamen, in denen aber diese Strahlen wie in einem munter dahin rauschenden Bächlein sich abspiegelten. Man las deshalb auch

manche unschuldig humoristische Schriften, welche in der Tonart des redlichen Wandsbecker Boten sich aussprachen. Wissenschaftliche Werke und Reisebeschreibungen wurden, wenn sie der Beachtung werth schienen und eine gute, angenehme Unterhaltung versprachen, gern angehört. Davon mögen die beiden nachstehenden Briefe der Prinzessin Helene, die sie mir in ihrem 12. und 14. Jahre schrieb, ein beiläufiges Zeugniß geben:

Sommer, 1825.

Lieber Professor!

Recht herzlich danke ich Ihnen für Ihr liebes Buch sowie für den Brief, welchen Sie so sehr gütig waren mir zu schreiben; beide haben mir eine gar große Freude gemacht.

Wie habe ich den armen Martelle*) bedauert, welcher in die Hände der Türken gefallen war und schrecklich von ihnen mißhandelt wurde, aber wie sehr gefällt mir von ihm seine große Geduld und sein starker Glaube, welcher ihm seine Lage gewiß sehr erleichterte.

Wie gerne hätte ich den lieben Pro**) mit Albrecht besucht, welcher uns so schöne Geschichten zu erzählen wußte und mit ihm die schöne Umgebung Erlangens besehen, allein diese Freude ist mir hoffentlich auf ein anderes Mal erspart.

Ihre liebe Frau, so wie Selma und Adeline bitte grüßen Sie recht herzlich von mir. Leben Sie recht wohl lieber Professor, ich bitte ein wenig lieb zu behalten

Ihre Helene.

---

*) Bezieht sich auf eine kleine Schrift, welche ich um jene Zeit in Erlangen bei Heyder herausgegeben hatte.

**) S. oben Seite 17.

Lieber guter Pro!

Sie sind wirklich viel zu gütig, noch so an mich zu denken und mir ein so liebes Büchlein zu schicken. Ich kann Ihnen nicht genug für die große Freude danken, welche Sie uns Allen dadurch machen. Wir lesen alle Abende darin, und nun haben wir Sie bis nach Lyon begleitet. Die Beschreibung der Diligence hat uns Allen sehr viel Spaß gemacht; aber es war doch recht schade, daß Sie in Ihrem stillen Vorzimmer, durch einen so unangenehmen Reisegefährten gestört wurden. Auch hat mir die schöne Geschichte von den beiden guten Kinderchen gar wohlgefallen, die im Schwarzwald auf eine so merkwürdige Weise gerettet worden sind.

Unser Albrecht hat ja vorigen Sommer eine recht große Freude gehabt, Sie, lieber Pro zu sehen. Er hat mir sehr viel davon geschrieben, so daß ich auch gern mit zur Reisegesellschaft gehört hätte, doch weiß ich nicht, ob ich so viel Muth wie Ihre liebe Frau gehabt hätte.

Diesen Sommer werden wir wohl, wenn der liebe Gott es will, eine Reise nach der Schweiz antreten, um unsern lieben Albrecht zu sehen. Ich hatte mich sehr gefreut, indem ich dachte, daß wir Sie noch in Erlangen sehen würden, nun soll es aber einmal nicht so seyn. Gott gebe, daß uns diese Freude für ein anderes Mal verspart ist.

Mama wird Ihnen vielleicht schon von meinem jetzigen Lehrer Herrn Rennecke geschrieben haben, welcher gar zu gut ist, ich habe ihn recht lieb und seine Stunden machen mir sehr viel Freude. Er kennt Sie schon, denn wir haben

ihm viel von Ihnen erzählt und er wünscht auch sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Dürfte ich Sie bitten, mein lieber Pro, mich Ihrer lieben Frau sowie Ihren Töchtern recht herzlich zu empfehlen und noch zuweilen mit Liebe zu gedenken Ihrer Sie herzlich liebenden Helene.

Ludwigslust, den 26. März 1827.

Nicht nur zur Erläuterung einiger Stellen der vorstehenden, kindlich redenden Briefe, sondern weil Alles, was den Bruder betraf, in enger Beziehung mit dem Kreise stand, in dem sich das Leben der Prinzessin Helene bewegte, erwähne ich hier kurz einige Züge aus der damaligen Geschichte des Prinzen Albrecht. Dieser besuchte mich im Sommer 1825 auf seiner Durchreise mit seinem Gouverneur v. Brandenstein in Erlangen. Ich führte meine heitern, lieben Gäste in die herrliche Gegend von Muggendorf und in die dortigen Höhlen, begleitete dieselben auch nach Nürnberg zu meinem Freunde C. v. Raumer, bei dem sie auch die Bekanntschaft meines nachmaligen Schwiegersohnes Ranke machten. Von Nürnberg aus eilten die beiden Reisenden weiter nach dem Lande dahin der innere wie äußere Zug sie diesmal führte: nach der herrlichen Schweiz. Zürich sollte dort für einige Zeit der Wohnsitz sowie eine Schule der höhern Anschauungen und Erfahrungen der innern wie der äußern Sinne seyn. Sie hatten von Erlangen aus Begrüßungen von mir mitgenommen an meinen theuern brüderlichen Freund David Spleiß in Schaffhausen, damals Professor daselbst und zugleich Pfarrer in Buch. Die Bekanntschaft mit diesem war der erste geistige Segen, den mein lieber Prinz Albrecht bei seinem Eintritt in das Land der großen Wunderwerke des Schöpfers empfing. Bald kam er näher in

die Mitte der Herrlichkeit des Landes, nach Zürich. Hier fand er bald freund-väterliche Aufnahme im Hause des theueren Antistes Gessner, Lavaters Schwiegersohne. Auch der ehrwürdige, hochbetagte Heß empfing ihn mit väterlicher Liebe und beschenkte ihn mit einer seiner geistvollen Schriften: „Reise nach der Hoffnungs-Insel.“ An Dr. Hirzel, dem Schwiegersohn des gleichnamigen Chorherrn, an Herrn Johannes Schlatter hatten die Ankömmlinge im Lande treumeinende Freunde; in den Häusern des Kaufmann Wichelhausen und Lochner ein gemüthliches Zusammenleben mit Familien gefunden, darin es ihnen, wie in Geßners Hause heimathlich zu Muthe ward. Einen unvermutheten Besuch erhielten sie auch aus Nürnberg an Raumer und Ranke.

Im Jahre 1826, auf meiner Rückreise aus Italien, traf ich nach längst genommener Verabredung in Mailand mit Prinz Albrecht, Herrn v. Brandenstein und dem Instruktor des Prinzen dem Candidaten Koch zusammen. Ich habe unsere gemeinsame Reise über den Lago maggiore, den Simplon bis nach Brieg im unteren Rheinthal von Wallis im letzten Band meiner Reise nach Südfrankreich und Italien ausführlicher erwähnt. Prinz Albrecht beschrieb mir auch in einem Brief vom 17. Oct. 1826 die weitere Rückreise von ihm und seinen Begleitern nach Zürich. In einem späteren Briefe vom 31. Oct. 1827 spricht er mit inniger Freude von dem Genuß und Segen, welchen ihm der Besuch seiner theuern Mutter und der Schwester Helene gebracht hatte. Für die beiden Geschwister war das Zusammenseyn in der Schweiz und zunächst in Zürich ein solcher Hochgenuß von Freuden gewesen als sie noch niemals vorher einen solchen hatten. Der alte ehrwürdige Antistes Heß legte noch zum Abschied segnend seine zitternden Hände auf das Haupt der Prinzessin Helene und ihres Bruders und betete

über sie und ich weiß die Worte welche der treue Priester sprach sind von nachwirkender Kraft gewesen und geblieben.

Es scheint mir beachtenswerth wie beide Geschwister bald nach ihrem glücklich fröhlichen Zusammenseyn in Zürich an Gräber und zu den ernsten Bedenken des eigenen Endes hingeführt wurden. Prinz Albrecht zuerst, und ich lasse ihn das was er dabei in seinem Herzen erfuhr selber aussprechen in einer Stelle des letzten Briefes, den ich aus Zürich von ihm erhielt (vom 13. April 1828.)

„Um einen hat sich unsere Reisegesellschaft vermindert, indem der liebe Puls*) nach einem 14tägigen Krankenlager (wahrscheinlich) an einem Lungengeschwür gestorben ist. Daß mir dieser Verlust sehr leid gethan habe, brauche ich Ihnen kaum zu sagen. — Der Anblick des Leidens und dann der Leiche läßt einen unverwischlichen Eindruck zurück. Als ich ihn zuletzt sah, saß er aufrecht, das Auge unaussprechlich matt, das Gesicht todtenbleich und eingefallen; das Leiden hatte seinen höchsten Punkt erreicht. Als ich die Leiche sah, da war es mir anders. Das Leiden war aus, die Hülle lag vor meinen Augen da, aber der Mund war für immer geschloßen, — die Seele war entflohen. „Aus" tönte es in meinem Herzen. Da ich ihn zuletzt im offnen Sarge, mit einem Strauß Blumen auf der Brust sah, schien er mir zu feiern, denn ein Lächeln lag im Munde und es ahnte mir, ihm sey wohl. — Ach ja, Gott wolle uns einst Alle an seinem Throne zusammenführen, wo kein Leid und Geschrei mehr seyn wird".

*) So hieß der treue Diener des Prinzen, der mit uns im vorigen Jahre die Reise von Mailand bis nach Brieg gemacht hatte.

Am Ende dieses Capitels möge auch ein kleines Gedicht noch Raum finden, welches die damals in ihrem 14. Jahre stehende Prinzeß Helene (im J. 1827) nach ihrer vorhin erwähnten Besuchsreise in die Schweiz niedergeschrieben hat. Wie sein Inhalt es ausspricht, mag es, vielleicht nach der Rückkehr ins Vaterland, etwa bei dem Wiedersehen des Meeres, am heimischen Strand zu Dobberan entstanden seyn. Es ist das erste Gedicht, das aus der Hand der theuern Fürstin hervorging:

Seyd mir gegrüßt ihr lachenden Hügel
Herrlich gekrönt mit grünendem Laub;
Mild umweht von Zephyrs Flügel
Werdet ihr keines Sturmes Raub.

Sey mir gegrüßt, o ruhiges Meer,
Brandende Wogen am einsamen Strand,
Spiegel dem nächtlichen Sternenheer.
Sey mir gegrüßt mein Jugendland!

Theure Bilder verflossener Freuden.
Verschwunden sind sie nach kurzem Spiel;
Möge der Schmerz vom irdischen Scheiden
Wenden das Auge zum seligen Ziel.

6. Tiefes Leid und hohe Freuden.

Die Trauer an einem Grabe, der Schmerz einer Trennung für das ganze Erdenleben, traf bald nachher das Herz der Prinzessin Helene noch ungleich tiefer und gewaltiger als ihren Bruder Albrecht. Ich habe die junge lieblich blühende Gräfin Ida von Bassewitz bereits oben (S. 21) genannt. Diese war schon von ihrem dritten Jahre an in schwesterlicher Gemeinschaft mit Helenen erzogen und nicht nur mit ihr aufgewachsen, sondern man kann sagen an Herz und Gemüth zusammengewachsen. Ida war etwas älter als die Prinzessin, diese, so fest sonst ihr Wille auf eigner Bahn zu gehen pflegte, hatte sich dennoch in ein, durch hingebend zärtliche Liebe untergeordnetes Verhältniß zu der Pflegeschwester gestellt. Jeder Wunsch, jede Regung des Willens, welche sie am Blick der Augen in Idas Seele lesen konnte, ward für Helene ein Gebot des eigenen liebenden Herzens, dem sie alsbald gehorchte. In der That das Band der Liebe, das zwischen den beiden Kindern bestand, glich dem einer vollkommen glücklichen Ehe; Helenens Stellung zu Ida jener einer Gemahlin, deren Wille nur in den Wünschen und Wollen des Gemahles lebt. Das nahe persönliche Zusammenleben der beiden wurde zwar nach dem Willen des Grafen von Bassewitz getrennt, der seine Tochter zurücknahm, um sie ihrer Mutter zu geben, dennoch genossen beide durch öfteres

gegenseitiges Besuchen und durch einen kindlich vertraulichen Briefwechsel die Freuden der Freundschaft. Da starb die geliebte Ida plötzlich wenige Wochen nach ihrer Confirmation, am 6. Sept. 1829. Der Schmerz der jungen Prinzessin war ein für dieses Alter und bei solcher fröhlichen Stimmung des Gemüthes ungewöhnlicher; er war ein Vorschmack jenes allzerreißenden Schmerzes, welcher ihr Leben 13 Jahre hernach, bei dem Tode ihres Gemahles traf. Der zarte Körper, noch nicht so wie in späterer Zeit von der geübteren Kraft des Geistes getragen, kam in Gefahr, der inneren Aufregung zu erliegen. Doch sein Bau, für künftige Tage bestimmt, hielt fest; die schwer Erkrankte genas von dem „Nervenfieber". Aber in ihrer Stimmung war neben die bald wiederkehrende Heiterkeit ein Zug von wehmüthigem Ernste getreten, welcher jedes tiefer beobachtende Auge an die Wahrheit jenes französischen Sprichwortes erinnern konnte: la tristesse est dans le coeur, la gaité est dans l'esprit. Es war dies ein Zug, welcher in einer späteren Zeit ihres Lebens, als der erschütterndste Schlag dieses getroffen hatte, in ihr noch mehr zu einem bleibenden wurde, über welchem jedoch immer die Freudigkeit des Geistes als Herrscherin gewaltet hat.

Gerade für das damalige Lebensjahr der Prinzessin ist diese schmerzlich freudige Einkehr in ihr Inneres und die Beschäftigung mit dem Gedanken an die Ewigkeit von besonderer Bedeutung gewesen. Denn sie stand damals in der Vorbereitung zu der höheren Weihe ihres christlichen Berufes für das Erdenleben, durch die Confirmation. Zwar das „liebliche Bild" der geschiedenen Freundin stand immer vor ihrer Seele, doch zog sie dieses nicht mehr so wie sonst zur Erde, sondern ihr war es als ob

„eine Liebe die nie vergeht von der Verklärten reiner auf sie herabstrahle, sie segnend von dem seligen Orte ihrer Freude". — Es war ihr ein rechter, inniger Ernst mit dem Glaubensbekenntniß das sie am 30. Mai 1830 in der Stadtkirche zu Ludwigslust vor der Gemeinde ablegte und welches sie in den nachstehenden Worten eigenhändig niedergeschrieben hatte.

„Nachdem mich Gott in seiner Gnade und Barmherzigkeit durch die Taufe in den Versöhnungsbund Jesu Christi aufgenommen, nachdem er mich mit seinem Worte bekannt gemacht und durch dasselbe zur Erkenntniß meiner Sündhaftigkeit und Verderbtheit gebracht und meine Seele durch beständiges Mahnen und Rufen zu sich gezogen hat, bekenne ich hier öffentlich den Glauben, der mir durch das Wirken des heiligen Geistes zur unerschütterlichen Grundlage meines zeitlichen und ewigen Lebens und aller meiner Hoffnungen geworden ist."

„Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde, der die Welt also geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gegeben hat auf daß Alle, die an ihn glauben nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben ererben. — Auch meiner hat er sich erbarmt mich in seiner Liebe und Langmuth angenommen und mir als seinem versöhnten Kinde, um des Verdienstes seines Sohnes willen meine Sünden vergeben. In dem Glauben an diesen seinen einigen Sohn finde ich einzig die Rettung meiner Seele und die Gerechtigkeit, mit welcher ich vor Gott bestehen kann, denn Jesus Christus hat durch seine Menschwerdung, durch sein bitteres Leiden und Sterben auch für mich genug gethan, die ich durch mich nichts vermag, und durch den Glauben an diese seine überschwengliche Liebe und Gnade macht er mich seiner Erlösung theilhaftig. Nachdem er mir nun durch seine Auferstehung und

Himmelfahrt die Pforte des Himmels geöffnet hat, vertritt er mich mit Fürbitte bei seinem himmlischen Vater, auf daß ich nun der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit lebe."

„Ihm, den ich im Glauben als meinen Erretter und Seligmacher erfaßt habe, ergebe ich mich ganz. Jede Fügung des Lebens als eine gnädige Schickung seiner liebenden Hand ansehend, bitte ich ihn, den Anfänger und Vollender meines Glaubens, mich durch seinen heiligen Geist von allem Bösen zu bewahren und in der innigsten Gemeinschaft mit Ihm zu erhalten, auf daß ich mein Leben im steten Aufblick auf Ihn führe und einst in Ihm erfunden werde. Amen." —

Die Prinzessin hatte sich zu der Feier dieser für sie so heiligen Handlung den Gesang des alten, gotteskräftigen Liedes von Martin Schalling erbeten, welches Gellert eines der ihm theuer werthesten Kirchenlieder preist. Da jedoch die erhaben schöne Melodie desselben in den Kreis unserer neueren kirchlichen Gesangweisen nicht mehr so leicht den Zugang finden konnte, als in den Zeiten der Meisterschaft der ächtkirchlichen Tonkunst*),

*) Wie sehr das alte gute Lied in früherer Zeit ein Gemeingut der Kirchen und ihrer Gemeindeglieder gewesen, das mag die nachstehende kleine Geschichte bezeugen, die ich in meinem „Alten und Neuen" unter den Mittheilungen aus dem Reiche (1828) dem Simon Pauli nacherzählt habe. Ein ehrenwerther frommer Bürgersmann in Lübeck lag am Sterben. Er hatte sein Herz durch den Genuß des heiligen Abendmahles gestärkt und freudig erhoben, da sagt er zu seiner Frau, sie solle ihm die Stadtmusikanten kommen lassen, er wolle sich noch Eines von denselben aufspielen lassen. Die fromme Frau erschrickt über diesen, wie sie meint weltlustigen Einfall ihres Mannes; der Beichtvater aber sagt, sie

mußte man auch damals das alte herrliche Lied nur von dem Sängerchor absingen lassen. Dieses jedoch schwächte den Eindruck nicht, den sein Inhalt auf alle damaligen Anhörer des vorstehenden Glaubensbekenntnisses machte, denn man kann wohl sagen, daß in diesem Inhalt nicht nur die damalige Stellung des Gemüthes der Prinzessin, sondern die treubewährte Gesinnung derselben für ihr ganzes Leben, bis zu seinem sanften Ende prophetisch sich aussprach. Es mag deshalb hier wörtlich nachstehen:

Herzlich lieb hab ich Dich, o Herr!
Ich bitt, wollst seyn von mir nicht fern
Mit deiner Hülf und Gnaden.
Die ganze Welt erfreut mich nicht,
Nach Himmel und Erden frag ich nicht,
Wenn ich Dich nur kann haben.
Und ob mir gleich das Herz zerbricht,
So bleibst Du doch meine Zuversicht,
Mein Heil und meines Herzens Trost,
Der mich durch sein Blut hat erlöst.

---

solle dem Sterbenden seinen Wunsch gewähren. Die Stadtmusikanten kommen und der Mann sagt, sie sollten ihm sein Lieblingslied: „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr," aufspielen und singen. Dieses geschieht, und als man zum dritten Vers kam: „Ach Herr, laß deine lieben Engelein am letzten Ende die Seele mein in Abrahams Schooß tragen," wendet sich der Mann zur Seite nach der Wand und ist sanft verschieden.

Der Oheim der Prinzeß Helene, Herzog Adolf, fand an diesem Liede, das ich ihm auf einer gemeinsamen Reise nach Doberan vorsprach, so großes Gefallen, daß er mich zur Erinnerung an unsere Reise um eine Abschrift desselben bat.

Herr Jesu Christ mein Gott und Herr,
Mein Gott und Herr!
In Schanden laß mich nimmermehr.

Es ist ja, Herr! Dein Geschenk und Gab
Mein Leib, Seel und Alles, was ich hab
In diesem armen Leben,
Auf daß ich's brauche zum Lobe Dein,
Zum Nutz und Dienste der Nächsten mein
Wollst mir Deine Gnade geben.
Behüt mich Herr vor falscher Lehr',
Des Satans Mord und Lüge wehr,
In allem Kreuz erhalte mich,
Auf daß ich's trag' geduldiglich!
Herr Jesu Christ, mein Herr und Gott,
Mein Herr und Gott!
Tröst' mir meine Seel' in der letzten Noth.

Ach, Herr! laß deine lieben Engelein
Am letzten Ende die Seele mein
In Abrahams Schooß tragen.
Den Leib in seinem Schlafkämmerlein
Gar sanft ohn' alle Noth und Pein
Ruh'n bis am jüngsten Tage.
Alsdann vom Tode erwecke mich,
Daß meine Augen sehen dich
In aller Freud, o Gottes Sohn,
Mein Heiland und mein Gnadenthron.
Herr Jesu Christ erhöre mich,
Erhöre mich!
Ich will Dich preisen ewiglich.

Den Worten des hier voranstehenden Liedes wohnt allerdings eine Kraft inne, welche nur die Weihe des Tempels dem redenden Geiste gibt. Nicht von gleichem geistigen Range ist das Lied, welches der Waldvogel singt, wenn der Lebenshauch der Frühlingsluft seine Brust anregt. Dennoch wecken seine Töne in dem Menschenherzen, das die Macht der höhern Weihe kennt, ein Gefühl, das mit dem Sehnen der auf Hoffnung gebundenen Creatur seine Schwingen regt zum Aufflug nach der Freiheit des erlösten Geistes, und wer das Wort kennt, das von jener Freiheit redet, der hört den Gesang des Waldvogels mit Lust und Liebe. Ich lasse deßhalb hier zwei Lieder der damals 16jährigen jungen Fürstin folgen, welche von jener Stimmung des Herzens zeugen, die in dem Lebensjahr, dessen Geschichte wir hier beschrieben, in ihrem Gemüth die herrschende war.

Dobberan, 1830.

Das Schwäne-Lied.

Könnte meines Herzens Sehnen,
Könnte meine süße Lust
Durch der Sprache leises Tönen
Dringen aus der vollen Brust!

Mächtig treibt in mir ein Wehen,
Das die Seele mir belebt,
Unaufhaltsam im Entstehen
Ist die Macht, die mich durchbebt.

Mit des Stromes Silberwogen
Sehn' ich mich — wer weiß wohin? —

Wie von mag'scher Kraft gezogen
Schwäne in die Ferne zieh'n.

Doch es tönen Zauberklänge
Tief im Innersten mir zu,
Eines Engelchors Gesänge
Wiegen mich in süße Ruh:

„Glücklich bist Du, Kind der Träume,
„Dem das Leben froh erscheint,
„Schwingst den Geist in freie Räume,
„Wo das Auge nie geweint.

„Wie mit goldnen Adlersschwingen
„Schwebst Du durch der Lüfte Blau,
„Läßt dein Lied schon früh erklingen
„Mit dem hellen Morgenthau.

„Horch', des Weltalls goldne Leier
„Tönet süße Harmonie
„Und sie stimmt zu stiller Feier
„Deine sel'ge Phantasie.

„Und die ew'gen Luftgestalten,
„Deren Reize nie verblüh'n,
„Deinem Auge sich entfalten,
„Möchtest gern mit ihnen zieh'n!

Dobberan, 1830.

Zuruf.

Zieh' dahin wie Silberschwäne
Nach dem unbekannten Dort,
Selbst die still vergoß'ne Thräne
Schwellt die Fluth und hilft Dir fort.

Fürchte nie wenn Wogen schäumen
An des Felsenthales Rand,
Schwäne ziehen ohne Säumen
Nach dem herzbekannten Land.

Wagen kühn sich auf die Wogen
Wo sie hoch und sicher sind.
Wer das Flache sucht — betrogen
Ist ein solches armes Kind!

Es ist keineswegs die Kunst der jungen Dichterin, welche wir hier zur Schau tragen wollen, denn die Prinzessin kannte um jene Zeit die Vorbilder nur wenig, bei denen die Dichtkunst der Neuzeit in die Schule gieng. Nur der Geist, welcher die schaffenden Gedanken weckte, ist es, der diesen vergänglichen Blüthen eine Bedeutung geben konnte für unsere Augen. Mag man der Form nach diese poetischen Aufwallungen eines jugendlichen Herzens mit dem Flattern eines jungen Vogels im mütterlichen Neste vergleichen; es war ein junger Adler, der bald nachher seinen sichern Flug über die Wolken nahm. Die Stärke seiner Schwingen lag nicht in den kunstreichen Worten, sondern in der innern Wahrheit seiner Gefühle und Gedanken.

---

7. Eine neue Schule des Lebens.

Der treue Lehrer und geistige Führer der 17jährigen Prinzessin: Rennecke hatte jetzt (im Sommer 1831) sein Tagwerk in dem theuern Fürstenhause vollendet; er war im Begriffe in ein Amt zu treten, zu welchem er durch unerwartete Führung und ein ihm entgegenkommendes Verlangen vieler Seelen sich berufen fand. Vorher zog es ihn noch zu einer Reise nach Süden und zunächst nach München; der theure Mann kam zu uns mit seiner geliebten an Geist und Gemüth ihm verwandten Neuvermählten. Er wurde mir durch einen Brief, der uns beiden gleich theuren Prinzessin Helene angekündigt, den ich hier mittheilen will.

Lieber, innig verehrter Professor!

Schon längst hatte ich den Wunsch, mich Ihnen schriftlich zu nahen, um dem Bedürfniß des Dankes Folge zu leisten, das Ihre interessanten Bücher in meiner Seele weckten. Doch immer hielt mich der Gedanke, ich könnte mich unbescheiden aufdrängen und Ihnen eine kostbare Zeit rauben, von diesem lieben Geschäft zurück und ich sandte im Stillen, bei dem Lesen ihrer Schriften, einen herzlichen Dank in die Ferne. Da sich mir aber jetzt eine günstige Gelegenheit darbietet, so benutze ich sie mit Freuden, um mich in Ihr Andenken zurückzurufen und Sie zu bitten,

eine kleine Arbeit, welche sich unter dem Schutz meiner Mutter zu Ihnen wagt, und die Sie an unsere Ostsee erinnern möchte, freundlich aufzunehmen*).

Unser guter Herr Rennecke wird nun wohl München erreicht haben und seinen lange gehegten Wunsch, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, erfüllt sehen. Ihre Werke, deren ich einige unter seiner Leitung gelesen habe, und unser öfteres Erzählen von Ihnen waren der Anfang einer Bekanntschaft, die er jetzt das Glück hat zu verwirklichen und deren Theilnehmerin ich unbeschreiblich gerne wäre. Ich muß mich aber seiner Rückkunft getrösten und freue mich sehr auf Alles, was er uns vom Pro erzählen wird.

Die Urwelt und die Fixsterne las ich im vorigen Jahre und freute mich über den Himmel und seine Lichter, wunderte mich über die unbegreiflichen Berechnungen der Gelehrten und schaute Ihnen nach in die alte Erde. Dieses Jahr aber öffnete sich meinem Blick eine ganz neue, eine lebende Welt in Ihrer Geschichte der Seele, welche einen gar großen Reiz für mich hat. Leider konnte ich das schöne Buch nicht mit Herrn Rennecke bis zum Schluß bringen, da seine Abreise dazwischen trat: ich beendigte es aber mit meiner lieben Mama, welche meine Verstands-Augen den zu hohen Stellen öffnete und sie zu meiner Tiefe herabzog, wenn meine Einfalt sie nicht erreichen konnte.

Nun aber wäre es unbescheiden, lieber Professor, wenn

*) Es war die vortreffliche Zeichnung einer Küstengegend bei Dobberan.

ich Sie länger von wichtigen Geschäften abhielte, ich eile daher zum Schluß mit der Erneuerung meiner Bitte um ein gütiges Andenken für

Ihre

Helene.

Die Schule in der Friedensburg blieb zwar in ihrem Bestehen und Fortgang auch nach der Entfernung des werthen vielthätigen Lehrers, denn man wußte sich, wo das Bedürfniß darnach sich regte, Belehrung aus Büchern zu verschaffen. Auch die innere Schule des Herzens in Freud und Leid blieb, was sie gewesen war; der unsichtbare Lehrer unter dessen Aufsehen und Zucht sie stand war ihr geblieben. Zu diesen Bildungsmitteln des innern und äußern Menschen gesellte sich aber jetzt noch ein drittes: eine Uebungsschule in der Welt, durch den Verkehr mit Menschen, durch Anschauungen, Erfahrungen, Heimsuchungen und Prüfungen der innern Kraft.

Von hier an wird öfters eine theuere Freundin meine Führerin und Begleiterin durch die mannichfachen Ereigniße seyn, in welchen das Leben der Prinzessin Helene seiner großen Bestimmung entgegengeführt wurde. Eine Freundin, an deren Herzen voll Liebe zu Gott und seinen Menschen das Herz Helenens oft ein Ausruhen, in deren Geist sie einen Spiegel fand, daraus ihr die Züge ihres eigenen geistigen Strebens und Bewegens klar und schwesterlich gleichgestellt entgegenblickten. Die Freundin, von welcher ich hier rede ist dieselbe, welche in einem vielbekannten Trauerhause als geistige treue Pflegerin der gebrochenen Herzen sich bewährte und die ein gutes Zeugniß von der tröstenden Kraft des Evangeliums bezeugt hat am Sterbebette eines Fürsten von treuem aufrichtigen Herzen, welchen die Herzogin Helene als einen

brüderlichen Freund liebte und ehrte. Mehrere im späteren Verlauf dieser Berichte besonders angezeichnete Stellen sind aus Briefen an jene treue Freundin genommen.

Nach der oben erwähnten größeren Reise in die Schweiz, welche durch einen großen Theil des südlichen Deutschlands ihre Richtung nahm, folgte die Herzogin Helene an der Hand ihrer treuen Mutter, der wiederholten Einladung in das neue Heimathland ihrer Schwester Marie und nach dem schönen Thüringen. Eine dieser Reisen fällt in das Jahr 1831. Man machte den Weg über Berlin, wo damals der Bruder Herzog Albrecht sich befand. In seiner Gesellschaft sah sie die Kunstwerke des königlichen Museums und mit jugendlichem Feuer nahm sie den mächtigen Eindruck in sich auf, den die Herrlichkeit der Kunstschöpfungen auf sie machte. In Weimar erfuhr sie in vollstem Maaße die Beweise jener treuen, innigen Anhänglichkeit, welche sich in der großherzoglichen Familie wie in dem ganzen Volke von der verstorbenen Herzogin Caroline auf ihre Kinder, namentlich auf Helene vererbt hatte. Mit Entzücken schildert sie den Familienverein bei ihrer geliebten Schwester Marie, in deren stillen, anmuthig gelegenen Wohnsitz zu Eisenberg. An ihrem Schwager dem Herzog Georg von Altenburg, welchen sie den „Hebel aller guten und edlen Bestrebungen“ nennt, fand sie einen bis an sein Ende treu bewährten Bruder und ein Segen der glücklichen Ehe ihrer Geschwister waren die drei lieblichen kleinen Prinzen, an deren Anblick und kindlich zutraulichem Wesen die Prinzessin ihrer Augen und ihres Herzens Lust fand. In Rudolstadt empfingen zwei treue Schwestern der ehrwürdigen Frau Erbgroßherzogin die Reisenden mit offnen Armen und liebenden Herzen.

Hier aber wurde der Genuß der Freude und des Friedens

durch die erschreckenden Nachrichten erschüttert, welche aus der Heimath von den fortschreitenden Gefahren der Cholera kamen. Die Rückkehr nach Mecklenburg durfte jetzt nicht länger verschoben werden, wenn man sich nicht der bedenklichen Absperrung oder Gefangenschaft eines Contumazhauses aussetzen wollte. Die Herzogin Maria so wie die Fürstinnen von Rudolstadt drangen ernstlich darauf, die Frau Erbgroßherzogin solle bei ihnen, in dem noch gesund gebliebenen Sachsen, den ärgsten Sturm der Seuche vorüber gehen lassen. Aber die Prinzessin hielt muthig stark an dem Ausspruch ihres Herzens, welchem dann auch die Erbgroßherzogin Mutter freudig beistimmte, daß in solchen Zeiten der allgemeinen Noth und Sorgen der treue Bürger der Erde an den ihm von Gott angewiesenen Platz, in sein Vaterland gehöre, wo er unter dem höchsten, sichersten Schutz seines Gottes stehe. So begrüßte sie denn gegen Ende Septembers (1831) „mit unaussprechlicher Freude“ — wie sie schrieb — die geliebte Heimath bei Boitzenburg an der Elbe.

Zwar waren die Befürchtungen wegen der Cholera noch nicht so bald beseitigt, dennoch ward der Prinzeß Helene die Freude zu Theil auch im Sommer 1832 in Dobberan, welche sie das „Eden ihrer Kindheit nannte“ mit all den theuren Ihrigen sich vereint zu sehen. Denn nicht nur die Herzogin Marie mit Gemahl und Kindern, sondern auch Prinz Albrecht hatte sich dort eingefunden. Auch die Bekanntschaft mit mehreren andern an Geist nicht minder als durch den Rang der Throne hochstehenden Curgästen des damaligen Sommers gewährte der 18 jährigen Prinzessin einen seltenen Genuß.

Aus der Zeit ihrer Entwicklungsgeschichte welche ich hier beschrieb liegen vier Briefe an mich, aus ihrer theuern Hand, vor

mir, deren Inhalt die Züge meiner Beschreibung ergänzen können. Ich theile sie deßhalb großentheils nach ihrem ganzen Umfang mit.

Lieber verehrter Professor!

Vielleicht erscheine ich Ihnen lästig, da ich erst kürzlich schriftlich zu Ihnen kam, doch ist es mir unmöglich einen Brief meiner Mutter an Sie abgehen zu sehen, ohne dem Wunsche meines Herzens Folge zu leisten, und Ihnen meine innigste Dankbarkeit für ihre Güte auszudrücken. Das Päckchen erhielt ich vor einigen Tagen, mit unendlicher Freude öffnete ich es, da ich darauf Ihre liebe, immer segnende und wohlthuende Hand erkannte, und diese Freude ward durch den schönen Inhalt Ihres freundlichen Briefes und der lehrreichen Bücher nur noch erhöht. Mein Dank kommt freilich etwas lange nach dem Abgang ihrer Gaben, doch litten diese einige Verzögerung, da wir den Herrn von Oettl nicht in Dobberan treffen konnten, wegen einer Reise in das schöne Sachsen zu meinen theuern Geschwistern und ihn nur einige Augenblicke in Altenburg sahen, wo er sie meiner Mutter nicht einhändigen konnte und versprach sie aus Mecklenburg nachzusenden. Während des kurzen Aufenthaltes der Königin von Bayern in Altenburg hatte ich die Freude Ihren Namen mit Verehrung und Liebe im Munde des Prinzen Otto zu hören, dessen Bekanntschaft mir doppelt interessant war, da Sie lieber Pro ein so sehr günstiges Urtheil meiner Mutter über ihn mittheilten. — Wie herrlich wenn das Gemüth „dem See der Hochgebirge" verglichen werden kann über denen der Geist schwebt. Aber auch beneidenswerth ist das Glück des Prinzen an Ihrer Seite stehen zu können und von Ihnen Lehren zu

empfangen, die nur ein solcher Professor geben kann. Zu unbescheiden würde es seyn, wenn ich durch meine langweiligen Worte noch länger Ihre Geduld in Anspruch nähme, nur bitte ich Sie von Herzen in Ihrem Gebet zuweilen zu gedenken Ihrer Ihnen innig ergebenen und Sie verehrenden Helene.

Eisenberg, am 18. Aug. 1831.

Der zweite Brief spricht die Stimmung der theuern Prinzessin in den ersten Monaten des Jahres 1832 aus.

Innig verehrter Professor!

Ich würde es mir nicht erlauben, Sie mit diesen Zeilen in Ihren Geschäften zu stören, wenn Ihre bisherige Güte mir nicht eine Bürgschaft für Ihre Nachsicht wäre. Ihnen meine aufrichtigste Dankbarkeit auszudrücken, ist mir ein Herzensbedürfniß, denn die Freude die Sie mir mit Ihrem schönen Briefe und dem interessanten Büchlein bereiteten, war unaussprechlich groß. Die freundliche Art, mit welcher Sie meine unbedeutende kleine Arbeit aufgenommen haben, hätte diese lange nicht verdient; sie freut sich nur, wenn sie zuweilen von Ihnen gebraucht wird, und freut sich, die Ursache eines so herrlichen Briefes gewesen zu seyn, in welchem das Bild des Schwanes, als Symbol des Lebensgeistes, zum Gegenstand Ihrer Betrachtungen ward, welche auch hier den Geist in eine Region versetzt, aus der ihm innere Stärkung und Segen zufließen muß.

Daß Sie in Ihrem Schreiben des großen Dreieckes der Sterne am Himmel erwähnen*), welches als Bild der Dreiheit in der Einheit Ihrem forschenden Blicke entgegenstrahlte, freute

*) Altair, Wega, Deneb, nach Hug's ältesten Mythus u. f.

mich überaus, denn dieser Gedanke hatte mich schon ganz durchdrungen als ich ihn als Beginn der Entstehung der Mannigfaltigkeit in Ihrer Geschichte der Seele fand, und gerne suche ich nun in sternenhellen Nächten jenes große Symbol unter den andern leuchtenden Welten hervor.

Die Biographie des ehrwürdigen Oberlin hat mich lebhaft interessirt, ich las sie mit großer Freude, und damit Sie sehen, lieber Professor, daß wir immer mit Ihren Schriften beschäftigt sind, muß ich Ihnen noch sagen, daß wir Ihnen jetzt, um uns ein unschuldiges Vergnügen zu machen, auf Ihrer schönen Reise durch Italien folgen, uns mit Ihnen über die herrlichen Gegenden freuen und die Heldenthaten Ihrer lieben Frau bewundern. Wir sind jetzt in Genua; da höre ich denn mit großem Interesse von den Erzeugnissen der alten Kunst erzählen, und freue mich auf die Folge, welche nach Ihrer Angabe noch mehr von der Kunst enthält.

Durch meinen lieben Herrn Rennecke, welcher mir viel von seinem Aufenthalt bei Ihnen erzählen mußte, erfuhr ich daß die Prinzessin Mathilde von Ihnen Unterricht erhielt. Aufrichtig muß ich gestehen, daß sich der Neid bei mir regte, als ich es vernahm, denn nun bin ich seit der Anstellung des Herrn Rennecke in Dargun, ganz auf die Mittel beschränkt, die er mir zurück ließ, um meine Beschäftigungen fortzusetzen; aber der Geist, der da lehrte mangelt recht augenscheinlich, und da möchte ich gar gerne das Glück eines Jeden theilen, der Gelegenheit findet in dem Gebiet der Wissenschaft sich auszubilden. Dürfte ich nur zuweilen Ihrem Unterrichte beiwohnen!

Aber mein Brief möchte doch zu lang werden und Ihre Geduld länger in Anspruch zu nehmen wäre Unbescheidenheit; ich eile daher zum Schluß; die angelegentlichsten Empfehlungen meiner Nancy Ihnen ausrichtend, — deren Sie gewiß sich noch erinnern — bitte ich Sie, lieber Professor zuweilen zu gedenken Ihrer Sie verehrenden

Helene.

Ludwigslust, 13. Februar 1832.

Ich lasse hier sogleich auch den dritten Brief, aus dem gleichen Jahre mit dem vorigen folgen, da er als ein wesentliches Glied in die kleine Reihe der Briefe gehört aus denen die damalige Stufe des Wachsthumes eines unter hoher Zucht stehenden Menschengeistes erkannt werden mag.

Dobberan, am 12. August 1832.

Lieber verehrter Professor!

Einige Worte des innigsten Dankes müssen Sie wieder von einer bekannten Kinderhand lesen und ich rechne wieder ganz auf Ihre Nachsicht und Geduld. Ihre lieben, freundlichen Zeilen und die Blätter, deren Inhalt so interessant ist, überreichte mir Ihr Freund, der geistliche Rath von Oettl*), ein Mann, der so ganz das Zutrauen des Herzens und die innigste Achtung erweckt; dessen beste Empfehlung schon bei der ersten Bekanntschaft in seiner Liebe zu Ihnen bestand. Nehmen Sie meinen wärmsten Dank für Ihr Andenken auf, dessen mich Ihr Brief versicherte; es ist ein so unbeschreiblich wohlthuender Gedanke, überzeugt zu seyn, in Ihrem Gedächtniß, in Ihrem Gebet nicht ganz

*) Jetzt Bischof in Eichstädt.

verwischt zu seyn; ich möchte sagen, er stärkt wahrhaft Geist und Herz und muß einen günstigen Einfluß auf das Leben haben.

Durch den Prinzen Otto vernahm ich auch oft Manches von Ihnen, was mich lebhaft interessirte: von dem Unterricht den Sie ihm ertheilten u. s. w. Es scheint ein lieber Jüngling, wenigstens finde ich, muß er das Interesse erwecken; schon durch sein Schicksal und durch die kindliche Art, die in ihm so ansprechend ist. Es gelang mir leider nicht, so oft wie ich es gewünscht, über ernstere Gegenstände mit ihm zu reden und doch habe ich die Ueberzeugung, daß sie auch für ihn mehr Reiz hatten, als die flüchtigen Erscheinungen dieses Lebens; aber wie oft treten nicht Störungen in unsere Wünsche, so auch unnützes Geplauder der Welt in ernstere Gespräche.

Unser hiesiges heiteres Beisammenleben im Verein mit meinen Geschwistern beschützte Gott bisher gnädig; — aber jetzt müssen wir alle scheiden von unserm freundlichen Doberan, von unserm lieben Meer, denn auch diese Ufer sind von dem Pesthauche der Cholera vergiftet. Die Trennung steht uns Allen nahe, denn jeder flieht an den Ort seiner Bestimmung, dem Beispiel der edlen, huldvollen Königin*) folgend. Sie zieht fort mit ihrem ganzen Gefolge, aber sie hinterläßt im Herzen aller derer, die sie gekannt ein bleibendes Andenken zurück. So alle lieben Bayern, die sie begleiten. Sie haben Alle durch ihr liebevolles treuherziges Benehmen mein Herz gewonnen. O wenn ganz

*) Königin Therese von Bayern, Schwester des Herzogs von Altenburg

Bayern von solchen Menschen bewohnt wird, da muß es ein herrliches, ein köstliches Land seyn.

Lieber Professor ich bitte Sie, vergeben Sie mir mein langes Geplauder; aber mir ist das Herz so schwer von der Trennung; ich möchte mitziehen und wieder einmal aus Ihrem eigenen Munde die schönen Worte vernehmen die von Zeit zu Zeit ein liebes Schriftzeichen mir verrieth. Verzeihen Sie, wenn ich Sie um die freundliche Aufnahme eines kleinen Andenkens bitte, welches gerne von Ihnen gebraucht werden möchte.

Die letzte meiner vielen Bitten soll die um ein freundliches Andenken seyn, für Ihre ihnen von Herzen ergebene

Helene.

Der vierte Brief vom 23. April 1833 ist kurz vor einem höchst bedeutungsvollen Wendepunkt des Lebens der Prinzessin geschrieben. Sein Inhalt geht zum Theil noch in die Berichte von den Erfahrungen und Begebenheiten des vorhergehenden Sommers in Dobberan hinüber und läßt noch nichts von den Ereignissen ahnen, welche schon wie schwere Gewitterwolken im Sommer, schreckend und doch von gesegneten Folgen über Helenens Herzen aufstiegen.

Ludwigslust, 26. April 1833.

Verehrter Professor!

Am heutigen Tage ist es mir unmöglich, nicht meinem längst gehegten Wunsche zu folgen, und voll Freude und Dank zu Ihnen zu kommen. Er wird mich in Ihren Augen entschuldigen, wenn ich Ihnen ein Moment der Zeit raube, die Ihnen wichtig ist. — Ist er doch ein Tag der Herzensfreude für Alle, denen Sie durch Wort

und Schrift so unendlich wohl gethan, in deren Seele Sie eine Stimme erweckt haben, die nicht von der Erde, sondern ein Echo des Himmels ist; und ein solcher Tag berechtigt auch mich, uns Alle, die wir Sie kennen und verehren, glücklich zu preisen, und Ihnen meine innigsten Glückwünsche zu einem neu beginnenden Jahr auszudrücken.

Der Dank für eine jener unbeschreiblichen Freuden, die nur Sie durch Ihre Schriften zu machen fähig sind, schließt sich an dieselben, und möchte so gerne eine andere Sprache finden, als die der todten Buchstaben, denn er fühlt nur zu gut die Schwäche derselben, sobald sich meine Blicke auf das liebe, kleine, blaue Büchlein richten*), das so mächtig zur Seele spricht, weil es Ihr innerstes Leben schildert und ein Geist in ihm weht, der Sie allein zu beseeligen vermag. Dieser Geist ist es auch, der als Vereinigungspunkt unsern Kreis am Abend um Ihr schönes Werk sammelt und einen Frieden über denselben verbreitet den ihm das Andenken an Sie noch theuer macht. Es ist immer ein wahrer Jubel, wenn ein Buch aus dieser reichen Quelle zu uns gelangt, und ein Jeder von uns schöpft darin mit Sehnsucht Erkenntniß der Wahrheit, und fühlt sich gestärkt an Geist und Herz. Es ist dies aber auch der einzige Ersatz für eine so lange Trennung, die mir eine Ewigkeit erscheint, da ja für mich, seit Ihrem Scheiden aus Mecklenburg, ein ganzes Leben liegt, in

*) Es sind hier meine „Mittheilungen aus dem Reiche" gemeint, welche Anfangs auch einzeln gedruckt erschienen, jetzt aber in meinem „Alten und Neuen" (neue Folge Bd. I., Frankfurt bei Heyder und Zimmer) stehen.

welchem ich aus den Träumen der Kinderwelt erwacht bin und erst das Leben in seiner Bedeutung zu erfassen begonnen habe. Jene Fabeln der Kindheit in denen der Keim des Daseyns unentwickelt ruht, blitzen von Zeit zu Zeit wieder hell in meiner Seele auf. Mehr als je, wie ich vor einigen Jahren im alten Nürnberg war und nun die geheimnißvollen Hallen von St. Lorenz betrat, in dessen bunten Scheiben das Abendlicht sich brach, — da in St. Stephan*) die vollen Orgeltöne in den Bogengängen verhallten und in ihnen Vergangenheit und Gegenwart sich verschmolz, — da alle Erzeugnisse der Kunst des Mittelalters mir entgegentraten, — die vier Apostel auf der alten Burg mich ernst anblickten und die ganze Stadt, ein Wahrzeichen alter Biederkeit mit ihrem Glockengetöne sich vor mir ausbreitete, und der Abendduft von Feldern und Wiesen sich erhob — da war es mir als sprächen zauberische Stimmen mir aus Allem entgegen; ich war in einem Land der Erinnerung der Kinderträume. Und Sie, der diese schönen Träume in meiner Phantasie geweckt und durch Ihre Erzählungen geschmückt hatten, mußten gerade damals so ferne seyn; ein solches Verfehlen war uns Allen unbeschreiblich leid, ich hätte Sie gerne aus Chemnitz hergezaubert. Das Andenken Ihrer lieben Töchter war mir recht nahe. Ich wußte, daß sie in derselben Gegend wohnten, kannte aber leider nicht den Ort ihres Aufenthaltes. Wenn Sie Ihnen einmal meine freundlichen Grüße sagen wollten, würde es mich sehr

*) Gewiß eine Namensverwechslung mit St. Sebald.

freuen. Es war mir so lieb, ihre Namen im blauen Büchlein zu finden.

Die lange Zeit welche seit Ihrem letzten Schreiben verfloß, war reichhaltig in jeder Beziehung, hinsichtlich auf die politischen Begebenheiten so wie auf die Forschritte der Ausbildung des Geistes dieser Zeit. Bayerns Geschichte hat sich gewissermassen mit der griechischen verflochten, und einen Moment erlebt, der in allen Herzen Begeisterung und warme Theilnahme erwecken mußte. Ein lebhaftes Interesse folgt der heldenmüthigen Expedition in das schöne Hellas, dessen Boden zu betreten eine Wonne seyn muß; dessen unglückliches Volk gewiß unter dem Schutz einer weisen Regierung aufblühen, und im Gehorsam gegen das Gesetz die wahre Freiheit finden wird, die es vergeblich in der Anarchie gesucht. Der rührende feierliche Empfang, den es seinem Könige bereitet hatte, kann zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Beglückend finde ich für denselben die Ueberzeugung, von so vielen Gebeten umringt zu seyn, die für ihn, für sein Wohl und das seines Landes zu Gott steigen. Gewiß sahen auch Sie, lieber Professor, Ihren Zögling nicht ohne Rührung scheiden und so bedeutende Verpflichtungen übernehmen; auch dem trefflichen Erzieher desselben, Herr von Oettl, muß der Abschied unendlich schmerzlich gewesen seyn. Dürfte ich Sie bitten, mich in sein mir so werthes Andenken zu rufen, seine Gespräche des vergangenen Sommers sind mir immer gegenwärtig. Auf Ihre Güte, die mich so oft beglückte, vertraue ich wenn ich noch die eine Bitte an Sie richte: mir, wenn Sie einst Ihre Gedanken schriftlich hieher wenden sollten, einen Rath

über Lektüren zu ertheilen, die Ihrem Sinne gemäß, belehrend in jeder Hinsicht wären. Der jetzige Augenblick sollte so vieles Interessantes darbieten, und doch verirren sich gar selten dergleichen Schriften in unser nordisches Land. Es schlagen aber in demselben viele Herzen für die Erzeugnisse des belebenden Geistes und sehnen sich nach ihm wie nach einem Labetrunk.

Endlich muß ich Sie aber mit meinem Geplauder verlassen, ich thue es, mich Ihrem Andenken und Gebete herzlich empfehlend.

Mit der innigsten Hochachtung, verbleibe ich, lieber Professor Ihre erkenntliche

Helene.

N. S. Meine Nancy und alle hiesigen Freunde lassen sich Ihnen angelegentlich empfehlen. Meinen Bruder, der diesen Sommer die Cur in Gastein benutzen soll und gewiß nicht jene Gegend bereisen wird ohne Sie zu sehen, würde ich beneiden wenn er mir nicht so lieb wäre.

8. Wechsel von Dunkel und Licht.

Wer von allen den nahe stehenden Freunden und Bekannten in der Friedensburg wagte noch zu hoffen auf eine Rettung des theuern Lebens der Frau Erbgroßherzogin, welche für Helene die Stelle der Mutter und des Vaters zugleich ersetzte, als dieselbe an einer Krankheit darnieder lag, deren gewaltsamer Verlauf unaufhaltsam zum Grabe zu eilen schien. Die Kunst der Aerzte wußte nichts mehr, als mit vermeintlicher Sicherheit die Stunden zu bestimmen, in denen das Wehe der Krankheit für immer ein Ende nehmen werde; die Freundinnen und Freunde, wenn sie dem scheinbaren Sterbebette sich naheten, durften den Thränen der Augen und dem Schluchzen der Brust ihre Ausbrüche nicht mehr wehren, denn die theure Kranke sah diese Thränen, hörte diese Seufzer nicht mehr. Nur in Einer Seele der nahe Stehenden war die Hoffnung nicht erloschen; der Glaube an Gottes Erbarmen und rettende Hand verließ sie nicht. Diese Eine war die neunzehnjährige Tochter Helene, welcher mit dieser Mutter die tragende Säule ins Grab versunken wäre, auf der ihr inneres wie äußeres Lebensglück beruhete. Nicht eine Miene des verzagenden, alles aufgebenden Schmerzens, sondern nur die einer freudig betenden Erhebung war auf ihrem Angesicht zu bemerken. Ihr war es eine feste Gewißheit: Gott werde ihr diese Mutter

nicht nehmen, sondern sie ihr lassen. In ruhiger Fassung und Geistesgegenwart gab sie sich, so weit ihre Kräfte reichten, bei Tag wie bei Nacht der Pflege der theuern Kranken hin. Und ihre Hoffnung ward nicht zu Schanden; die Mutter erhob sich vom Krankenlager und war den Ihrigen von neuem geschenkt.

Erst jetzt, nachdem die drohende Gefahr am Leben der Mutter vorüber war, erkannte die glaubensstarke Tochter, wie nahe ihr das Härteste gestanden sey, das sie in dieser Zeit hätte betreffen können. Sie sprach dies in dem Briefe an ihre vertraute Freundin, den sie aus dem Bade Töplitz schrieb, in den Worten aus:

„Der, welcher sich meiner gnädig annahm, schenkte mir einen kindlichen Muth, dem die Blindheit eigen ist und lüftet jetzt erst den Schleier, den Er selbst meinen Blicken verliehen. Jetzt lebt Alles, in und außer mir auf; meine Berge, meine lieben schönen Berge singen mit mir ein Freudenlied. Sie freuen auch so unendlich meine liebe Mama, die heute schon zum zweiten Mal ausfuhr. Das Gefühl des Wiederauflebens, der Reiz jedes neuen Gegenstandes beglückt sie; kaum erinnert sie sich der Krankheit und aller ihrer Leiden; jetzt tritt ihr Alles heiter entgegen.“

Der Aufenthalt in Töplitz und der Gebrauch seiner heilenden Quellen war aber nicht nur zunächst durch die Wiedergenesung der allgeliebten Mutter für Prinzeß Helenen ein hochgesegneter, sondern wurde auch noch in anderer Weise ein höchst bedeutungsvoller für ihr ganzes Leben. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, dessen ganzes Thun und Leben ein Zeugniß für die Wahrheit des Spruches ist: „Er läßt den Aufrichtigen es gelingen und beschirmt die Frommen“ (Sprüchw. 2. V. 7.), verweilte

auch in diesem Sommer (1833) nach seiner Gewohnheit, mehrere Wochen in Töplitz. Prinzeß Helene, eine seltene Erscheinung fürstlicher Weiblichkeit durch ihre Herzensgüte und liebenswürdige Einfachheit, wie durch ihre geläuterte Geistesbildung und ihren würdevoll bescheidenen Ernst, hatte für ihn noch ein besonderes Interesse als die Schwägerin seiner Tochter, der Gemahlin des jungen Erbgroßherzoges Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin. Er besuchte sie selbst und empfing bei dieser Gelegenheit einen tiefen Eindruck von dem seltenen Tact, womit die junge Prinzeß ihn empfing und unterhielt, stets geleitet von ihrem richtigen Verstand und ihrem rein gestimmten Gemüth. Dieser Eindruck war aber kein flüchtig vorübergehender, sondern er war in dem väterlich treumeinenden Herzen des edlen Königs geblieben, als dieser nachmals durch sein Wort und seinen Rath die Wahl des jungen Herzogs von Orleans zu einer Gemahlin auf die hochbegabte Prinzessin Helene von Mecklenburg lenkte.

Von Töplitz aus nahmen die beiden Fürstinnen ihren Weg zuerst nach Dresden, wo sie mehrere Tage verweilten. Kunst und Natur wirkten in dieser schönen Stadt in gleicher Mächtigkeit auf den Sinn der Prinzessin ein. Namentlich regten die Meisterwerke der Kunst, welche sie dort sah, ihre freudige Bewunderung auf. Und ihr Urtheil wie ihr Geschmack waren von so scharfem, feinem Gefühl, daß sie immer sehr bald das erkannte, was der Bewunderung wahrhaftig würdig sey und es von dem unterschied, an welchem nur die Schaar der Gaffer ihre Lust und Befriedigung findet. „In der Kunst“, so schrieb sie der jungen Freundin und Landsmännin, „wie im Leben liegt eine ewige Wahrheit unter vergänglicher Form. Die Wahrheit ist das, was das Herz beim Anblick von Kunstwerken bewegt, die Form ist nur das Gewand

welches nach äußeren Gründen wechselt. — Der falsche Enthusiast ergreift aber die wechselnde Form und hält sie für die Wahrheit" —

Nach ihrer schweren Krankheit sollte die Frau Erbgroßherzogin Auguste den Winter in Jena, in der unmittelbaren Nähe des großen, berühmten Arztes, Geheimrath Dr. Starke, zubringen und dann im nächsten Sommer noch einmal den Gebrauch eines böhmischen Bades wiederholen. Mit den immer mehr zunehmenden Kräften des Leibes erwachten in der Wiedergenesenen zugleich die Lebensregungen des Geistes, welcher sein rechtes Element im Erkennen dessen fand, was des Erkennens werth ist. Die hochsinnige Fürstin wußte bald einen auserlesenen Kreis von Gelehrten und Lehrern der Jenaischen Hochschule um sich zu versammeln, ließ sich von ihnen einführen in alle Tiefen ihrer Wissenschaft und regte auch den leicht beweglichen Geist der Prinzessin Helene zu diesem Geschäft des Einsammlens von Erkenntnissen an, welches einem Tagwerk der Bienen glich, die mit unabläßigem Fleiß den Nectar, aus welchem sie in ihrem Innern den Honig bereiten, aus den Blumen zusammentragen. Die Prinzessin fühlte sich in dieser geistigen Geschäftigkeit ganz unbeschreiblich glücklich. "Unser hiesiges Leben", so schrieb sie der Freundin, "ist still und bewegt; von außen einförmig, innerlich reich an schönen Freuden". — "Die Professoren sind höchst mittheilend — — unendlich anregend ist diese schöne, goldne Zeit."

Die Nähe von Eisenberg machte das öftere Sehen ihrer Schwester, die noch größere Nähe von Weimar den Besuch bei ihren mütterlichen Verwandten so leicht, daß dies den eigenthümlichen Reiz des Aufenthaltes in der Musenstadt an der Saale sehr erhöhte.

"Himmlisch schöne Tage", so schrieb sie, "verlebte ich

im Kreise meiner Verwandten, von Anklängen aus dem Leben meiner Mutter umgeben und lernte viel des Guten und Interessanten dort in dem ehemaligen deutschen Athen kennen. Mit Mühe riß ich mich aus der lieben Ilmstadt los."

So endete für die junge Fürstentochter das Jahr 1833 als ein Jahr der Freude und das Jahr 1834 begann für sie in dankbaren Erinnerungen.

"Ich wundre mich immer", so schrieb sie beim Anfang desselben an die Freundin, "aller Freuden, die mir Gott beschert, gleichsam als wolle Er mich für die Vergangenheit und Zukunft entschädigen. Er zieht mit seiner Vaterliebe mich mächtig an sich; vermöchte ich nur in meinem Leben ein Dankopfer zu bringen. Dieses Jahr seit der Herstellung meiner Mama war wahrhaft freudenvoll und genußreich in aller Weise" — — — „Möchte nur die Freude nicht gehaltlos und nichtig verfliegen wie das Abendgewölk, sonst müßte ich mir Thränen wünschen, um Herz und Geist reifen zu sehen. Denn was ist der Glanz der Freude und Wonne, wenn er die Seele nicht zum Himmel zöge, zum Urquell der Wonne und Seligkeit."

Und dieses Verlangen nach einem Zug des Herzens, der nach oben gieng, käme er auch unter Thränen, wurde im Jahre 1834 nur zu reichlich gestillt. Prinz Albrecht, an dessen Leben auch das Leben der Schwester wie der Mutter mit seinen liebsten Hoffnungen für die irdische Zukunft hieng, war seit einem Sturz mit dem Pferde von einem Kopfleiden heimgesucht, und durch einen spätern Fall von dem alten Gemäuer der Lobedaburg bei Jena, wie er mir erzählte, noch gesteigert worden war. Als ich ihn bei seinem

zweiten Besuch bei mir in München, im Jahre 1833, auf seiner Rückreise aus dem Gasteiner Wildbad wieder sah, da fand ich ihn, im Vergleich mit seiner Erscheinung bei dem ersten Besuch im Jahr 1828 merklich verändert. Zwar im Gespräch mit Freunden zeigte sich sein Geist noch eben so lebendig und regsam als damals, aber die jugendlich frische Heiterkeit war einer ernsteren Stimmung gewichen, die sich öfters mitten im fröhlichen Gespräch auf den Mienen seines Angesichts abspiegelte. „Wüßten Sie", so sagte er zu meiner Frau, „welche Schmerzen in meinem Kopfe ich ohne Aufhören zu dulden habe, Sie würden mein öfteres, ernstes Schweigen mitten im Gespräch der Freunde wohl begreiflich finden."

Diese Stimmung nahm übrigens nicht bloß aus einem leiblichen Leiden ihren Ausgang, sondern sie kam aus einer tiefen Anregung seines Herzens, welche er gegen mich in einem Briefe aus Gastein aussprach, darin er mir seinen Besuch in meinem Hause ankündigte. Ich theile diesen Brief hier nachstehend mit:

Im Wildbad Gastein 28. Juni 1833.

Mein innig geliebter Lehrer!

Bei meiner Abreise von Berlin erhielt ich durch meine Mutter die frohe Nachricht, daß Sie mir gerne erlauben würden auf dem Heimwege bei Ihnen einzusprechen, einmal nach alter Art mit Ihnen leben zu dürfen. Meine Worte vermögen die tiefe Freude nicht auszudrücken, die mich bei dem Gedanken erfüllt, Sie wieder zu sehen, Ihnen zu sagen daß, nach Jahren und mannigfaltigen Begebenheiten, ich Sie eben so kindlich und herzlich liebe wie sonst. Mich verlangt sehnlich Sie zu sehen, recht herzlich mit Ihnen zu

reden, Ihren Rath, Ihren Segen zu holen. Seit wir uns nicht sahen, sind recht schlimme Zeiten über mich hingestrichen, wo ich in großer Gefahr war an der Seele Schiffbruch zu leiden, weil die schlimmen Keime des angebornen Zuges nach unten sich zu entwickeln anfingen. Da war aber, mitten unter solchen Stürmen eine Stimme, die mir unabläßig zurief oder mich, wie ein lieber bekannter Ton aus der Kindheit ansprach; da kam jenes mächtige Unbehagen, welches mich daran erinnerte in mir sey ein edler Sklave, dem ich die Freiheit schuldig sey. Durch das schale Treiben der Welt, wie durch die Bedenkzeit auf dem Krankenlager redete der Herr zu meinem Herzen, bis ich einen gründlichen Eckel vor all dem Nichtigen bekam. Jetzt hat mich mein Gott Herr werden lassen über meine Leidenschaften und mit dem guten Gewissen kehrte die Lebensfreude zurück, die ich schon verloren hatte. Ihnen, theurer Professor, das Alles mündlich zu sagen, von Ihnen wieder die alte, liebe Sprache des Herzens zu hören, ist eine wahre Wohlthat für mich und ich danke Ihnen von Herzen für die Erlaubniß dazu.

Ich verlasse an Gastein einen Ort, wo ich nach langer Zeit einmal wieder recht glücklich gewesen bin. In Berlin wird es mir immer so weh ums Herz — — —

Es war mithin ein seliges Gefühl, welches in mich einzog als ich hinausfuhr, meinem lieben Süden entgegen. Es war als käme ein anderer Geist über mich, ich ward ruhig, ernst und froh. Jenes aufmerksame Anschauen wurde mir wieder möglich, womit wir Eindrücke in uns aufnehmen und sie fruchtbarlich verarbeiten. — Die Reise war aber

auch herrlich. Erst nach Dresden, wo ich lange genug blieb um die Gallerie mehr als blos flüchtig zu sehen und die sächsische Schweiz zu besuchen. Dann über Töplitz nach Prag, der alten Königswittwe mit ihrem in den Gräbern der Heiligen und Fürsten verschloßenen Archiv der alten böhmischen und deutschen Geschichte, die lauter zu dem Beschauer redt, als alle Papier-Protokolle unsrer kritzelnden Zeit. Von Prag nach Linz, wo meine lang entwöhnten Augen zuerst wieder den Schnee der Alpen erblickten. Ferner über den Traunsee nach Ischl, am St. Wolfgangssee vorüber nach Salzburg, der herrlichen Stadt. Dort dachte ich recht viel an Sie und meinen lieben Oettl. Nachdem ich den Königsee besucht und auf die Schneefelder vom Watzmann geklettert, kam ich durch die Päße Lueg und Klamm hieher. Hier lebe ich nun still fast einen Monat, gegen 3000 Fuß über dem Meer mitten im Schooße des Hochgebirges. Und wenn ich so hingehe durch die Felsen an den Abgründen, wenn ich hoch auf dem Schnee das spielende Licht der Sonne, um mich das sinnig stille Leben der Pflanzenwelt sehe, und durch das Alles der ernste, immer gleiche Ton des Wasserfalls, wie der Pulsschlag dieses Naturlebens zu meinem Ohr steigt, — dann wird es in mir stille und heilig, alle lieben und guten Gedanken der Kindheit ziehen wie ein leiser Schmerz durch meine Seele, meine Freude wird ein stummes Gebet und ich gelobe mir treues Halten an den Gott meiner Kindheit und meines Alters. — Zudem lebe ich hier mit lauter lieben Menschen, in deren Gesellschaft es mir gar wohl und heimisch ist. Hier ist auch der Erzherzog Johann mit seiner Frau, ein edler

Herr! das Bild eines kernhaften deutschen Mannes. Man frage ihn was man will, er weiß von allem Bescheid; in Tirol und Steiermark kennt er jedes Thal, jedes Dorf, die meisten Familien in Häusern und Hütten. Sein edles, habsburgisches Gesicht trägt den Stempel der reinsten Güte. Dabei geht er in einem einfachen schlichten Bauernrock und ist in seinem ganzen Betragen eben so schlicht und ernsthaft als liebreich

Anfangs August, den Tag kann ich nicht bestimmen, verlasse ich Gastein, und ich reise dann vermuthlich über Insbruck gerade nach München. Da will ich ohne Umstände, weil ich weiß daß es Sie erfreut, gleich Ihr liebes Haus aufsuchen und als Wanderer um Aufnahme bitten. Ich frohlocke jetzt schon bei dem Gedanken, wenn ich mich wieder in alter Liebe und Herzlichkeit zu Ihnen wenden werde und ich freue mich Ihnen nicht einen entfremdeten Menschen sondern den treuen Sohn vorzustellen, dem es mit dem Guten ernst ist und der sich nach Ihnen sehnt.

Wie freue ich mich auf alle meine Münchener Lieben. Grüßen Sie einstweilen recht herzlich, Ihre liebe Frau, meinen guten Oettl und Dr. Ringseis.

Noch einmal danke ich Ihnen, lieber Professor recht von Herzensgrund für ihre liebe Erlaubniß und erwarte froh den Augenblick, wo ich es Ihnen selbst sagen darf.

Ich bin mit alter Liebe Ihr treuer, ehrerbietiger Schüler

Albrecht Herzog v. Mecklenburg.

Nach der Rückkehr des Prinzen in sein nördliches Vaterland steigerte sich sein Kopfleiden in sehr bedenklicher Weise. Wie die Aerzte es vermutheten und wie später es vor ihren Augen sich

ergab, hatte sich eine Anschwellung in einer der Gehirnhöhlen ausgebildet. Der Druck dieses krankhaften Gebildes auf die innerste Mitte des Gehirns führte öfters krampfhafte Zufälle herbei, welche mit heftigen Schmerzen wechselten. Der Aufenthalt im Franzensbad, im Frühling 1834 war ohne günstigen Erfolg geblieben, man brachte den Kranken wie einen Sterbenden nach Ludwigslust. Die Leiden desselben nahmen eine Form an, durch welche sie für alle theilnehmende Zeugen ein Anblick des herzzerreißenden Schmerzens wurden. Dennoch blieb der selbstbewußte Geist mitten in dem zusammenstürzenden Gebäu des Leibes noch wach und äußerte sich oft in tiefrührender Weise in Worten der Liebe und ernsten Ergebung. Endlich am 18. Oktober 1834 war der harte Kampf geendet, man trug den Leichnam des 22jährigen, mit den schönsten Gaben des Leibes und der Seele so reichgeschmückten Jünglinges, wie einen, nach der Mühe eines heißen Tages sanft Schlafenden, in die Fürstengruft, zu den Särgen seiner beiden Eltern.

Wer die Prinzeß Helene in der Zeit gesehen, wo das Leben des Bruders auf dem Kampfplatz der Todesschmerzen Schritt vor Schritt seinem Ende entgegengieng, der konnte wohl kaum noch eine Spur des freudigen Geistes gewahr werden, der sonst ein beständiges Eigenthum ihres Wesens war. Dennoch war dieser nicht von ihr gewichen, sondern nur in einen dichten Trauerflor verhüllt.

„In dem Ernst des Lebens“, so schrieb sie nach dem Tode des Bruders ihrer Freundin, „liegt der Keim zu meinem Glück in der Ewigkeit.“

Sie gab sich jetzt nur eifriger dem Streben hin: „die Bande mit Denen, die ihr auf Erden geblieben, noch fester anzuziehen und sie zu heiligen“. Ihr ganzes Wesen sprach sich nur in

Worten und Thaten der Liebe aus, zunächst gegen die Ihrigen, in weiterem Kreise aber gegen Alle, welche für diese Ansprache empfänglich und ihrer bedürftig waren. Sie verstand es wohl einen tiefen Schmerz im christlichen Sinne zu tragen. Schon damals, sowie später in noch ausgezeichneterem Maaße wurde ihr in dem Gefühl des eigenen inneren Schmerzens und Leidens ein überaus zartes Mitgefühl für jedes fremde Leid gegeben und eine seltene Kraft und Fähigkeit Betrübte zu trösten. So vergieng der Anfang des Winters von 1834 meist in dem seligen Geschäft des Wohlthuns an Armen und der Tröstung der Betrübten.

Mir schrieb sie am 14. Januar 1835 aus Ludwigslust den nachstehenden Brief, aus dessen Inhalt die damalige Stimmung ihres Gemüthes wohl erkennbar ist.

Innig verehrter Professor!

Sie haben Ihn mit uns geliebt, Sie haben Ihn mit uns beweint und freuen sich nun auch mit Ihm über die ewige Freude, die seiner Seele nach kurzen aber heißen Tagen gereicht wird, zum Trost für alle Leiden und Schmerzen; über den himmlischen Frieden, den das brennende Sehnen auf Erden gesucht hatte und dessen selige Ahnung der Glaube ihm gebracht. Ein Gemüth wie das seinige konnte in so namenlosen Leiden nur durch die Kraft Gottes zur Geduld und Sanftmuth geführt werden; in diesen rührenden Erscheinungen seiner letzten Lebenszeiten bewährte sich recht tröstlich die stärkende Hülfe Gottes, die einen stillen, seligen Ernst über ihn verbreitet hatte und die ihn vorbereitete durch kindlichen Gehorsam und Ergebung in den heiligsten Willen zum Anschauen des ewigen Lichtes. Diese beseligende Ueberzeugung von einem unverwelklichen Erbtheil,

welches er nun errungen hat, ist das Gnadengeschenk, das unserm gebeugten Herzen in der Stunde seines Todes verliehen wurde und das schönste Eigenthum, welches der Stachel des Zweifels und der Schmerz eines nun vereinzelten Lebens nicht zu rauben vermögen; es war dieser feste Glaube an sein seliges Fortleben, an ein seliges Wiederfinden das Siegel der Wahrheit, und wird uns, einem mahnenden Engel gleich, dessen Blick zum Himmel weist, auf der noch zu durchlaufenden Lebensbahn begleiten, als ein sicheres Pfand und heiliges Band zwischen dem ewigen Jenseits und dem trüben Diesseits.

Es fühlt die Seele recht tief in den Stunden des bängsten Schmerzes, wie dieselben die Läuterungsmomente des Lebens sind, und sie lernt die mächtige Hand küssen, die sie so tief gebeugt hat und deren mächtige Hülfe sie allein vor der Verzweiflung bewahren kann. — Sie erwähnen so schön und rührend dieses himmlischen Trostes in Ihrem Briefe, theurer Professor, lassen Sie mich den innigsten Dank dafür ausdrücken wie für Alles, was Sie an uns gethan. Auch darf die Schwester Ihnen den letzten Dank des Seligen noch zurufen für alle Liebe, die Sie ihm in seinem Leben bewiesen, für den reichen Segen, den Ihr Gebet, den die Verehrung gegen Sie seinem Herzen gebracht hat? Aber nein, der schönste ewige Dank liegt in dem Bewußtseyn der Liebe und der Fürbitte, und Sie finden ihn reicher, als Worte ihn schildern können, in dem Vertrauen auf Erhörung Ihrer Gebete.

Von mir darf ich Ihnen nichts sagen, den ich würde erröthen zu klagen, während ich meinen geliebten Bruder

in dem seligen Land der Ewigkeit weiß, und dennoch bin ich zu schwach, um nicht meine Blicke auf mein vereinzeltes Leben zu richten und die Trauer zu besiegen. Wie sollte ich auch das frohe, kindliche Lebensglück noch erwarten, da der Glanz, die Freude, der Stolz meines Lebens entschlafen ist und nun einsam, wie die Ranke ohne Stütze meine Hoffnungen hin und her sich wiegen. Doch nein, nicht hin und her, himmelan, wo ich Alles, Alles wiederfinde, zieht das Band der Liebe mich fortan, in das Land, wo das namenlose Sehnen gestillt und die stille Thräne getrocknet wird. — Ja, der Schmerz ist gut!

Haben Sie noch den wärmsten Dank, lieber Professor, für den freundlichen Wunsch mir eine Freude zu bereiten, die meinem Albrecht bestimmt gewesen war, und seyen Sie versichert, daß mir jede Kleinigkeit aus Ihrer Hand von großem Werthe seyn würde, und dieses schöne, sinnreiche Geschenk, welches von einem Namen redet, der mir so theuer ist*), nun einen doppelten für mich haben wird. Ihre Blicke ruhten gerne auf jenen Zügen, die den hohen Geist des Dichters verrathen. Ihre Güte hatte meinem Bruder dieses Bild der Gotteskraft zugedacht und jetzt soll mein kleines Gemach damit ausgeschmückt werden — wie könnte mir etwas lieber seyn, als dieses Andenken so schöner Erinnerungen. — —

Ich bringe Ihnen noch schließlich die Grüße der Unserigen: meiner Mutter, die Ihnen selbst nächstens zu schreiben gedenkt, meiner Schwester und des Prinzen; auch

*) Von Dante's Namen.

die Generalin von Both, meine Nancy und der gute Lenthe bitten um ihr Andenken; unsere treue Freundin Bose grüßt Sie jetzt aus einem besseren Lande als dem mecklenburgischen. Noch die eine Bitte kann ich mir nicht versagen, ehe ich von Ihnen scheide, auszusprechen; die Erhörung liegt in Ihrer Güte und Liebe für meinen seligen Bruder. Ein Andenken aus seiner Verlassenschaft in Ihren Händen zu wissen, wäre mir ein so lieber, freundlicher Gedanke, denn ich dürfte hoffen, daß Ihnen dasselbe zuweilen sein Bild vor Augen führen würde. Darf ich es mit der nächst abgehenden Fahrpost absenden? Ich glaube ein freundschaftliches Ja zu hören und wage vertrauensvoll die Ausführung meines Wunsches, eine Ermunterung bleibt mir Ihre Theilnahme — möge sie der armen, unwürdigen Schwester ein Vermächtniß des Vorangegangenen seyn und segensreich für mein Leben wirken."

Mit der allerinnigsten Verehrung bleibe ich lieber Professor

Ihre treu ergebene Helene.

Einen freundlichen Gruß Ihrer lieben Frau; wenn sie den Herrn Oettl sehen sollten, so rufen Sie uns in sein Andenken. Er war meinem Bruder unendlich theuer, und verdient unsere große Verehrung. Ihren Freund Schorn kennen gelernt zu haben, interessirt mich sehr lebhaft; er ist eine Stütze für Weimar.

Auf diesen Brief folgte noch ein anderer vom 20. Februar 1835.

Verehrtester Professor!

Ohne eine Bejahung für meine Bitte zu erwarten, habe ich den Muth sie zu erfüllen, auf das Andenken rechnend,

das Sie gewiß einem theuern Vorangegangenen zollen, auf die Liebe, die Sie ihm von jeher bewiesen haben.

Ich habe gedacht das Fernrohr, welches immer auf seinen Reisen in der Schweiz und den Thälern Schlesiens den Herrlichkeiten der Lombardey und den Sandsteppen der Mark seinem Auge entgegengetreten, könnte vielleicht auch Ihnen nützlich werden auf den Bergen Hiobs und vielleicht sonst noch auf der großen Reise, (deren Plan meinen Bruder so entzückt hatte und zur Theilnahme gereizt), welcher die classischen Fluren des schönen Hellas und die Quellen eines Nils umfaßte. Und wenn Sie es nützlich finden, blicken Sie doch zuweilen aus demselben und denken Sie mit Liebe an einen seligen Geist, der Ihnen verwandt zu werden wünschte.

Nehmen Sie noch die Versicherung meiner innigsten, kindlichen Verehrung auf und erfüllen Sie mir die Bitte, die auf Ihr Andenken hofft.

Helene.

Meine Antwort auf den ersten der vorstehenden Briefe so wie mein Dank für die Gabe des schönen Dollond'schen Fernrohres, das von dem zweiten Briefe vom 20. Febr. 1835 begleitet war, hatten ihr Ziel glücklicher erreicht, als der Gypsabguß der Büste von Dante, welcher nach langer Zeit, wie ich erst später erfuhr, in zerbrochenem Zustande in die Hände der huldvollen Empfängerin kam. Dennoch ließ diese in Ihrem Briefe, der die Ankunft der Kiste mir meldete, nur das Gefühl der Dankbarkeit sprechen, das meinem guten Willen gelten konnte und redete nur von Dantes Geist und dem Eindruck den sein „Lied der Ewigkeit" seine Divina Comedia auf ihr Gemüth gemacht habe und fortwährend mache,

ohne dabei der Büste zu erwähnen. Leider muß ich den Verlust oder das Verschwinden dieses Briefes unter meinen Papieren beklagen. Doch ist mir der Inhalt desselben nicht ganz aus der Erinnerung geschwunden. Ich war in der Zeit, da ich ihn erhielt, schon unablässig mit Arbeiten beschäftigt, welche vor meiner Reise nach dem Morgenlande beendigt werden und diese möglich machen sollten. Dazu traf mich vom Herbst 1835, bis zum Herbst 1836, wo ich meine Reise begann, die Reihe für ein Fakultätsgeschäft meines Lehramtes an der Universität, das einen Theil meiner Zeit und meiner Kräfte dahin nahm. Hiedurch mag das Verschwinden des letzten Briefes, den mir die theure junge Fürstin aus Ludwigslust schrieb, unter Papieren, zu deren sorgfältigern Beachtung ich keine Zeit fand, begreiflich werden.

Ich wende mich aber von dieser Zeit der unruhigen Erwartungen und stillen Hoffnungen hinweg zu dem geschichtlichen Bilde eines Lebens, welches damals an der Pforte jener Jugendträume stand die von prophetischer Bedeutung sind.

---

9. Das Leben ein Traum.

Für solche Menschenseelen, denen die Gabe einer höheren Hoffnung verliehen ward, ist das leibliche Leben der Erde in allen seinen Wechseln ein fortwährender prophetischer Traum, welcher zu seiner Erfüllung kommt, wenn aus dem Tode des irdischen Leibes ein neues Leben des Geistes hervorbricht. Der Anfang dieser Erfüllungen wird uns in dem Spruch jenes Apostels beschrieben, welcher durch Worte und Thaten es bezeugt hat, wie so ganz er die Bedeutung und Bestimmung des Erdenlebens erkannt habe, als eines vorbildlichen Traumes für die Erfüllung im Leben der Ewigkeit. „Wir wissen aber," so spricht er, „daß, wenn unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird, wir einen Bau haben von Gott erbaut; ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel."

Diese hohe Verheißung geht zwar für den Menschen, welcher an jener Hoffnung festhält, die nie zu Schanden wird, erst dann in ihre schließliche Erfüllung, wenn sein Geist die sterbliche Hülle verläßt, vorbildlich aber erfährt er dieselbe öfters in seinem Leben, wenn ihm ein Bau zerbrochen wird, den er in seinem Traume sich selbst begründet und aufgerichtet hat, um unter seinem Dache sicher zu wohnen. Das arme Menschenwerk, dem er, wie einem Schiffe das Glück seiner irdischen Gegenwart und ihrer Zukunft anvertraut

hatte, bricht im Sturm zusammen; er sieht sich verlassen, mitten in Nacht und Nebel auf einem schwankenden Brett. Aber die unsichtbare Hand eines ewigen Erbarmens hat die Wogen und das Treiben des Windes geleitet; es wird Morgen und der scheinbar Hilflose, da wo für ihn Alles aus zu seyn schien, sieht sich gerettet an einer glücklichen Insel, auf welcher er Arme findet, welche liebend ihn aufnehmen, und bei ihnen Friede und Freude.

Der Aufbau der Träume von der Zukunft und dem Glück des Erdenlebens, den sich das der Liebe-bedürftige Herz der Prinzessin gemacht hatte, war zum großen Theil auf ein Zusammenleben und gemeinsames Wirken mit ihrem Bruder Albrecht begründet. Dieser war ihr genommen und ihrer Seele erging es wie einem Vogel, wenn ihm der Baum, in dessen Zweigen er seine Ruhe nahm, durch den Blitz zerschmettert ward. Der Vogel, wenn er vom Flug ermüdet ist, sucht sein gewohntes Obdach, und dieses zwar liegt zu Asche verbrannt am Boden, er selber aber blieb ungeschwächt und gesund an Kraft und wird, wenn ihm der Morgen wieder leuchtet, den neuen Ruheort finden.

Dieser Ruheort an hoher Stätte war für Helenens Geist ein längst vorherbestimmter, der Zug nach ihm hin lag so tief begründet in ihrem Wesen, wie in dem jungen Wandervogel der Zug, der ihn weit über Land und Meere nach seinem Ziele führt. Etwas durchaus Originelles, so schreibt mir Rennecke, der Lehrer ihrer aufblühenden Jugendzeit, war bei ihr eine früh erwachte Vorliebe für Frankreich. Woher ihr diese kam, das wissen wir nicht. Weder die aus Hessen stammende Mutter, deren Brüder im deutschen Heer gegen Frankreich gekämpft hatten, noch Fräulein von Sinclair, die mit ihren, aller Güter beraubten Eltern, frühe aus Frankreich entfliehen mußte, noch sonst Jemand in ihrer Um-

gebung theilte diese besondere Vorliebe. Dennoch war für Helenen und ihren Bruder Albrecht, Frankreich das schönste Land; sein Volk das liebenswürdigste und befähigtste in Europa. Dahin gieng denn der geheime, verborgene Zug ihres Herzens, welcher jetzt zum unerwarteten Hervortreten kommen sollte, nachdem sie im April 1835 das 50jährige Regierungsjubiläum ihres Groß-Vaters Friedrich Franz theilnehmend mit ihren Landsleuten gefeiert hatte und im darauffolgenden Winter (auf 1836) mit ihrer Mutter auf der uralten Fürstenburg von Schwerin mit der bessern Begründung einer Erziehungsanstalt für einheimische Dienstmädchen eifrig beschäftigt war.

Im Mai 1836 kamen die beiden ältesten Prinzen des französischen Königshauses der Herzog von Orleans und der Herzog von Nemours auf ihrer Reise durch Deutschland auch nach Berlin. Sie fanden am Hofe König Friedrich Wilhelm's III. so freundliche Aufnahme, daß sie gern einige Wochen in seinem hohen Kreise verweilten. Das ritterlich edle Wesen, die vielseitig tüchtige Bildung für die bedeutendsten Werke des Krieges und Friedens, fanden nicht nur Achtung und Bewunderung, sondern ein Vertrauen von seltner Art. Namentlich fühlte sich der König mit einer wahrhaft väterlichen Zuneigung zu den beiden Prinzen gezogen, denn sie waren nach seinem Sinne und an gleichmüthiger Thatkraft von seiner Art. Auch die Schwägerin des Königs, die Prinzessin Wilhelm, eine Prinzessin von Homburg und Schwester der Frau Erbgroßherzogin von Mecklenburg, stimmte ganz in die günstige Meinung ihres königlichen Schwagers von den beiden Prinzen ein, und das Urtheil dieser an Gemüth und Geist hochgeadelten und erleuchteten Frau war nicht nur in dem engeren Kreise des Königshofes, sondern in den weitesten Kreisen um diesen

her von höchster Geltung. So kam es denn, daß die beiden Brüder sich in Berlin wie in einer zweiten Heimath, an dem dortigen Königshofe wie Kinder fanden. In ein Verhältniß solcher Art war namentlich der Herzog von Orleans zu seinem väterlichen Freunde, dem biederen König Friedrich Wilhelm III. getreten und dieser hatte den Prinzen noch das Wort eines väterlichen Rathes zum Abschied mitgegeben, welches bald zu einer That des Lebens heranreifte.

Wenige Wochen nach der Abreise der Prinzen aus Berlin hatte die Erbgroßherzogin Auguste nach dem Rath der Aerzte ihren Besuch in den böhmischen Bädern, in Gesellschaft ihrer Tochter erneuert. Es konnte als ein zufälliges, absichtsloses Begegnen erscheinen, daß der französische Gesandte am preußischen Hofe: Graf Bresson auch dahin kam und bei dieser Gelegenheit den beiden mecklenburgischen Fürstinnen sich vorstellen ließ.

Diese, wie sie schon in früheren Jahren gethan, besuchten auf ihrer Rückreise nach Mecklenburg die Verwandten in Sachsen. Die Prinzessin Helene erkrankte in Eisenberg an einer gefahrvoll erscheinenden Leberentzündung. Wehethuend vielleicht, wie der grelle Strahl der Mittagssonne, der in ein schmerzhaft entzündetes Auge fällt, mochte auch ihr in der damaligen ernsten Stimmung das durch fremde Indiscretion verbreitete Gerücht seyn, daß der künftige Thronerbe von Frankreich Absichten auf ihre Hand habe.

Die jugendlichen Kräfte siegten; dem nahe scheinenden Abbruch der Hütte des Leibes, durch die Schrecken und Schmerzen der Krankheit, folgte der vorbildliche Aufbau eines Erdenglückes, das nicht die Klugheit und das Bemühen der Menschen, sondern Gottes wunderbarer Rath herbeigeführt hatte. Bald nach der

Wiedergenesung der Prinzessin, ward in dem näheren Kreise der mecklenburgischen Verwandten das, was vorher nur ein Gerücht gewesen, zu einer Wahrscheinlichkeit, und schon zu Anfang des Jahres 1837 zu einer erwünschten Gewißheit, die alsbald in Mecklenburg, in ganz Deutschland und weit umher in Europa bekannt wurde.

Wie hätte das vertrauende Herz der theuren Fürstin sich nicht hier hingeben sollen der freudigsten Hoffnung, und der Gewißheit, daß dieser Weg ihr von Gott gewiesen sey, als der „von ganz Deutschland verehrte, besonnene König Friedrich Wilhelm III. von Preußen" als Brautwerber für König Louis Philipps Sohn auftrat, und als nicht nur die Erbgroßherzogin Auguste als Mutter, sondern auch das damalige Haupt des Mecklenburgischen Fürstenhauses, der Großvater Friedrich Franz ihre Einwilligung zu der Verbindung gaben. Die Empfehlung des Königes von Preußen schon für sich allein hätte alle Bedenklichkeiten zum Schweigen bringen sollen, welche sich etwa in Beziehung auf die Sicherheit von Louis Philipps Thronbesitz erhoben. So schien keine Hemmung möglich, den Weg zu gehen, den das Herz sie führte.

Und dennoch trat eine solche ein, als kurz nach dem Anfang des Jahres 1837 der Großherzog Friedrich Franz starb und sein Enkel, der Halbbruder der Prinzessin Helene Paul Friedrich zur Regierung kam. Dieser suchte sich aus allen Kräften der Verbindung seiner Schwester mit dem Erben des damaligen französischen Thrones zu wiedersetzen; eines Thrones welcher ihm durch die Gesinnung des unruhigen Volkes wie durch die Art seiner Besitznahme höchst bedenklich zu seyn schien. Alle möglichen Befürchtungen von einem unglücklichen Ausgang wurden der Prinzessin vor Augen gestellt. Sie aber, nach ihrer gewohnten Weise, griff

„nach der rechten Hand und hielt sich fest an diese, denn es war die Hand ihres Gottes, die sie führte.

Was die Befürchtungen betraf so stand sie gegen dieselben noch immer in jener tapfern Gesinnung des Gemüthes, welche sie schon vier Jahre vorher, wo noch kein Gedanke an ihre jetzige Führung möglich war, in einem Briefe an ihre Jugendfreundin Julie aussprach: „Leicht reißt mich“ so lauten die hieher gehörigen Worte des Briefes, „die Einbildungskraft hin und kann mich oft „ganz mit ihrem goldenen Zauberstabe fesseln; kommt es aber ein„mal zum Handeln, dann verschwindet wohl die Exaltation und die „süßen Träume und ich folge dem kalten Schicksal mit eiserner „Ruthe und will mich beugen, so hart es mir auch wird, im Laufe „der Begegnisse den Finger des Vaters suchend, dessen Wege nicht „immer die des Herzens und der jugendlichen Sehnsucht, ewig aber „die des wahren Heiles sind.“

Nun, der Weg den sie jetzt geführt wurde kam ihrem Herzen keinesweges hart an, denn Alles das was sie von ihrem künftigen Gemahl vernommen hatte, war von solch gewinnender Art, daß sie schon ehe sie ihn noch mit Augen gesehen mit herzlichen Vertrauen sich die Seine nannte. Er war ganz der Mann den sie sich zum Lebensgefährten gewünscht hatte. Aber ihre aufkeimende stille Zuneigung zu dem erwählten Manne war und blieb immer durch das Feuer einer höheren göttlichen Liebe geweiht und geheiligt. Die nachstehende Stelle aus einem Briefe an die Freundin Julie läßt uns einen Blick thun auf den Altar des innern Tempels, wo das Feuer der Läuterung flammte.

Die Osterzeit traf (im Jahre 1837) gerade in jene Kämpfe, welche der Heirathsplan herbeigeführt hatte. Als die Prinzeß am grünen Donnerstag zum Abendmahl gegangen war, da fühlte sie

sich nach ihren Worten „neubelebt durch die Gnadengabe, deren Kraft und Heiligkeit alles Denken übersteigt“ —

„In der heiligen Stunde“ so schrieb sie „fühlte ich recht tief wie doch alles nichtig ist, im Vergleich mit dieser Gnade und wie jedes Gefühl unrein und vergänglich ist, was nicht seiner Liebe entströmt und durch Seinen Geist geheiligt wird. Ach daß wir doch immer auf Ihn baueten, im Glück wie im Unglück, in Allem was unser Leben mit sich führt und durch nichts uns von dem festen Glauben entfernen ließen daß Er uns liebt und seine Liebe uns zu reichen Früchten führt.“

Der Großherzog hatte seine Rechte als Haupt der Familie seiner Stiefmutter übertragen, weil er die Unterhandlung mit dem französischen Hofe nicht führen wollte. So trat denn der Minister von Plessen als Bevollmächtigter der Frau Erbgroßherzogin mit dem französischen Gesandten Bresson zu Berlin in Unterhandlung. Dieser erschien am 5. April in Ludwigslust mit Briefen von der königlichen Familie, welche die Prinzeß als Braut des Kronprinzen begrüßten. Der liebste und beste unter diesen Briefen war der von der Hand des Bräutigams selber. Mit ihm begann ein lebhafter Verkehr der seelenvollen Briefe zwischen beiden, durch welchen die Prinzeß bereits so hineingeführt wurde in das innerste Wesen ihres Erwählten, daß es ihr war als hätte sie ihn schon jahrelang gekannt.

Der Tag der Abreise aus dem Orte, aus dem Lande der Geburt war gekommen. Eine Prinzeß aus dem herzoglichen Hause eines kleinen deutschen Landes zieht fort als bestimmte Braut für den Erben eines der höchsten Throne von Europa. Wo sind die fürstlichen Ehrenbezeugungen, die Schaaren der Theilnehmenden

an diesem wenn auch durch Trennung der Räume schmerzlichen, dennoch für das Fürstenhaus ehrenden und erfreulichen Ereigniß?

Schaaren der schmerzlich Abschiednehmenden waren schon gestern am Abend und bis zum Einbruch der Nacht vor und in dem Hause gewesen. Es waren die Armen, die Wittwen und Waisen, von denen jetzt die mütterliche Wohlthäterin, die Trösterin der Trauernden auf immer scheiden sollte. Thränen hatten da mehr gesagt als Worte. Heute, vom frühesten Morgen an, sah man jene Schaaren so wie viele andere vom Volk schweigend dem hohen Hause gegenüber stehen, um noch einmal die theure Fürstentochter anzuschauen und zu segnen.

Noch einmal ging die Prinzessin in ihr Kabinet, darin sie so manche Stunde einsam, mit Gott und sich allein, gebetet, geweint und geträumt hatte von des Lebens Freude und Leid. Mit ihrem Diamantring schrieb sie noch in das Fenster das ihr am meisten sein Licht gegeben die Worte ein:

So lebe wohl du stilles Haus!
Ich zieh betrübt aus dir hinaus.
Winkt mir auch fern ein schönes Glück,
Doch denk' ich gern an dich zurück.

Die Wägen, zur Abfahrt bereit, standen vor dem Thor des Palais, das wir oben unter dem Namen der Friedensburg kennen lernten. Die treue Mutter war an der Seite der scheidenden Tochter. Als Cavalier begleitete die Mutter der treue, edle ritterliche von Ranzau. Aus eigenem Antrieb, nicht auf Befehl des Hofes gab General von Both in seiner Generals-Uniform mit ihren wohlerworbenen Ehrenzeichen der allgeliebten Prinzeß das

Geleite*) im Namen und nach dem Sinn des ganzen geistig hohen Adels des Landes. Seine Gemahlin die geborne von der Tann hing noch zuletzt an den Armen der Scheidenden. So ging der Zug still über die nahe Gränze des kleinen Landes, hinaus in das große deutsche Vaterland. Da wehete ein Athem des Friedens die Hinwegziehenden an; hier kämpfte kein menschlicher Rath und Wille den ungleichen Kampf mit dem göttlichen Rath und Willen.

Ueberall wohin sie jetzt in Deutschland kam ward sie nicht als eine Mecklenburgische, sondern als eine deutsche Prinzessin begrüßt; das Vaterland im weitern Sinne bezeugte ihr den ehrenden Antheil welchen es an der Führung dieser Fürstentochter nahm, der ein anerkennendes Lob weithin in das deutsche Volk vorausgegangen war. Wo sie erschien, da umringte eine unzählbare Menge den Wagen und jauchzte ihr zu.

Am 25. Mai Vormittags 11 Uhr betrat die hohe Auswanderin den Boden ihres neuen, französischen Vaterlandes, begleitet von zwei Schwadronen preussischer Cavallerie. An der Chaussee zwischen Saarbrück und Forbach fand sie eine Ehrenpforte und Zelte zu ihrem Empfang errichtet; ein Frühstück bereit, Tribünen für Zuschauer erbaut, französisches Militär von verschiedenen Waffengattungen aufgestellt, die Nationalgarden der Umgegend versammelt, weiß gekleidete Mädchen, und endlich, außer einigen Mecklenburgern die ihr hier noch ein Lebewohl zuriefen auch ihren Onkel, den Herzog Bernhard von Weimar. Kanonendonner verkündeten ihre Ankunft; der Herzog von Choiseul überbrachte Briefe und Grüße von der königlichen Familie. Nach dem Frühstück, zu welchem alle anwesenden Nobilitäten gezogen waren,

*) Nach seiner Zurückkehr legte er seinen Degen und seine militärische Würde zu den Füßen des jungen Großherzogs nieder.

wurden die Officiere der Linientruppen so wie der Nationalgarden, die Präfekten und Maires der nahen Ortschaften der Prinzessin vorgestellt; die Truppen, welche bestimmt waren die künftige Herzogin von Orleans zu escortiren, defilirten unter Anführung des Generals Jacqueminot.

Die ungeduldige Erwartung, mit welcher die Menge der Ankunft der jungen Fürstin entgegengesehen hatte, war in einer unerwartet hohen Weise befriedigt worden, als diese mit der ganzen Anmuth ihrer Persönlichkeit das Volk des neuen Vaterlandes begrüßte. Diese wohlwollende Freundlichkeit, das fühlte jeder, kam aus dem Herzen, das in seiner natürlichen Demuth und Wahrheit nichts anderes geben wollte, als sich selber, und dessen Rührung sich zwar einem scharfblickenden Auge verrieth, zugleich aber durch eine taktvolle Zucht des Geistes gehalten war.

Keine Worte können den Jubel der versammelten Menge beschreiben, die sich an beiden Seiten des Weges zusammendrängte oder von Bäumen herab die künftige Mutter des Landes beschaute, welcher ein gutes Gerücht der hohen Tugenden vom Rhein herüber vorausgegangen war, und die gleich bei ihrem Eintritt ins Land ihre mütterlich wohlthätige Gesinnung durch eine reiche Gabe bezeugt hatte, welche sie zur Vertheilung an die Bedürftigen in die Hände des Maires von Forbach legte. Eine gleiche Summe ließ sie den barmherzigen Schwestern zustellen; mit eigner Hand gab sie den beiden Mädchen aus Saarbrücken und Forbach, welche sie angeredet hatten, kostbare Geschenke; ein ähnliches erhielt der Ingenieur-Officier, welcher das Aufschlagen der Zelte angeordnet hatte, unter seine Sapeurs wurde die Summe von 1000 Francs vertheilt und der Präfect empfieng 1000 Franken zur Anlegung von Sparkassenbüchern für solche Töchter aus dem Handwerker-

stande, welche in den Schulen durch Fleiß und Sittlichkeit am meisten sich ausgezeichnet hatten.

Um halb 6 am Nachmittag kamen die Fürstinnen vor Metz an, wo sie abermals mit allen nur erdenklichen Ehrenpforten empfangen wurden. Der Zug konnte sich nur Schritt vor Schritt zwischen den Spalier bildenden Militärs vorwärts bewegen wegen der die Equipagen umwogenden Menge. Schien es doch, als habe sich die Bevölkerung von Metz um das Dreifache vermehrt, und als sey sie von einer Begeisterung ergriffen, deren Kraft das Volk des Landes bei solcher Gelegenheit schon seit mehreren Menschenaltern nicht mehr empfunden hatte: Freudenrufe, Händeklatschen ringsumher, ein Ausdruck der Hoffnung und Segenswünsche in allen Blicken.

Ein Diner von 50 Couverten war im vornehmsten Lokal der Stadt angeordnet, nach demselben hatten sich die vornehmsten Damen der Stadt im Salon der Prinzessin versammelt und diese fand für jede derselben ein ungekünsteltes, zu Geist und Herzen sprechendes Wort. Am Abend stieg ein Feuerwerk auf zur Belustigung der Augen und ein höheres Vergnügen wurde den Ohren durch eine Serenade bereitet, welche von der Mosel herauf tönte. Die besten Künstler hatten die Kräfte ihrer Stimmen und ihrer Instrumente zu diesem wohlgelungenen Werk vereint. — Als der Präfect der Prinzessin anzeigte, daß er dem Könige habe telegraphiren lassen, daß Ihre königliche Hoheit glücklich in Metz angekommen seyen und mit Ihrem Empfang sich zufrieden bezeigt haben, antwortete sie rasch: er hätte sagen sollen „dankbar“ statt zufrieden, dann würde er ihre Gesinnungen gegen die Bewohner von Metz richtiger ausgedrückt haben.

Am andern Tage um 12 Uhr Mittags setzten die Fürstinnen ihren Weg über Verdun in mäßigen Tagereisen fort. An allen

Orten, dahin sie kamen, wiederholten sich dieselben Aeußerungen des Jubels und des Entzückens, sowie die prachtvollen Anstalten von Civil- und Militärbehörden zum feierlichen Empfang. Ein Geist der freudigsten Erwartungen und einer entgegenkommenden Liebe schien über das ganze Volk und das ganze Land gekommen zu seyn, und während man den stillen, von außenher theilnamlos erscheinenden Abgang der Prinzeß aus Mecklenburg mit einem Trauerzug verglichen, konnte man den Einzug derselben in Frankreich einen Triumphzug nennen. Durch diesen merkwürdigen Wechsel wird man wohl an jene Worte eines alten Liedes erinnert, in denen sich die Gemüthsstellung der hohen Auswanderin und ihre zuletzt gemachten Erfahrungen recht lebendig ausdrücken. Sie heißen:

Ich traue Deinen Wunderwegen,
Sie enden sich in Lieb' und Segen;
Genug, wenn ich Dich bei mir hab'.
Ich weiß, wen Du willst herrlich zieren,
Und über Mond und Sterne führen,
Den führest Du zuvor hinab.

10. Die Ankunft am Ziel.

Eine höhere Freude als alle diese äußeren Ehren, ja die höchste Freude und Lust ihres Lebens erwartete die junge bräutliche Fürstin in Chalons sur Marne. Noch kannte sie ihren künftigen Gemahl nicht von Angesicht, er kam jetzt den beiden Fürstinnen hieher entgegen. Er selber war in höchster Spannung Die zu sehen, mit welcher sein treues Herz durch unauflösliche Gelübde verbunden werden sollte. Der Ruf von ihrer großen Liebenswürdigkeit und ihren hohen Geistesgaben war ihr in reichem Maaße nach Frankreich vorausgegangen, neben diesem hatten sich aber auch vollkommen irrthümliche, wenig günstige Schilderungen ihrer äußeren Erscheinung eingeschlichen. Eine französische Dame, welche die Prinzessin in Deutschland gesehen, hatte zwar jene falschen Darstellungen berichtigen wollen, aber die Königin Mutter nahm ihr wie man erzählt, das Versprechen ab ihrem Sohne nichts zu sagen, damit es ihm eine freudige Ueberraschung bliebe (ménageons lui cette surprise) mit den innern hohen Vorzügen seiner Braut auch die äußere Lieblichkeit gepaart zu sehen. So ward denn jetzt der Prinz, weil ein solches Portrait wie er gesehen gerade jene lebendigen Züge der Anmuth, durch welche die bräutliche Jungfrau sich auszeichnete, nicht wieder zu geben vermochte, bei dem Anblick derselben wahrhaft überrascht. Fast schüchtern war er eingetreten,

hatte mit gesenktem Blicke sich genaht, bald aber wurden seine Augen strahlend von Freude und liebender Bewunderung, als in der lebendigen Unterhaltung die feinen Züge des Angesichts seiner Erwählten zur höchsten Schönheit sich verklärten, während ihre fürstliche Haltung und die geistvolle Hoheit ihres ganzen Wesens ein Gefühl der Ehrfurcht erweckte gleichwie vor der Majestät einer höheren Ordnung als die der menschlichen Fürstenthrone ist. Nicht minder ergreifend war der Eindruck, welchen die persönliche Bekanntschaft mit ihrem künftigen Gemahl auf die Prinzessin machte. Denn der jugendlich schöne Herzog von Orleans war, wie ein Mund es aussprach dessen Urtheile von langer Erfahrung und tiefer Erkenntniß der Menschennatur geläutert worden, der vollkommst und reichbegabteste Mann, zugleich an Geist, Gemüth und leiblicher Gestalt, den man unter den Tausenden seiner Umgebung und seiner Zeit zu finden vermochte.

Unverweilt eilte der Prinz der Braut, deren Bild er nun nicht mehr an der äußeren Brust sondern tief im Herzen trug, nach Fontainebleau voraus, wo die königliche Familie die Ankommende mit solcher Herzlichkeit empfieng, daß sie bald in ihr kein fremdes Königshaus, sondern liebende Eltern, Brüder und Schwestern fand. Der 30. Mai war zum Tag der Vermählung bestimmt, welcher nach der Sitte des Landes zuerst die Civiltrauung in der Galerie Heinrichs II. vorangieng. Um halb neun Uhr erschien der König mit der Prinzessin Helene am Arme, gefolgt von der ganzen Familie, so wie von ihrer zahlreichen Umgebung. Die Minister, Marschälle, Pairs und Deputirten, die Municipalität, die Generäle und viele Eingeladene waren versammelt; das Brautpaar hatte seine bestimmten Zeugen, namentlich die Prinzeß den Herrn von Rantzau, Hofmarschall ihrer Frau Mutter der Erb=

großherzogin, Herrn von Bresson, den französischen Gesandten in Berlin, welcher die Heirathsunterhandlungen gepflogen und den Herzog von Broglie, der sie auf deutschem Boden abgeholt hatte. Der Kanzler, Herzog des Cases las, während einer erwartungsvollen Stille, mit feierlichem Tone den Civilact vor, worauf er den Herzog von Orleans fragte: ob er gesonnen sey Helene Louise Elisabeth von Mecklenburg zur Gemahlin zu nehmen. Der Prinz wandte sich ehrerbietig zu seinem Vater und auf dessen zustimmende Bewegung erwiederte er dem Kanzler mit fester Stimme: „Ja mein Herr.“ — Auf die ähnliche Frage an die Braut wandte auch diese sich zu ihrer Frau Mutter und sprach nach erhaltener Einwilligung von dieser ihr „Ja mein Herr“ mit bewegter Stimme. Hierauf wurden die Aktenstücke in gebräuchlicher Form unterschrieben und hiemit war der Civilact der bürgerlichen Eheverbindung geschloßen.

Nicht ohne Ursache haben wir seinen ganzen Verlauf beschrieben, hier wo er durch eine warme Theilnahme der höchst gestellten Persönlichkeiten einen besonderen Glanz erhielt, um von den Gefühlen einer Seele zu reden, welche gleich wie hinter den Coulissen ein theilnehmender Zeuge der ganzen Feierlichkeit dieses Tages war. „Ich bin nie ein Freund jener Theaterstücke gewesen in denen ein biblischer Gegenstand, ein Heiliges auf die Bühne gebracht wird, vielleicht vor die Augen der Bewohner einer Stadt, welche durch Carnevalsbelustigungen noch umnebelt sind. — Von den Arien solcher Theaterstücke kenne ich weder den Text noch die Melodie, mein Inneres kann deßhalb nicht in den Gesang einstimmen, so gern und so leicht ich in jeder Dorfkirche in den Ton der Gesänge und lauten Gebete einstimme.“ —

Das Gefühl von der Heiligkeit, Unauflöslichkeit des rechten

Gott geweihten Ehebundes kann in der Seele keiner anderen Braut lebendiger und mächtiger gewesen seyn als in der jungen Fürstin, welche hier auf eine Führung ihres Lebens zurückblickte, die nicht von Menschenmacht und Willen, sondern von Gottes Gnade und wunderbarem Rath geleitet war. Ihre Ehe war im Himmel geschlossen und daß sie dieses sey, das sollte Mund und Herz laut und öffentlich vor Gott und Menschen bezeugen.

Als Napoleon I. im Jahre 1804 den frommen Papst Pius VII. zu seiner Krönung nach Paris gezogen hatte, da wollte man die Feier des Festes durch eine außerordentliche Kirchenmusik erhöhen. Das Orchester in der Kirche war mit 80 Harfen besetzt; die Wirkung der harmonischen Laute eines solchen achtzigfachen Davidischen Saitenspieles auf die Sinne der Zuhörer, mußte, so erwartete man, eine ganz gewaltige seyn. Die Feierlichkeit begann, die achtzig Harfen tönten, mit Winken und zuflüsternden Worten drückte sich die Menge der anwesenden Gebildeten aus der großen Stadt ihr Entzücken aus. Jetzt nahte sich der Papst dem Altar. Statt der Töne der Harfenspieler hörte man die Sänger seiner Kapelle aus Rom, welche das alte Lied der Kirche Tu es Petrus anstimmten. Da war das Gelispel, das Entzücken der Menge in dem Gefühl eines Staunens verstummt, das in vielen Seelen eine Erhebung der Andacht weckte.

Aus der Galerie Heinrichs II., darin der Civilact der Trauung vollzogen worden, begab sich die hohe Versammlung in die große Kapelle Heinrich IV. Der Bischof von Maux in priesterlicher Würde hielt eine sehr ergreifende Rede und verrichtete die heilige Handlung der Weihe des Ehebundes in christlichem Geiste. Die Namen des hohen Paares wurden in das Kirchenregister eingetragen.

Etwas Neues in den Gebräuchen des französischen Königshauses geschah jetzt noch. Die hohe Versammlung wurde in einen Saal geführt, der als Louis Philipps-Saal benannt war. Hier fand sich ein Altar, mit rothen Sammetdecken behangen, ein Kruzifix stand zwischen den vier brennenden Kerzen und vor ihm lag die aufgeschlagene Bibel; der Vielen von uns theure lutherische Pastor Cuvier stand in seinem einfarbig schwarzen Priesterrock vor dem Altar, bereit im Namen, auch seiner lutherischen Kirche, den Ehebund zu weihen. Mit milder, aber fester Stimme sprach er seine ermahnenden Worte, welche als Worte von Gott voll himmlich tröstender Kraft waren. Diese Kraft und der Blick auf das seltene Paar, das hier vor ihm stand und dessen innere wie äußere Führung er kannte, gab seinem Munde die Weihe zu einer seltenen Beredsamkeit des Herzens. Nachdem er die nämlichen Fragen wie zuvor der Kanzler an die beiden Liebenden gethan und in bejahenden Antworten vernommen hatte, legte er die Hände segnend auf ihre Häupter und beschloß die Feier mit den Worten: „Was Gott zusammen gefügt hat, soll der Mensch nicht trennen.“ Hierauf folgte noch das eigenhändige Eintragen der Namen der Neuvermählten und ihrer Zeugen in das Kirchenbuch.

Ueberhaupt hielt sich die junge Herzogin von Orleans so lange sie in Paris war immer zu ihrer lutherischen Kirche, welche sie sonntäglich treu besuchte. Der Eindruck, welchen ihr erstes persönliches Auftreten in jener Kirche machte, blieb sich bei allen ähnlichen öffentlichen Handlungen ihres Lebens gleich, ich erlaube mir deßhalb ihn aus dem Mund einer Augenzeugin zu schildern.

„Als ich,“ so schreibt mir ein theurer Freund, „1848 in Paris war, kam dort bei dem Pastor Verny, (der vor einigen Jahren zu Straßburg auf der Kanzel plötzlich starb) das Gespräch

auf den Einzug der Herzogin von Orleans und auf ihr erstes Erscheinen in der protestantischen Kirche. Da sagte die lebhafte und sehr ungezwungen sich ausdrückende Pfarrerin Verny, „Ich hatte schon so Vieles gehört von dem Eindruck, den die Erscheinung der Herzogin von Orleans allerwärts gemacht hatte. Aber wir Franzosen machen uns eigentlich nicht viel aus Prinzen und Prinzessinnen und ich dachte die Leute sind nicht klug so ein Wesen davon zu machen; ich ging auch in die Kirche, ausdrücklich um sie nur zu sehen ohne mir imponiren zu lassen. Als sie aber hereintrat, im Gange daher kam, und rechts und links grüßte in ihrer hohen Gestalt und hinreißenden Grazie, und dabei mit einem Ernst, der an die Heiligkeit des Ortes erinnerte, da wurde ich doch hingerissen und ich mußte mir so gut die Augen trocknen wie Alle, die in der Versammlung waren. Mein Vorsatz war gebrochen sie für eine gewöhnliche Dame anzusehen und etwa ihren Anzug geschmackvoll zu finden oder nicht.“ — — Nun lief es in der Stadt um, daß einer den andern fragte: „Haben Sie den Gruß gesehen zur Linken, haben Sie den Gruß gesehen zur Rechten, haben Sie gesehen wie sie während des Gesanges kein Auge von dem Gesangbuch verwendete? u. s. w. — „Nun verstand ich es, was die Leute beschäftigte, die sie gesehen hatten.“ —

Nur einen vorübergehenden Blick werfen wir noch auf einige andere Festlichkeiten mit denen man die Ankunft der Herzogin in Paris zu ehren suchte. In jeder erdenklichen Weise nahm ganz Paris selbst in den Vorstädten an diesen Festlichkeiten einen selbstthätigen Antheil und in sinnreicher Weise suchte man die Augen der jungen Herzogin zu überraschen und zu vergnügen als diese der Einladung zu einem Ball im Stadthaus gefolgt war und bei dem Eintritt in den Saal sich von treuen Bildern aus der Heimath

umgeben sah, womit man die Wände geziert hatte. Es waren Werke aus der Hand eines geübten Malers, welche Ansichten von Ludwigslust, Schwerin und Dobberan darstellten. Andere Bezeugungen einer entgegenkommenden Freude brauchen wir nicht mit Namen zu nennen, da sie von selbst sich errathen lassen. Wir können nur das Eine noch sagen, daß weder das Aufregende aller dieser Feste, noch die innere Bewegung, weder die überraschende Pracht noch der Verkehr mit den bedeutendsten Persönlichkeiten sie aus ihrer ruhigen natürlichen Haltung entrücken konnten; einfach nahm sie die unvermeidlichen Ehrenbezeugungen hin, eben so wenig davon überwältigt als belästigt; man sah, daß sie gerührt und glücklich war, man freute sich bewundernd der Art, wie sie grüßte, „wie sie Alles bemerkt, alles begreift, wie sie zu hören und zu reden verstand, wie sanft ihre Stimme wie wohllautend und rein ihr Französisch ist“.*)

Ein hochgestellter französischer Herr schrieb um diese Zeit an einen Bekannten in Deutschland: „Die Journale werden Sie längst unterrichtet haben von allen Einzelnheiten der Reise und Ankunft

*) Einen Zug von der sich immer gleichbleibenden Ruhe und würdevollen Haltung der Prinzessin erzählt uns eine hohe, mütterlich theilnehmende Augenzeugin. Man führte die fürstliche Braut, wie im Triumph, in einige für sie bestimmte Zimmer, welche mit allen Herrlichkeiten der Augenlust, welche Paris an Juwelen, Perlen, Schmuck- und Kleiderpracht besaß, erfüllt waren. Man erwartete bei ihr Aeußerungen eines mächtigen Erstaunens, Aeußerungen einer überwallenden Freude. Mit höchstem Gleichmuth, ohne Verachtung, ohne Bewunderung, ganz natürlich und doch voller schicklicher Dankbarkeit ging sie daran vorüber. — „O das war herrlich anzusehen!“ fügt die treue Mutter hinzu.

der Herzogin von Orleans, wie von der Vermählung und allen nachfolgenden Festen. Das aber was keine Zeitung berichtet und auch ich vergeblich versuchen würde zu beschreiben, das ist die Anmuth dieser jungen Prinzeß, welche wir jetzt so glücklich sind die unsrige zu nennen. Man war längst im Voraus einig über ihre Erziehung, ihren Geist, ihren Verstand, aber was Niemand von uns erwartete, eben so wenig als der Kronprinz selbst: das war der unbeschreibliche Liebreiz, der über ihre ganze Person, über ihr feines Gesicht ausgegossen ist. Von allen Eroberungen die wir in Frankreich gemacht, ist dieses die kostbarste und Gott sey Dank! sie wird uns bleiben! Sie besitzt alle die Eigenschaften welche bei uns für eine Prinzeß unerläßlich, und mehr werth sind als die größte Schönheit. Es ist unmöglich, mehr ungezwungenen Anstand, mehr Geistesgegenwart, mehr Verstand, mehr Grazie, mehr jungfräuliche Bescheidenheit mit höherer fürstlicher Würde gepaart zu sehen. Bedenken Sie dabei, daß ich täglich das bewunderungswürdigste Beispiel dieser vereinten Eigenschaften vor Augen habe in der Person unsrer verehrten Königin (Amalie) und daß ich dennoch sagen muß, ihr Auftreten ist das würdevollste und zugleich gewinnendste was ich mir vorstellen kann."

So hatte die hohe Fürstin nach allen Seiten hin das Glück einer Liebe gefunden, welchem das Menschenherz eine ewige Dauer wünschen möchte. Dennoch sollte sie schon damals die räumliche Trennung von einer ihr theueren Menschenseele an das Loos alles Erdenglückes erinnern. Ihre treue Erzieherin Nancy Salomon, nachdem sie ihr hochgesegnetes Werk in treu ausdauernder Liebe so schön vollendet gesehen, nahm einen freudigen und dennoch zugleich innig schmerzlichen Abschied von der geliebten Fürstin und zog in ihre Vaterstadt Genf.

11. Louis Philipp im Kreise der Seinen.

Von dem Charakter und Wirken des Königs Ludwig Philipp von Frankreich haben sich die Zeitgenossen ein Lebensbild entworfen, das nach der Verschiedenheit ihrer Auffassung sein Original in einem bald mehr bald minder günstigem Lichte darstellt. Es ist ihnen dabei ergangen wie Malern, welche sich bemühten, das Porträt irgend eines in der Welt berühmten Mannes zu entwerfen, der ihnen zu ihrer Zeichnung niemals einen Augenblick still saß sondern den sie immer nur bei seinem Vorübereilen durch die Gassen der Stadt ins Auge fassen konnten. Wenn ein rauher Wind dem Vorübergehenden Regentropfen oder selbst Hagelkörner ins Gesicht warf, dann werden die Züge dieses Gesichtes ganz andere, bei einem starken entgegenkommenden Sturm auch die Stellungen des Leibes andere gewesen seyn, als die natürlichen und gewöhnlichen. Ein Freund des Hauses, der den Mann täglich so gesehen, wie er in ruhiger natürlicher Haltung in seinem Zimmer saß, der würde die auf öffentlicher Straße gemachten Portraits von seinem Freunde nicht als wohlgetroffen gerühmt, sondern nur bedauert haben, daß der Mann, den sie darstellen sollten, den Malern niemals zu ihrer Zeichnung gesessen habe.

Wer den König Louis Philipp am Abend, nach des Tages Last und Mühen im Kreise der Seinen sah, der mußte, wenn er

desselben nur im Mindesten fähig war, von einem wohlthuenden Mitgefühl an der vertraulichen Liebe ergriffen werden, welche alle Glieder des Kreises zu dem guten Vater hinzog und gegenseitig unter einander sie verband. Man konnte dann mit Augen sehen, wie wohl es dem vielgeplagten König war und wie er sich da in seinem eigentlichen natürlichen Element befand, wo die aufrichtige herzliche Liebe jene rechte Mitte (juste milieu) bildete, die er draußen in der Welt, unter den kämpfenden Partheien seines Reiches mit vergeblichem Bemühen zu begründen suchte. Draußen in der Welt, so sehr man ihn als einen Mann von unbescholtenem mackellosem Wandel und wohlmeinender Gemüthsart achten mochte, konnte er es doch bald Diesen, bald Jenen, ja zuweilen Allen nicht recht machen; hier in seiner Familie war er so, wie ihn Alle gern haben wollten: ein treuer Vater, der es mit ihnen Allen gut meinte und nur ihr Bestes wollte.

Ich meine wohl dieses Vergnügen, dieses Wohlbefinden des Herzens an dem Bezeugen einer treuherzigen Liebe müsse ein Grundzug in dem Wesen des Mannes gewesen seyn. Ein Grundzug an welchem jener treue Hausfreund, der seine Menschen nicht nur im Innersten ihres Hauses, sondern ihrer Herzen ohne Aufhören besucht, sein Wohlgefallen hatte und deßhalb dafür sorgte daß dieser Zug unter allen ihm Vernichtung drohenden Gefahren nicht nur bewahrt und erhalten blieb, sondern an Innigkeit zunahm. Denn schon die Zeit, in welcher Ludwig Philipp ins Leben trat (1773), war, namentlich in der näheren Umgebung desselben eine für das Gedeihen solcher guten Keime sehr bedenkliche. Der gesündere Einfluß, welchen vielleicht der Lehrer seiner frühesten Kindheit, der Artillerieoffizier Bonard haben konnte, wurde durch Madame de Genlis, die den Knaben von seinem neunten Jahre an in

ihre Belehrung und geistige Leitung nahm, gewiß nicht begünstigt und veredelt; in der dumpfigen Luft eines heißen Treibhauses kann man wohl Blätter und selbst farbige Blüthen der Palmenzone hervorrufen, nicht aber ihre Früchte und gewürzhaften Vanillenschotten reifen. Wohl mag in dem Jakobinerklub, in welchen nach dem Beispiel seines Vaters der siebzehnjährige Jüngling (1790) trat, seine Klugheit und Tapferkeit, während der Kämpfe des damaligen Heeres der Revolution Bewunderung erregt haben. Aber der Quell dieser Bewunderung war ein vergifteter, und erst bei seiner Verbannung aus dem Vaterland, als er vier Monate lang in den Bergen herumirrte, fand er an der Treue des Dieners, der ihn begleitete, eine Nahrung für den besseren Keim seines Herzens. Auch die Stelle eines Lehrers der Geographie und Mathematik, an der Schule zu Reichenau bei Chur, die er unter dem angenommenen Namen Chabaud Latour nach wohl bestandener Lehrcandidaten-Prüfung erhielt, war ihm ein wohlthätig geistiges Ausruhen im Wirken zu gutem Zweck. Er hat sich dabei die Liebe und Achtung seiner Schüler wie der Bürger erworben. Die Nachricht von der Hinrichtung seines Vaters schreckte ihn von diesem Ruhesitz hinweg. Zur Ausführung seines ersten Planes, von Hamburg aus nach Amerika zu gehen, reichten die äußern Mittel nicht aus, doch benutzte er das, was er hatte, zu einer Reise durch Dänemark, Schweden, Norwegen bis zum Nordcap hinauf und fand hier eine gute Schule zur Entwicklung der Erkenntnisse und Sympathien seines Weltbürgersinnes. Noch mehr fand er diese auf seiner Reise durch die vereinigten Staaten, die er nach seiner abermaligen Verbannung aus dem nur für kurze Zeit versöhnlicher erschienenen Vaterland in den Jahren 1797 bis 99 gemacht hatte. Wohlthuender aber noch für Geist und Gemüth

war dem künftigen Herrscher die stille Zurückgezogenheit in dem Dorfe Twickenham bei London, wo er vom Jahre 1800 an mit seinen beiden jüngeren Brüdern nur durch die Unterstützungen erhalten wurde, welche seine treue Mutter von den Ersparnissen der Rente, die man ihr gelassen, den Söhnen zusendete. Dieß war eine Schule, in welcher die edelsten Keime der Menschennatur am besten gedeihen. Welches Herz sollte nicht in Liebe warm, weich und lebendig werden durch die Thaten der alles Eigene aufopfernden Liebe eines solchen Mutterherzens.

Aber in das natürliche Element der hausväterlichen Gemüthlichkeit ergoß sich bald noch ein anderer Strom aus reiner, reicher Quelle, als Ludwig Philipp im Jahre 1808 nach Palermo kam. Seine beiden Brüder waren gestorben, der eine schon in Twickenham, der andere in Malta, wohin Ludwig ihn als Kranken auf den Rath der Aerzte gebracht hatte; er selber, jetzt fast in der Mitte seines Lebens, stand nun vereinsamt da. Hier aber in Palermo ward ihm eine Seele zugesellt, die ihn auf der zweiten größeren und mühesameren Hälfte seines Lebensweges treu, bis zum Grabe, begleitet hat. An dem Hofe König Ferdinand I., welcher damals durch die französische Gewaltherrschaft eines großen Theiles seiner Länder beraubt, die uralte Herrscherburg von Palermo bewohnte, fand er nicht nur freundliche Aufnahme, sondern auch in der zweiten Tochter des Königes, der Prinzessin Maria Amalie den besten Schatz seines Lebens. Diese, in treu ergebener Liebe theilte mit ihm zuerst sechs Jahre lang manche Sorgen und Unruhen seines Lebens, bis er sie, im Juni 1814, nach der Thronbesteigung Ludwigs XVIII. nach seinem langen heimathlosen Verweilen im Ausland, in die Wohnung seiner Väter: in das Palais Royal einführen konnte. Doch nur von kurzer Dauer war diese sonnige

Zeit der glücklichen Ehe, bald mußte nach Napoleons Rückkehr und später bei den heftigeren Ausbrüchen der argwöhnischen Eifersucht der Bourbonischen Königslinie das fürstliche Paar sich wieder nach dem Dorfe Twickenham bei London zurückziehen. Als sich jedoch das Verhältniß des regierenden Hauses schon unter Ludwig XVIII. und noch mehr unter Carl X. freundlicher zu dem Hause Orleans gestaltete, kamen Jahre, in denen Ludwig Philipp mit seiner Familie in Frieden, nicht nur des äußern Wohlstandes seiner Väter, sondern auch einer Achtung des besseren und gebildetern Theiles seiner Nation genoß, darin er sich zufrieden und beglückt fand. Er war den politischen Intriguen gegen die älteren Bourbonen fern geblieben, hatte an den Bewegungen der Partheien, welche der Revolution von 1830 vorangingen, weder auf Seite des Hofes noch des Volkes Theil genommen und sein Name war während der blutigen Kämpfe im Juli 1830 in Paris nicht genannt worden. Da machte der einflußreiche Lafitte in der provisorischen Kammer, die sich nach der Absetzung Karls X. gebildet hatte, den Vorschlag: dem Herzog von Orleans die Regentschaft als General-Lieutenant des Reiches zu übertragen. Alle des Kampfes Müde und die Ordnung und Ruhe Begehrende freuten sich als der von beiden Partheien geachtete Orleans die Wahl annahm.

Von Louis Philipps innerer wie äußerer Berechtigung zu dem Besitz des Königsthrones habe ich hier nicht weiter zu reden. Auch das redlichste Bestreben, seinem Volke eine andauernde Ordnung und innern Frieden zu bringen, konnte durch eine bloß menschlich berechnende Klugheit nicht gelingen. Denn es ist schon fast unmöglich, bei Leuten, deren Ohren von dem wilden Getös ihrer Leidenschaften, wie von dem Kanonendonner betäubt sind, einem ruhigen Wort des Friedens Gehör zu schaffen; wer sich in den Kampf

der Zornmüthigen als Vermittler einmischen will, wird leicht die Ausbrüche ihrer Wuth auf sich hinlenken. Der Haß der revolutionären Parthei zeigte sich schon am 28. Juli 1835, bei jenem mörderischen Anschlag auf das Leben Ludwig Philipps, welchen Fieschi bei Gelegenheit einer Heerschau, die der König hielt, zur Ausführung brachte. 21 Personen in der Nähe des Königs wurden zerschmettert, er selber kehrte unverletzt in die Arme seiner frommen Amelie zurück, deren Gebet ihn als guter Engel auf all seinen Wegen begleitete. Auch im darauffolgenden Jahre, am 25. Juni 1836, hatte das scheinbar sicher auf den König zielende Geschoß des irrsinnigen Alibaud, seines Zieles verfehlt und noch im December desselben Jahres erfuhr Ludwig Philipp eine gleiche Rettung von dem Pistolenschuß eines Arbeiters. Die soeben erwähnten Mord-Versuche auf Louis Philipps Leben waren noch in frischem Andenken, da Prinzeß Helene als erwählte Braut und jugendliche Gemahlin in Paris auftrat. Sie konnten als ernste Mahnungen erscheinen an die Unsicherheit des Thrones, der auf schwankenden Grund erbaut war, so wie selbst des Lebens seines Besitzers, und ein minder starkes Gemüth leicht zu Sorgen und Furcht stimmen.

Während jedoch draußen in der niemals zufriedenen politischen Welt die Kämpfe auf Leben und Tod fast ohne Unterlaß fort dauerten, herrschte in Louis Philipps Familienkreise immer der gleiche Frieden. Und diesen hielt an der Seite und im Herzen des Hausvaters vor allem die Hausmutter, die fromme, gute Königin Amelie fest. Denn diese hatte nicht nur wie ihr viel bemühter Gemahl am Abend in seinem Hause einen Friedensort, darin sie sich in Liebe freuen konnte, sondern fand einen solchen fortwährend in ihrem Innern. Sie kannte den Quell, aus welchem dem Menschenherzen der rechte Muth, festes Hoffen, Freudigkeit und

Liebe kommen und durch ihr ganzes Wesen strömte sie die Fülle dieses Quelles in den Kreis der Ihrigen aus. Aber auch selbstständig in dem Gemüth des Königs war ein Gefühl, daß eine höhere Hand ihn schütze und erhalte bis die Aufgabe seines so oft mit dem Boden zugleich, auf dem es stand, schwankenden Regimentes erfüllt sey. Nur das plötzliche Verlassenseyn von diesem Gefühl macht uns sein Benehmen in den Februarstürmen von 1848 begreiflich.

So war das Elternpaar, zu dessen freundlichen Herd die Prinzessin Helene als künftige Tochter sich genaht hatte. Aber zu dem Familienkreis, der sich täglich am Mittag wie am Abend am runden Tische des Königs um diesen versammelte, gehörten noch andere wesentliche Glieder, deren wir hier namentlich gedenken wollen.

Der königlichen Mutter war die Schwester Ludwig Philipps, Adelaide, durch ihre Würde als Tante, und durch die gleiche Stimmung des Geistes und Herzens schwesterlich zugesellt. Wie die Königin Mutter die junge Gemahlin ihres Sohnes als ein eignes Kind ihres Herzens an sich schloß, so erkannte Adelaide in Helenen eine Erscheinung an, die wie eine Trägerin guter Botschaft „als ein Engel durch höhere Hand dem Königshause zugesendet worden sey."

Es war nicht bloß das Wohlgefallen an einer männlich schönen, in frischer Jugend blühenden Gestalt, was den Blick jedes Eintretenden in den Familienkreis Ludwig Philipps so mächtig zu dem neben der Mutter sitzenden ältesten Sohn des Hauses, den Herzog Ferdinand Philipp von Orleans hinzog. Schon in seinem edlen Angesichte, in seinem Auge, das wie das Auge eines Helden aufschaute, lag, auch wenn der Mund schwieg,

eine siegreiche Kraft, welche das Aufmerken des Eintretenden nicht nur an sich zog, sondern festhielt. Eine freudige Kraft, welche in andern Menschenseelen vertrauende Liebe weckte, und, wenn sie mit Wort und That sich verband, in unwiderstehlicher Weise für sich gewann. So mußte der jugendliche Held aussehen, so konnte der um sich schauen, der schon in seinem 21. Jahre (im Spätherbst 1831) in Begleitung zwar von Soults militärischer Macht, nicht aber durch die Drohung und Gewaltthätigkeiten der Waffen, sondern er selbst in Person und allein den furchtbar entflammten revolutionären Aufstand in Lyon zur Ruhe brachte. Denn er trat als Vermittler mit Vertrauen zu dem zahlreichen unglücklichen Arbeitervolke hin, gab ihnen aus eigenen Mitteln, was er nur konnte, zur Linderung ihres Elendes, das in dem Aufstand noch größer geworden war und sorgte für sie in weiteren Kreisen als Freund und wohlthätiger Helfer. Sein Vertrauen gewann ihm ihr ganzes Zutrauen und ihre Liebe, denn es war selber aus Liebe gekommen. Und wie die Armen in Lyon, so lernten auch die in Paris den jungen Herzog von Orleans als einen treuen Tröster und Helfer in der Noth kennen und lieben, als er im darauf folgenden Jahre 1832, bei dem Ausbruch der Cholera in der Hauptstadt, mit eigener Lebensgefahr und freudigem Muth der Noth der Kranken im Hotel Dieu und außer demselben sich lindernd annahm. Wenn ich den Ausdruck so brauchen darf: in Louis Philipps Wesen lag eine Kraft der Liebe zu seinem Volke, die sich öfters sehr lebendig regte. Aber diese Kraft war durch die eigene menschliche Selbstheit und kluge Zurückhaltung vielfach geschwächt und gebunden, während sie in seinem Sohne in einer Freiheit des Geistes hervortrat, welche das eigene Selbst in freudigem Vertrauen an

das Wohl seines Volkes dahin gab und deßhalb das Vertrauen desselben gewann.

Der Herzog von Orleans stand damals, wo er Helenen als seine ihm von Gott vertraute Gemahlin zum Altar führte, in seinem 27. Jahre. Er war am 3. September 1810 in dem majestätisch wie lieblich schönen Palermo, dem uralten, hohen Fürstensitz von Sicilien geboren und in seinem vierten Jahre mit seiner Mutter zuerst nach Paris, in den heimathlichen väterlichen Wohnsitz gekommen, bald aber wieder mit seinen Eltern in das Dorf Twickenham bei London geflüchtet. Doch dauerte dieses Exil nicht sehr lange und sobald sein Vater sich in ungekränktem Besitze seiner Macht fand, gab er diesen seinen ältesten Sohn, zum großen Verdruß des Bourbon'schen Königshauses, aber im beifälligsten Sinne des Volkes in die öffentlichen bürgerlichen Bildungsanstalten. In seinem neunten Jahre trat Ferdinand in das Collegium Heinrichs IV. Mit munterem Geiste unterzog sich hier der kräftige Knabe allen Arbeiten seiner Mitschüler und je nachdem dieser muntere Geist es fügte, theilte er mit ihnen alle Strafen und Belohnungen. Später, nach vollendetem Cursus in der polytechnischen Schule bestand er mit Ehren die Prüfungen dieser berühmten Anstalt, gab sich hierauf dem Studium der neueren Sprachen und der Kriegskunde hin, in deren praktische Erlernung er seit seiner Ernennung zum Oberst des ersten Husaren-Regimentes tiefer eingeführt wurde. Was er hierin gelernt, das bewies er durch Geschicklichkeit und Muth als Befehlshaber einer Division des Heeres, welches Antwerpen im Winter 1832 belagerte und noch mehr im Jahre 1835, als er mit dem französischen Heer alle Gefahren und Beschwerden eines Feldzugs in Algier, sowie der Einnahme von Makara freudig theilte. Hätte

man auch das Alles nicht gewußt, was der jugendliche freudige Held schon gethan, man hätte ihm bei aufmerksamerer Beachtung seines Wesens die Kraft und den ernstlichen Willen dazu angemerkt.

In ritterlich edler Gestalt, als eines solchen Bruders würdiger Genosse, saß an dem väterlichen, runden Tisch der Herzog Ludwig von Nemours. Er war um vier Jahre jünger als sein Bruder, war aber mit ihm in gleicher Schule der Belehrungen und Thaten herangereift. In weiteren Abstufungen des Alters folgten dann der 19jährige Herzog Franz von Joinville, der 15jährige Herzog Heinrich von Aumale, der 13jährige Herzog Anton von Montpensier. Näher noch, schwesterlich inniger schloß sich gleich beim ersten Sehen die Prinzessinnen Louise, Marie und Clementine der neuen Schwester an. Louise, die älteste derselben war damals schon als glückliche Gemahlin dem edlen Könige Leopold nach Belgien gefolgt, beide blieben aber, gleich treuen geliebten Nachbarn, mit dem Elternhause und mit dem Orleans'schen Ehepaar in fortwährendem inneren wie äußeren Verkehr; die Prinzessin Marie, vermählt mit Herzog Alexander von Württemberg, hat in Deutschland den Sitz eines stillen, ehelichen Glückes und ihre letzte Ruhestätte gefunden; Clementine, die jüngste der königlichen Töchter ward dem Herzog August Ludwig von Sachsen-Coburg ein reicher Segen für sein Herz und Haus.

Das waren die freundlichen Sterne, welche an Ludwig Philipps öfters dunkel umnachteten Himmel trostreich leuchteten und die mit ihrem stillen Schein ihm bezeugten, daß über der Region der trübenden Wolken noch eine Welt des Lichtes, wie über dem Kampfe der fleischlichen Leidenschaften und der politischen Partheien ein Himmelsgewölbe des Friedens und der unwandelbaren Liebe sey.

12. Das neue Familienleben.

Wir geben hier eine Beschreibung der Tage, welche die Herzogin Helene von Orleans mit Recht die glücklichsten ihres Erdenlebens nannte, nach den Mittheilungen einer Freundin, welche von Allem, was sie sagte, die beste, genaueste Kunde hatte.

Im Sommer, so erzählt die Freundin, zog die ganze königliche Familie gewöhnlich nach dem lieblichen Landsitz Neuilly, wo Louis Philipp schon als Herzog von Orleans die Naturfreuden der schönsten Zeit des Jahres, in Abgeschiedenheit von dem Gedräng der Hauptstadt genossen hatte. „Hier in Neuilly hätte Frankreich ein Musterbild einfacher, häuslicher Tugenden sehen können, wenn ihm das Vorurtheil der großen Welt die Würdigung einer solchen patriarchalischen Sitte möglich gemacht hätte. Und doch waren es diese häuslichen Tugenden, welche den Glanz des Thrones überdauerten; denn als Louis Philipp das zu schnell ergriffene Scepter auch zu schnell und leicht seinen Händen wieder hatte entsinken laßen, da blieb ihm noch das häusliche Glück im Verband der Liebe mit den treuen edlen Gliedern seiner Familie.“

Hier in Neuilly, wohin das junge Ehepaar bald nach seiner Verbindung zog, bewohnten die königlichen Eltern mit ihren noch unverheiratheten Söhnen und Töchtern und mit der Prinzessin Adelaide das größere Hauptgebäude. Eine Viertelstunde davon,

mitten im Park, lag das Schlößchen Villiers, in welchem der Herzog von Orleans mit seiner Helene wohnte; nur zwanzig Schritte von diesem entfernt stand das kleine zierliche Gebäude, das der Frau Erbgroßherzogin Auguste und ihrer nächsten Umgebung zum Wohnsitz angewiesen war. Man hattte nämlich diese geistige Mutter der jungen Herzogin, welche bald im ganzen Kreise der Familie als eine würdevoll hochtheure Schwester und Mutter verehrt und geliebt ward, nicht aus Frankreich hinwegscheiden lassen wollen, bis sie ganz mit ihrer Tochter in der neuen Heimath derselben sich eingelebt und von den reichen Schätzen des Sehens- und Wissenswürdigen in der großen Hauptstadt einen Antheil des Genusses dahingenommen hätte. Konnte man doch selbst die große Welt von Paris mit ihren höchsten Notabilitäten beiläufig kennen lernen, wenn man am Mittag mit der königlichen Familie an der runden Tafel saß, denn in dieser Zeit ließen sich diese wenigstens als vorübergehende Erscheinungen öfters sehen.

Sonntags besuchte die Frau Herzogin von Orleans mit ihrer Mutter, der Frau Erbgroßherzogin, die lutherische Kirche in Paris, in welcher vortreffliche Geistliche abwechslend in französischer und deutscher Sprache das Heil in Christo verkündeten. Die schönen Abende wurden zu Wasserfahrten benutzt, oft bis nach St. Cloud, während die Ufer der Seine mit Schaulustigen besetzt waren. Oder, wenn es dunkelte, dann brannten die munteren und geschickten jüngeren Prinzen Feuerwerke ab, und wenn dann ihr königlicher Vater bemerkte, daß sie seine schönen Anlagen und Rasenplätze dabei eben nicht sehr geschont hatten, und sie ihm sagten, daß es ja zu Ehren ihrer Schwester Helene geschehen sey, da ließ der König diese Entschuldigung gerne gelten, denn er hing an dieser Schwiegertochter mit ganz besonderer Liebe

Diese hatte ja auch, sich hingebend mit Allem, was sie war, seinem Sohne nicht nur das höchste Erdenglück gebracht, sondern sie war, wie man sagen könnte und wie er selber in anderen Worten es aussprach, seiner Seele beßre Seele: eine neue Mitte seines Herzens geworden. So wie sie auf ihrer Seite sich in Allem seinen Ansichten unterordnete, in ihm ihre Stütze und ihr Vorbild fand und nur Gott in Demuth bat, er möge sie zur Lebensgenossin und Gehülfin eines solchen Gemahles würdiger und tüchtiger machen, so gab er sich ganz der Sorge für sie hin. Er that dies im Großen wie im Kleinen, so daß er, um ihrer Gesundheit willen ihre Diät überwachte und stolz auf ihre liebliche Gestalt selbst ihre Toilette controlirte, ja mit eigner Hand im Garten zu Villiers die Blumen schnitt, mit denen er sie geschmückt zu sehen wünschte. Wenn sie dann an seinem Arm mit ihm ausging und die Menge sie umwogte um die Prinzessin zu sehen, da sagte er mit hohem freudigen Selbstgefühl: „Ja meine Freunde, das ist meine Frau."

Noch von anderer Art mag dieses Gefühl seines Glückes gewesen sein, wenn sie den wissenschaftlich gebildetsten Männern gegenüber bei diesen Belehrung suchte und wenn sie dieselben durch ihre geistvollen Fragen unbewußt zum tieferen Nachdenken drängte über Gegenstände, welche nicht auf dem gewöhnlichen Heerwege der Wissenschaft liegen. Sie war von frühe an gewöhnt sich mit ernsten Gedanken, aufmerksamen Hören und Beachten der Dinge und gründlichem Lesen guter Bücher zu beschäftigen; begabt mit einem glücklichen Gedächtniß und immer munterem Geiste, wußte sie von dem Erlernten eine oft überraschende, aber stets richtige Anwendung zu machen. Dabei blieb sie an Demuth und Bescheidenheit sich immer gleich. Wenn man ihre Fortschritte im

Wissen rühmte, sagte sie: ja ich komme immer besser dahinter, daß ich nichts oder wenigstens nichts Rechtes weiß. Als man bei einem ihrer Besuche auf der Pariser Bibliothek Worte der Bewunderung sprach über ihre Gelehrsamkeit, wies sie diese lächelnd mit der Bemerkung ab: ja eine Gelehrte bin ich, die nicht einmal die ersten Anfänge der Gelehrsamkeit, Griechisch und Lateinisch versteht.

Am schönsten und beständigsten zeigte sich diese Herzensdemuth in dem Verhältniß zu ihrem Gemahl. Sie wünschte und glaubte nur von ihm die Gaben des Geistes und Gemüthes zu empfangen und doch war mehr noch er der Empfänger; er fühlte sich durch sie gehoben. Alle ausgezeichneten Gaben des Herzogs von Orleans schienen seit seiner Verbindung mit ihr noch eine edlere Richtung gewonnen zu haben. Ließ er doch auch bis ins Kleinste seine Gemahlin seine rechte Hand, namentlich in der Mildthätigkeit gegen die Armen seine Schatzmeisterin sein, welche freilich öfters vor allem nur die Noth, den Mangel, nicht die Größe der Mittel beachtete, welche zur Abhülfe des Mangels nöthig waren. Denn in ihrer eigenen Kasse ließ sie der Mildthätigkeit so unbeschränkten Lauf, daß sie dadurch in manche Verlegenheit geführt wurde.

13. Der Brief aus einem Lustgarten.

Wie ich bereits oben, S. 80, erwähnte befand ich mich, gerade in jener Zeit, darin die Lebensgeschichte der Prinzessin Helene die eben beschriebene unerwartete Wendung, diesen Aufschwung zu dem vorbestimmten Ziele nahm, auf meiner Reise in das Morgenland. Ich hatte schon vor Antritt der Reise vielleicht manches mir unsicher scheinende Gerücht über eine nahe Vermählung der theuren jungen Fürstin vernommen, hatte jedoch dasselbe nur wenig beachtet. Erst im Januar 1837, während meines Aufenthaltes in Aegypten, las ich in der Allgemeinen Zeitung die hocherfreuliche Bestätigung des Gerüchtes, und von da trug ich denn, so zu sagen, auf meiner ganzen Reise durch die Wüste, sowie durch das liebe heilige Land einen Gruß des Segens für die liebe, seltene Fürstentochter in meinem Herzen. Ich konnte lange nicht dazu kommen zu schreiben und wußte ja auch lange selber nicht wohin ich den Brief richten solle. In Athen jedoch erfuhr ich, wo jetzt die Prinzeß Helene von Mecklenburg zu suchen sey. Und in der Gefangenschaft der Quarantäne von St. Leopold bei Livorno fand sich für mich eine ganz besondere Gelegenheit einen geflügelten Boten zu ihr zu senden und gleich nach diesem mit einem Brief aus unserm Gefängniß sie zu begrüßen.

Ich habe das Ereigniß, welches ich hier meine, im dritten

Theil meiner „Reise in das Morgenland" S. 552 ausführlich erzählt. Ein sehr unfreundlicher Lieutenant, welcher damals die Stelle des Commandanten des Quarantänehauses einnahm, wollte die beiden lieblichen Bull Bull, die unter dem Namen der orientalischen Nachtigall bekannt sind, aus Furcht sie könnten die Cholera verbreiten, erwürgen und ins Wasser werfen lassen. Da machte ich dem jungen, französischen Officier, der uns vom Dampfboot bis an den Eingang in die Quarantäne im Boot begleitet hatte, ein ihm sehr erwünschtes Geschenk damit, unter der Bedingung, daß er den einen davon meinem Freunde, dem Schiffsarzt Dr. Flosse zur Ueberbringung an die Frau Herzogin von Orleans übergeben möge. Mein Wunsch wurde treulich erfüllt, und kurz nach meiner Rückkehr von der Reise nach München, erhielt ich den nachstehenden Brief von der hohen Empfängerin, dessen Inhalt mir zu meiner innigen Freude bezeugte, daß sie das Andenken an ihren alten Professor in Mecklenburg, ohne sich dessen zu schämen, noch immer in ihrem treuen, dankbaren Herzen trage.

7. October 1837.

Sie haben mich innigst erfreut, verehrter Professor, durch Ihr Andenken, welches Sie mir durch das Geschenk des artigen, freundlichen Bull-Bulls, durch Ihren erfreulichen Brief bereiteten. Empfangen Sie meinen tief gefühltesten Dank für dasselbe und lassen Sie mich hinzufügen, daß jedes Wort von Ihnen mir ein segensreiches scheint, und jedes Zeugniß der Erinnerung, welches Sie mir zukommen lassen, von großem Werthe für mich ist. So waren mir die Aeußerungen, über das mir damals bevorstehende Verhältniß, welches Sie schon in einem Briefe

aus Kahiro an meine Mutter schrieben, unbeschreiblich theuer. — Sie finden sich in den Zeilen, welche von der Quarantäne gestempelt, hier im duftenden Herbstgarten neben mir liegen, weiter ausgeführt und rühren mich tief, indem sie mir sagen, daß Ihnen der Weg, den ich eingeschlagen, lieb ist, daß Sie auch einen besonderen Segen Gottes in demselben erkennen, und indem Sie die tiefe Verehrung, welche die so edle Familie, der ich nun angehöre, Ihnen einflößt, beurkunden, verdoppeln Sie meine Freude.

Während Sie als Hadschi den goldenen Orient durchwanderten und den Träumen dieser entschlafenen Welten noch einzelne Laute der Sprache ihrer vergangenen Tage ablauschten, habe auch ich meinerseits meinen Wanderstab ergriffen und habe mich losgerissen von der Heimath — von den Gräbern der Theuren — von den Erinnerungen der süßen Kindertage, und habe meine Schritte nach Westen gerichtet, wohin die Stimme des Herzens mich zog; wo ich die Bestimmung meines Lebens ahnete; wohin der Segen und Schutz meiner Mutter mich leitete und wo ich jetzt die Träume meiner Kindheit verwirklicht finde; wo die Kräfte meines innern Lebens sich entwickeln, und Nahrung finden im Kampfe um das Seyn; wo ich einen hohen Beruf sehe, der mich zum ernsten Streben und gläubigen Beten anspornt. Wenn ich Sie einmal hier, in meiner neuen, meiner schönen, so lebendigen Heimath empfangen könnte, würde ich mich recht von Herzen freuen; ich würde Ihnen beweisen, daß Ihr Andenken von meiner frühesten Kindheit an mich treulich begleitet hat, und der freundliche Vogel würde den alten Meister mit wohlbekanntem Laut

begrüßen, mit welchem er mir oft zu meiner Freude von seiner fernen Palmenwiege erzählt.

Mehrere Auszüge Ihrer Briefe, in der Allgemeinen Zeitung erschienen, haben mich neuerdings wieder sehr interessirt und die Hoffnung noch reger gemacht: der morgenländische Reisende — ehemals unter dem Namen eines reisenden Gelehrten oder „Rist"*) bekannt, werde ehestens die Früchte seiner Wanderung den Freunden austheilen, die ihm schon so viel verdanken.

Einen freundlichen Gruß der treuen Hausfrau und die Versicherung meiner tiefgefühltesten Hochachtung.

Helene, Herzogin von Orleans,
geb. H. von Mecklenburg.

*) M. v. die erste Auflage meiner Reise nach Südfrankreich und Italien I. Th. Meine Schwestern hatten mich als kleinen Knaben als ich immer sagte, ich möchte und wollte einst auch so herrliche Lieder machen wie Rist, einen kleinen Rist und großen Träumer, genannt.

14. Die Stimme des dankbaren Kindes.

Unter den mannigfachen Gaben und Beweisen der Liebe, welche der jungen Herzogin seit ihrem Eintritt in das französische Königshaus und seit ihrer Einführung in die hohen, geselligen Kreise von Paris geworden waren, gewährte ihr die allgemeine Verehrung, mit der man ihrer theuren Mutter entgegen kam, eine ganz besondere Freude und Ergötzung. Bei allem Guten, was ihrer Mutter widerfuhr, hatte sie das Gefühl, als sey es ihr selber geschehen, öfters nicht nur in einfachen, sondern in verdoppeltem Maaß. Denn sie fühlte es wohl in die Seele dieser Mutter hinein, welche Aufgabe für dieselbe es gewesen sey, mit ihr aus der ernsten Stille ihrer äußern wie innern Friedensburg, die sie ja nicht in Ludwigslust allein, sondern noch lieblicher auf dem Schloße in Rudolstadt, bei den theuren Schwestern fand, herauszutreten in die große, aufregende Pariser Welt. Man hatte aber dort, vor allem am königlichen Hofe die geistig wohlthuende mütterliche Zucht und Pflege der Mutter in der Tochter erkannt, und es war ein allgemeiner Schmerz, als im Spätjahr 1837 die Frau Erbgroßherzogin nach Deutschland zurückkehrte. Doch sie selber schied beruhigt und mit großer Freude im Herzen, denn sie hatte das Glück ihrer Tochter gesehen.

„Wenn ich", so schrieb sie am 15. Januar 1838

der ganzen europäischen Welt für Helene einen Familienkreis gesucht hätte, in welchem ich sie wohl verwahrt und glücklich ihm anzugehören geschätzt haben würde, so wäre — so wie ich ihn nun habe kennen lernen, dieser es allein gewesen! Und ich sollte „meinem Gott nicht singen, sollte Ihm nicht dankbar sein? denn ich seh' in allen Dingen wie so gut Er's mit mir mein'." —

Neben diesen glaubenskräftigen, freudigen Worten der Mutter wollen wir jedoch auch in einigen der nachstehenden Briefen der Herzogin Helene die Stimme des Kindes vernehmen, das zum ersten Mal, von seinem fünften Jahre an, von dieser Mutter sich getrennt sieht, die ihm zur Pflege und Bekräftigung an Geist, Seele und Leib Alles gewesen war, was ein Mensch dem andern seyn kann. Ich gebe die Briefe, welche hier eigenhändig vor mir liegen, in wörtlich treuen Auszügen.

St. Cloud, 3. Okt. 1837, Abends.

Der erste traurige Tag unsrer Trennung ist nun überstanden, meine theure, innig geliebte Mama. Ich freue mich darüber nicht allein für mich, sondern auch für Dich, denn ich weiß, daß Du heute gelitten hast, und daß Dir der Abschied nicht weniger schwer geworden als meinem Herzen, und ich fürchte es gar sehr, daß Du recht leidend und angegriffen bist.

Noch einmal laß mich Dir aus voller, tiefster Seele sagen, wie dankbar ich Dir bin für Alles Alles, was Du, seitdem Du mein Leben behütetest und lenktest für mich gethan; für alle Deine Liebe, die Dir Nachsicht und Geduld und Ernst schenkte, die mir in jedem Augenblick meines Lebens zur Seite gestanden. — Alles mit mir theilte und über mich

wachte im Gebet und in der That. Ach liebe Mama! ich habe es Dir nicht mehr aussprechen können und alle die Gefühle der Liebe und des gerührtesten Dankes mußte ich verschließen, um meine Kraft nicht zu brechen und mir im letzten Augenblick nicht den Muth zu lähmen, den ich Deiner und des Herzogs halber bewahren wollte. — Aber nun laß michs Dir recht aus vollem Herzen sagen, wie unbeschreiblich ich's fühle, was Du von jeher für mich gethan und wie das Andenken an die Zeit, wo ich noch unter Deinen Flügeln stand, mich immer begleiten und mir ein Schutzgeist bleiben wird, für die kommenden Tage. — Ich bin im Grunde recht thöricht, so zu Dir zu reden, denn wie kann ein Kind der Mutter je danken, was die Mutterliebe gethan! — Deine Liebe hat Dich in Allem geleitet, und die meinige verstand, oder wenn sie blind war und Deine Wege nicht begriff, fühlte doch diese Liebe. Sie wird ewig, ewig tief in meiner Seele leben und mein heiliger Schutz bleiben. O liebe Mama, ich küsse Dir in Gedanken die lieben Hände und bitte Dich mir den Abendsegen zu geben, indem Du mich in Gedanken auf die Stirne küssest. — —

Quoique je ne sois pas très fort sur l'ecriture je ne veux cependant pas laisser partir cette lettre de notre chère Hélène, sans vous dire encore que votre place reste vide içi auprès de vos enfants devoués

F. O.

Den 4. Oktober, Morgens vor dem Frühstücke.

Hier ward ich gestern Abend durch meinen Herzog unterbrochen, der mich bat mich zu legen, weil ich elend war. Er schrieb die vorstehenden Worte und ich ließ die Fortsetzung

meines Briefes für heute. —— Die liebe Königin, welche kam um zu sehen was das verwaiste Kind macht, sagt mir ich solle Dir schreiben wie viel sie an Dich dächte, wie sie Dich vermißte und wie fest sie auf Dein Versprechen baute. Sie sagt mir sie würde Dich nie bei mir ersetzen können, aber sie würde mich immer mit mütterlicher Liebe umgeben und thun für mich was sie könnte. Das ist wahr, daß Du mir nie zu ersetzen seyn wirst, meine Engelsmama, aber ein Segen ist es doch für mich in der Mutter des Herzogs ein solches Herz gefunden zu haben, in welches ich so festes Vertrauen faßen kann und zu welchem ich mich so innig hingezogen fühle.

Ich muß leider schließen, herzenstheure Mama, weil wir zum Frühstück des Königs müssen. — Morgen geht es in die Stille nach Trianon. Mit innigster Liebe küsse ich Deine theure Hand und bitte Dich mir in Gedanken Deinen Kuß zu geben. Ach liebe, liebe Mama, wie ist das Schreiben so armselig im Vergleich des Zusammenseyns. Gott gebe, daß ich bald gute Nachricht von Dir erhalte. Lebe wohl theuere Mama, ewig Dein Kind

Helene.

N. S. Nach dem Frühstück.

Der König und die Tante waren gar zu gut für mich; der König so herzlich und theilnehmend! —

Trianon, 6. Okt. 1837.

Meine liebe, theure Mama!

Vor einer Stunde von einem langen Umherschwärmen im Freien zurückgekehrt, wo ich mit dem Herzog oft von

Dir sprach und welches mit einer kleinen Jagd von seiner Seite beschlossen ward, finde ich zwei Worte der Königin, die in Paris die telegraphische Depesche von Dir erhielt und sie mir mit dem Hinzufügen sandte: ich solle noch vor Einbruch der Nacht einige Worte senden, die Dich erreichen würden. Wie sehr mich dein Gruß, den Du gestern Abend für mich schriebst, rührte, und wie gern ich Dir aus vollem Herzen und recht lang geantwortet hätte, brauche ich Dir nicht zu sagen. Du warst mir durch diese Vermittlung so nahe gerückt und doch konnte ich Dir so wenig sagen! Nach meiner Berechnung hast Du heute Mittag den französischen Boden verlassen, liebe theure Mama! — Es wird Dir schwer geworden seyn, ich bin es überzeugt, denn ich fühle so tief, was dieses Wort schmerzliches für mich enthält. Ich mag es Dir gar nicht in seinem ganzen Umfang sagen, wie Du mir fehlst, weil Du meinen könntest, ich wäre undankbar für meinen guten Herzog, der Alles thut, um mir das schmerzliche Vermissen zu versüßen. Du warst für uns beide eine Art Beruhigung; was wir thaten, schien uns recht, wenn Du zugegen warst. Nun kommen wir uns beide vor, als müßten wir viel behutsamer seyn, weil kein Auge bei allen unsern Schritten uns begleitet und bewacht wie das Deinige. Ach liebe Mama, ich könnte ganze Bücher schreiben über Alles, was Dein Weggehen in mir weckte und über die Trauer, die diese Leere bei mir hervorbringt; aber ich mag Dich nicht weich stimmen und will mich selber nicht melancholischer machen, als ich es schon bin um meinen Herzog nicht zu betrüben und den Abend noch heiter für ihn zu gestalten. Wir sind nämlich jetzt

in unserer kleinen Einsiedelei Trianon und leben ganz für uns. Daher nehme ich mir vor, so viel in meinen Kräften steht, für ihn zu thun und ihm den Aufenthalt, wo er ganz auf mich beschränkt ist, so angenehm wie möglich zu machen.

Die königliche Familie, die uns von St. Cloud hieher begleitet hatte, und die Dir viel Liebes sagt, gieng noch mit uns in dem kleinen Fleuriett spazieren, wo wir mit Dir gewesen, um die seltenen Bäume zu besehen und setzte dann ihren Weg nach Versailles fort. Heute fuhren wir früh nach St. Cloud, um dem König zu seinem Geburtstag zu gratuliren. Es war mir rührend, den guten, herrlichen König von seinen Kindern umarmt zu sehen und seine Freude an ihren Glückwünschen zu bemerken. — — Alle Tage esse ich jetzt Erdbeeren en votre souvenir. Ach liebe Mama, wie fehlst Du uns. Adieu mein Schutzengel, bete für deine Kinder und denke oft an ihre Liebe zu Dir.

Helene.

Mit Uebergehung eines Briefes vom 11. Okt., welcher dasselbe liebevolle Heimweh nach der theuern Mutter und den Dank für den Empfang eines Briefes von ihr ausspricht und Tagesneuigkeiten von der damaligen afrikanischen Expedition enthält, lassen wir hier sogleich einige Stellen aus dem Briefe vom 20. Oktober folgen.

— — Jetzt aber vor allen Dingen laß Dir die lieben Hände küssen für Deinen prächtigen Brief mit den tagbuch-ähnlichen Mittheilungen. Aus jedem Worte glaubte ich Deine liebe Stimme zu vernehmen; ich sehe Dich so lebendig vor mir und war so glücklich in Deiner Nähe. Daß mein Herzog, der sich eben so wie ich nach Nach-

richten von Dir sehnt, nicht hier ist und meine Freude über Deinen Brief erst den Abend bei der Heimkehr von der Jagd theilen wird, stört dieselbe ein wenig. Denn ohne ihn kann ich keine ganz rein genießen: er theilt jedes Gefühl, was mich bewegt, so liebevoll — jeden Schmerz so treu! Dies bewies er mir noch recht am 18. October, den Tag der unsere Gedanken bei dem Seligen gewiß vereinte*). Er verstand so ganz meine Trauer und lernte durch dieselbe und durch Alles, was ich ihm von dem lieben Albrecht mittheilte, den Theuren lieben. Das war mir ein Trost. — Der Tag verstrich für mich recht still, nachdem wir an dem vorangegangenen Mariens Hochzeit**) gefeiert hatten und dem Herzog und mir der 30. Mai und Fontainebleau dadurch wieder gar so lebendig vor die Seele geführt worden war. — — —

Von dem Inhalt mehrerer späteren Briefe des liebevollen Kindes an die theure, vielersehnte Mutter mache ich hier keinen Gebrauch. Die Nachrichten von dem Verlauf des afrikanischen Feldzuges, bis zur Einnahme von Constantine bilden einen Haupttheil jenes Inhaltes, und die Herzogin Helene nimmt an Allem einen so lebendigen Antheil, als ob in ihrem Herzen selber das heißeste, französische Blut sich bewegte. Mit ihr zugleich die ganze königliche Familie, vor Allen und am feurigsten der Herzog ihr Gemahl. Einer der Briefe (vom 23. Oktober) ist im Zimmer der Königin Mutter geschrieben, dahin der König selber zuerst die Siegesnachricht gebracht hatte. Die Kinder alle, Söhne wie

*) Sterbetag des Prinzen Albrecht.

**) M. v. oben S. 110.

Töchter, saßen um die Mutter, um an die entfernten Freunde die Freudenbotschaft zu schreiben, wie dieß Helene für ihre Mutter in Deutschland that. Die Beschreibung der glänzenden Freudenfeste, welche damals in Paris gefeiert wurden, der Theilnahme des ganzen Volkes an den Siegen seines Heeres an der Einnahme von Festungen, deren Mauern von Stein, deren Wälle von Erdenschutt sind, von solcher Hand wie die der Herzogin Helene war ist schön zu lesen. Auch erhält dieselbe in jedem ihrer damaligen Briefe noch einen besonderen Reiz, durch die feurig liebende Theilnahme der Fürstin an dem Ruhm des Volkes und der Freude des Landes, welches durch den hochherzigen Gemahl ihr eignes Volk, ihr eignes Land geworden war. Aber es gibt andere Freudenfeste als jene waren, deren Nachhall sobald verstummt, andere Chorgesänge als die gewesen, die man damals in den Kirchen der Hauptstadt vernahm, wo die ernsten Töne der Orgel stellenweise mit Nachklängen aus Opernarien wechselten. Was ich hier meine, das sind jene stillen Freuden in den Hütten der Gerechten, mit denen man besingt jene Siege, welche die Rechte des Herrn behält (Ps. 118 V. 13). Töne dieser stillen Freuden, an den Siegen, deren Ruhm und Ehre in Ewigkeit besteht, ließ auch die einsame Taube in dem Gemäuer des französischen Königshofes vernehmen, und wir hören das gerne, was uns die nachstehenden Stellen sagen, die aus einem Briefe des liebenden Kindes an seine Mutter genommen sind. Der Brief war in den Tagen des Christfestes von 1837 geschrieben.

Liebe, liebe theuere Mama!

Heute ist ein Tag, an welchem unsere Gedanken sich vielleicht noch mehr begegnen als gewöhnlich. Du bezeichnetest ihn immer mit so großer Liebe; er ist von jeher ein

Festtag für Deine Kinder gewesen, so daß mir das Herz besonders groß an demselben wird, wenn ich bedenke wie zersplittert die Friedensburger alle dastehen, die noch vor einem Jahr so froh um den glänzenden Baum umhergingen und dankbar und erfreut alle die schönen Gaben betrachteten, die die Liebe ersonnen. Dankbar bin ich auch heute, aber in anderer Beziehung dankbar wie ich es vor einem Jahr, als ich unter dem Tannenbaum von Frankreich träumte, und mir vorstellen wollte, wie mein Geschick sich wohl gestalten möchte, nicht hoffen durfte, denn ich dachte damals nicht daß Gott mir ein so reiches, so schönes Glück zu Theil werden ließe. — — O wärst Du nur heute und morgen hier, liebe Engelsmama! denn ich gehe morgen am schönen Weinachtsfest zum Abendmahl um den Tag zu heiligen, weil ich das innige Bedürfniß fühle, mich an der Quelle des Lichts und der Wahrheit zu wärmen und zu stärken gegen die Angriffe meiner lauen Natur, die das Fünkchen Glauben zu tödten droht, wenn sie von dem Tand der Leerheit und den Verführungen der Welt unterstützt wird. Ohne Dich, meine liebe Mama, ohne einen Menschen mit dem ich gleich fühle, der mich versteht und den ich innig liebe zu communiciren, ist mir aber ein Schweres. Ich bin bisher so verwöhnt gewesen; darum mag es gut seyn, daß ich in dieser Beziehung allein stehe, damit ich ganz auf den Herrn sehe und von seinem Einfluß auf mein Herz Alles erwarte und übrigens — wer ist allein, der Ihn zum Freunde hat und in ihm Alles suchen darf. Es ist mir auch lieb daß im ganzen hiesigen Land der Festtag so gefeiert wird.

Die Königin und Clementine sind heute, zur Vorbereitung desselben zum Abendmal gegangen.

Ach liebe Mama, wie fühle ich heute so tief wie ferne ich noch von dem Vorbild bin, das uns unser Heiland gegeben; ich fühlte mich vielleicht nie so strafbar wie gerade jetzt, weil ich es so unrecht finde im Glück lau zu werden, wie ich es geworden, weil ich so tausendfältige Mahnungen des Herrn in meiner Stellung, wie in allem was mich umgiebt, in der Liebe und in den Pflichten, die mir geworden, erkenne, und mich so wenig tauglich finde, ihnen zu entsprechen. — Kurz ich stehe recht beschämt über meine Trägheit und meinen Glaubensmangel und fühle demohngeachtet, daß ich es nicht genug bin, lange nicht bin im Maaße meiner Schuld. Wenn ich mich so fühle, habe ich eine unbeschreibliche Sehnsucht nach einem jener lieben Gespräche mit Dir, denn in deiner Nähe wurde ich besser, gläubiger, kindlicher und fester. Ach liebe Mama! wie groß ist doch der Segen einer frommen gläubigen Mutter. Ich kann es dem Herrn nie genug danken, daß Er Dich mir schenkte und deine Flügeln mich bargen. — —

Zweiter Weihnachtstag. Gestern, meine liebe Mama, konnte ich nach der Kirche nicht mehr zum Schreiben gelangen, was mir leid genug that, da es ein Tag war, mir so werth durch die Abendmahlsfeier! Ich fühlte so tief und lebendig die Nähe des Herrn bei der Communion. Ich hatte Kempis Immitationes mitgenommen und konnte daher ganz still lesen. Cuvier hielt von der Kanzel auf deutsch eine kleine Beichtrede und ich konnte dem Sündenbekenntniß, besonders dem Bekenntniß der Trägheit

und Lauigkeit mit Zerknirschung folgen. — — Ich kam zum Altar und fühlte mich befestigt im Glauben und in der Liebe zum Herrn, die allein hilft, treu zu thun, was recht ist. — — —

Am Weinachtsabend hatte die gute Königin mir die Freude gemacht, heimlich einen schönen Baum aufzuputzen und ihn in meinen weißen Salon stellen zu lassen, um mich an Deutschland zu erinnern. Sie erinnert mich oft durch ihre Güte, ihr Ersinnen Freude zu machen, an Dich.

Ein anderer Brief des dankbaren Kindes an seine treue Mutter, am Jahresschluß geschrieben, ist von der Tonart derselben Gesinnung, wie so viele andere aus den ersten Monaten des Jahres 1838.

---

5. Wachsthum des Glückes im Haus und Herzen.

Das sehnliche Verlangen nach dem Wiedersehen der treuen Mutter fand im Jahr 1838 seine Erfüllung, als eine erwachende Hoffnung der jungen Herzogin, Mutter zu werden, sich zur Gewißheit erhob. Ein zwar nicht schweres, aber anhaltendes Unwohlseyn, während des Zustandes der frohen und ernsten Erwartungen nöthigte sie zu einer Zurückgezogenheit in die Stille, darin sie nur mit Gott, mit ihrem Gemahl und mit sich allein war. Auch kam ihr in jener Zeit noch ein anderer Genuß aus der Ferne her. Die treue Theilnehmerin aller Freuden und Leiden, die Pflegerin der Jahre ihrer Kindheit, Nancy Salomon aus Genf war im Februar und März einige Wochen bei ihr und theilte sich mit dem Gemahl der Herzogin in die sorgfältige Obhut und Pflege der theuren Fürstin. Aus der Zeit der freudigen Erwartungen ist auch noch der Brief an mich, welchen ich hier nachstehend mittheile.

Verehrter Professor!

Empfangen Sie meinen aufrichtigsten Dank für den interessanten Brief und die orientalische Sendung, welche Sie mir im Anfang des Frühlings durch den jungen Schmidt zukommen ließen und welche mir eine besondere Freude gemacht. Ich war damals leidend und lebte in

einer gänzlichen Zurückgezogenheit. Ihre Worte, die Rose von Jericho in ihrem wunderbaren Auferstehungs- und Entfaltungsprozeß und das Manna der Wüste, welches Ihnen, wie ich dies in den Blättern gelesen, die die kleinen Schätze umhüllten, von den Mönchen des Katharinenklosters auf dem Sinai gegeben wurde — ergötzten mich wahrhaft und erweckten den lebhaftesten Dank in mir, den ich Ihnen zwar spät, jedoch nicht weniger aufrichtig heute ausspreche.

Lassen Sie Ihre Segenswünsche nicht aufhören, unsern König und seine Kinder und seine Landeskinder zu begleiten; denn Sie werden uns wahren Segen vom Himmel herabziehen; diesen Segen, den wir in jeder Stunde und jeder Lage des Lebens bedürfen und welcher in der Stellung des Königs so besonders nöthig ist. Wenn die Mühe und Last und die Verantwortung jeder That so groß sind, kann ja nur die Rechte unsers Gottes uns stärken; sie allein kann uns auf richtigem Wege leiten. Auch ich in meinem kleineren Bereich flehe dieselbe um Beistand an, und Sie werden es begreifen, wenn ich von derselben besonders jetzt reichen Segen erbitte und für die Zukunft, die sich nun so schön eröffnet, wünsche.

Sie werden gewiß mit Theilnahme erfahren, daß ich in diesen Tagen meine theure Mutter erwarte, welche Sommer und Herbst bei uns zubringen wird. Nirgends wird sie geliebt wie in meiner hiesigen Familie und sie hätten keinen treueren Sohn wieder finden können nach dem Verlust dessen, der ihr so kindlich ergeben war, als den Herzog.

Die Verheirathung unsrer guten Nancy Salomon mit einem Herrn von Bontems, Oberst in Genf, der durch

seine interessante Reise bekannt geworden und ein vortrefflicher Mann zu seyn scheint, wird Sie gewiß erfreuen, denn Sie wußten ihren ausgezeichneten Charakter immer hoch zu stellen. Nach einem durchschmerzten Leben scheint ihr ein stilles, schönes Glück beschieden.

Sagen Sie der treuen Hausfrau, ihre Grüße hätten mich sehr gefreut und ihr versprochener Besuch würde es nicht weniger thun. Ja kommen Sie und sehen Sie selbst, wie reich wir sind an Gutem, Großem und Edlen.

Mit der aufrichtigsten Hochachtung nenne ich mich Ihre alte Schülerin

Neuilly, 17. Juni 1838.

Helene.

Nahe um jene Zeit, in welcher der vorstehende Brief geschrieben war, hatte die Herzogin das längst ersehnte Glück, ihre Mutter wieder zu sehen. Schon bei dem Eintritt von dieser in die französische Grenze hatte die zärtliche Tochter dieselbe mit einem Briefe des freudigen Willkommens begrüßt, und selbst dann, als die Mutter in der zweiten Hälfte des Juni angekommen war, genügten zuweilen die Gespräche des täglichen Beisammenseyns dem liebevollen Verlangen der Herzogin, der Mutter sich mitzutheilen, noch nicht, sondern sie unterhielt den Verkehr der Herzen auch noch schriftlich, wenn das Sehen und Sprechen durch ein zufälliges Ereigniß verhindert war. Dies beweist namentlich ein hier vor mir liegendes Billet der Herzogin Helene an die Mutter, aus einem der ersten Abende nach der Ankunft des lieben Besuches:

Noch einen herzlichen Gute Nacht Wunsch, meine theure liebe Mama. Leider schriftlich, da Du nicht mehr kommen konntest. Da wir nun auch unsere Abend-Lektüre nicht

mehr machen können, schreibe ich Dir einen Vers her (aus Paul Gerhards Abendlied):

Auch Euch Ihr meine Lieben
Soll heute nicht betrüben
Ein Unfall noch Gefahr.
Gott laß Euch ruhig schlafen,
Stell Euch die goldnen Waffen
Ums Bett und seine Helden-Schaar.

Und wünsche, daß Du morgen früh und recht wohl erwachest.

Dein Kind.

Das freudige Ereigniß der Geburt des Grafen von Paris war am 24. August gekommen. Die treue Mutter verweilte noch bis in den Spätherbst und nun begann von Neuem der Verkehr der liebenden Tochter mit ihr durch Briefe. Nur aus einem, vom 17. November (1838) hebe ich hier eine Stelle aus:

Den folgenden Abend lernte ich unsern großen deutschen Maler Cornelius kennen, welcher uns die Zeichnungen seines jüngsten Gerichtes, das er in der Ludwigskirche als Hintergrund des Altares malt, erklärte. Er sagte mir er habe 20 Jahre diese Schöpfung in seinem Herzen getragen und mehr als alle andern Bilder desselben Gegenstandes den Dante studirt, dessen sieben Abstufungen der Hölle er auch auf der Seite der Verdammten benutzt hat. Ich finde diese Darstellung ungleich schöner, als die des Rubens, welche ich in Dresden gesehen habe und den Gedanken schön, welcher das personificirte Gewissen in die Mitte des Bildes versetzt: mit aufgeschlagenem Buch auf der Brust und den Blick hinauf zu dem Richter gewendet,

welcher mit einer Hand die Bösen abwendet und mit der andern die Guten einladet. — — —

Wenig Tage nachher schrieb die Herzogin auch mir in dem nachstehenden Briefe von ihrer Bekanntschaft mit unserm großen Meister Cornelius:

Paris, 19. November 1838.

Schon längst war es meine Absicht, Ihnen, verehrter Professor, meinen Dank für den letzten Brief auszudrücken, welchen Sie mir durch Frau von Zech sandten; es verhinderten mich aber bisher freudige Ereignisse daran, welche in Ihren Augen gewiß als eine Entschuldigung gelten und, ich bin es überzeugt, in Ihrem Herzen Theilnahme gefunden haben. Die Geburt meines theuren Kindes und die Zeit der Pflege und später die des letzten Genußes des Beisammenseyns mit meiner lieben Mama hat alle und jede Correspondenz bei mir aufgehoben, und jetzt erst beginne ich wieder die Fäden anzuspinnen, die mich an das theure Vaterland knüpfen. Ihres Freundes*) Hand wird Ihnen diese Zeilen überbringen, und dadurch hoffe ich eine gute Aufnahme für dieselben zu finden. Ein kurzes Gespäch mit demselben hat mich bedauern lassen, daß er keinen längern Aufenthalt in Paris macht, und uns die Möglichkeit geraubt wurde, von diesem als Künstler und als Mensch so vortrefflichem Manne mehr lernen zu können. Die einfachen Worte, welche er über die Kunst aussprach, fanden durch ihre Wahrheit Anklang in meinem Gemüth, und ich hätte gewollt, unsere Künstler folgten

*) Cornelius.

der ernsten Richtung seiner Bestrebungen. Auch in dieser Beziehung ist mir jedes Band zwischen Frankreich und Deutschland werth, denn mir ist es klar, daß beide Nationen dadurch gewinnen würden.

Ich erinnere mich mit besonderer Freude der frühen Kindertage, in denen Sie mein gutes Gemüth durch Ihre frischen, bunten Erzählungen beglückten, und dann wird der Wunsch recht lebhaft in mir, es möchte auch meinem Söhnchen in seiner frühen Kindheit ein so liebevoller „Pro“*) erscheinen, der auf sein Herz so belebend wirkte. Sein Glück, seine Zukunft, seine Entwicklung liegt mir mehr am Herzen, als ich es sagen kann, — das begreifen Sie wohl. Und daß mir schon die ersten Eindrücke wichtig erscheinen, welche der spätern Richtung stets eingeprägt bleiben, das soll das Benehmen der Mutter schon in den frühesten Tagen lenken; aber Weisheit von oben, Kraft und Muth gehört dazu, und das möge mir der Himmel verleihen. Beten Sie für mich, daß des Herrn Wille an mir und Ihnen geschehe.

Daß meine Mama mich wieder verlassen und den traurigen Winter in dem stillen, recht öde gewordenen Ludwigsluft zubringen will, wissen Sie vielleicht schon. Es war eine schöne Zeit herzlichen Umganges, in welcher ihr liebevolles Herz sich recht innig an das Enkelchen anschloß.

Mit der Bitte meine Grüße der Hausfrau zu bestellen, schließe ich die Zeilen und wiederhole Ihnen den Ausdruck meiner innigsten und wahrsten Hochachtung

Helene.

*) M. v. S. 17.

N. S. Zu meinem großen Leidwesen ist der hübsche kleine Bull Bull diesen Sommer verschieden und ich habe mir den melancholischen Trost gegeben, ihn ausgestopft zu bewahren, um ihn meinem Söhnchen zum artigen Spiel zu geben. Denn Kinder müssen die Thiere lieb gewinnen und dieses verdient besonders so geliebt zu werden.

„Ich habe“, so schreibt die Frau Erbgroßherzogin Mutter aus Ludwigslust nach ihrer Zurückkunft aus Frankreich, „wieder einen Aufenthalt in Paris gemacht, wo ich viel mehr Zeit mit Helene allein verlebte, da sie viel zu Hause blieb. Der gefürchtete Augenblick gieng so glücklich vorüber, daß ich auch da wieder (in meiner Furcht) recht beschämt war. So ein liebliches Kindchen wie dieses, habe ich selten gesehen.“ —

Uebrigens dachte die liebevoll besorgte Tochter in Paris dennoch anders von der Wirkung des Winters in dem stillen, recht öde gewordenen Ludwigslust auf das Gemüth der theuren Mutter als diese selber es fand. Denn diese schreibt im Hinblick auf ihr Verweilen in Paris und auf hren Winteraufenthalt in der Friedensburg zu Ludwigslust: „Ich hatte mich (in Paris) so gut eingelebt als mir möglich war, sehe aber doch recht ein, daß es schwer bleibt, obgleich Gottes Gnade auch dies Schwere leichter macht, in der großen Welt zu leben. Und so finde ich meine Einsamkeit hier, die ich mir oft gern noch einsamer wünschen möchte, sehr behaglich.“

Das Familienglück der theuren Herzogin Helene hatte jetzt seinen sonnigsten Höhenpunkt erreicht. Ludwig Philipp, der König, mit seinem Gemüth voll Liebe, war durch die Geburt seines ersten Enkels noch in höherem Grad als vorher ein zärtlicher Hausvater geworden. Er stand oft mit Mienen des höchsten Wohlgefallens

selbst vor dem Bette des schlafenden Kindes, und als dieses später, bei der frühen Entwicklung seiner geistigen Anlagen diese Liebe des Großvaters verstand und mit gleicher Zuneigung seine Händchen nach ihm ausstreckte, da war ihm das eine Freude, welche ihm über alle Freuden seiner damaligen Tage gieng.

Aber der Herzogin Helene stand im Jahre 1839 neben all ihren Mutterfreuden auch ein Leid bevor: das war eine, wenn auch nur wenig Monate andauernde Trennung von ihrem Gemahl. Der ritterliche Geist des Herzogs von Orleans konnte der innern wie äußern Anforderung zu einem zweiten Feldzug mit der Armee nach Algerien nicht länger widerstehen; er machte sich zu diesem auf und seine Gemahlin begleitete ihn auf seiner Reise durch das südliche Frankreich und die Pyrenäen. Zwar liegt ein Brief ihrer theuren Hand aus diesem nicht nur für sie selber, sondern für Viele höchst bedeutungsvollen und folgenreichen Jahre vor mir, da jedoch der Inhalt dieses Briefes sich mehr nur mit Dingen, welche mich angiengen, beschäftigt, so gebe ich statt seiner einen Brief der Herzogin an ihre Mutter, der eine kurze Uebersicht über den Plan und die Richtung der Reise gewährt.

Paris, 2. Aug. 1839.

Meine theuere, liebe Mama!

Ich schreibe heute in einer großen Spannung, in welcher ich nun wohl einige Tage bleiben werde und welche stets einer Reise vorangeht. Die Trennung von dem Kleinen lastet mir auf der Seele, obgleich ich ihn der Königin wohl anvertrauen kann ohne Sorgen. Die Geschäfte, die ich vor der Reise, die wir heute in 8 Tagen, am 9. antreten werden; die Studien, die ich noch als Vorbereitung derselben mache, dann der Wunsch noch zu dem Tisch des

Herrn zu gehen, um mir in seiner Nähe Segen und Kraft zu erbitten, das Alles nimmt mich gefangen und verhindert mich Alles mit Ruhe zu thun. Du kennst das Gefühl und bedauerst mich gewiß ein klein wenig. Deine Gedanken begleiten uns gewiß auf unserer Wallfahrt, liebe Mama! und Dein Segen wird uns nicht mangeln. Am 17. werden wir in Bordeaux eintreffen und dort 6 bis 8 Tage bleiben, dann unsere Reise durch die südlichen Departements fortsetzen, die schönen Pyrenäen besuchen, nach Toulouse und Perpignan gehen. Am 9. Sept. schifft sich der Herzog in Port Vendre nach Algier ein; dann eile ich zurück, treffe wohl am 14. in Randon ein, wo ich die Tante treffe, bleibe einige Tage bei ihr und komme dann zurück, um den Kleinen wieder unter meine Flügel zu nehmen.

Während unserer Abwesenheit geht die Familie nach Eu und wird wohl den Kleinen mitnehmen. — — Das sind weitläufige Pläne, liebe Mama, die mir zuweilen noch problematisch erscheinen, weil hier die geringste Sache die Zukunft oft ganz umgestaltet. — Wie viel ich auf der Reise Dein gedenken werde, liebe Mama, das weißt Du wohl — — Wenn nur dem Kleinen nichts geschieht; das hält mein armes Herz immer in Aufregung und ich kann es nur stillen durch das Gebet:

Breit aus die Flügel beide
Und nimm dein Küchlein ein!
Will Satan es verschlingen
So laß die Englein singen
Dies Kind soll unverletzet seyn*).

*) Ein Vers aus Paul Gerhards bekanntem Abendlied.

Und das betest Du mit mir für ihn, nicht wahr meine theuere Mama? — — —

Zu Port Vendre, im Departement der Ostpyrenäen, nahm der Herzog Abschied von seiner Gemahlin. Ihm selber wurde das Scheiden nicht minder schwer als ihr, und wie er in seinen Notizen schrieb, er konnte sein Auge vom Schiffe aus nicht abwenden von dem Fenster, an dem seine Gemahlin stand und mit ihrem Tuche ihm noch Grüße zuwinkte, bis die weitere Entfernung diesen rührenden Anblick ihm entzog. Bei ihrer Zurückkehr nach Paris lebte sie ganz nur ihrem Söhnchen. Der König hatte ihr erlaubt, so lange ihr Gemahl entfernt sey, die große Welt zu meiden. Und wenn auch der Mittelpunkt ihres häuslichen Lebens nicht in persönlicher Nähe bei ihr war, so gewöhnte sie sich doch desto mehr im Geiste mit und bei ihm zu leben. Der Herzog selber versäumte keine Gelegenheit, ihr aus Algier zu schreiben, und auch das, was die öffentlichen Blätter von ihm rühmten, that ihrem Herzen innig wohl. Die königliche Familie besuchte sie viel, wenn der kleine Graf von Paris schlief, denn nur dann trennte sich die zärtliche Mutter von ihm. Wenn die jüngern Geschwister kamen, sang man französische Romanzen oder las etwas. Wenn sie selber am Bett ihres Kindes saß, arbeitete sie öfters mit ihren eigenen Händen an einem Werk der kindlichen Liebe: an einem Tagebuch ihrer Reise nach den schönen Südost-Gegenden Frankreichs mit Zeichnungen zur Unterhaltung für die theure Mutter in Ludwigslust bestimmt.

Aber ich habe hier noch von einer anderen geistigen Ausbeute und von einem anderen Gewinn zu reden, den die Reise, die sie mit ihrem Gemahl in den Süden von Frankreich und in die Pyrenäen gemacht hatte, nicht nur für sie selber und ihren engeren

Kreis, sondern für Viele, man darf sagen Tausende mit sich brachte Den Protestanten der südlichen Departements war schon seit der Ankunft der Herzogin von Orleans in Frankreich, noch mehr aber bei ihrem Erscheinen in Gegenden, darin sie in einer verhältniß-mäßig großen Zahl lebten, eine Zeit froher Hoffnungen gekommen. Ich weiß es aus dem Munde meines Freundes Heimpel Boissier, der mich in jener Zeit besuchte, sowie von anderen Freunden, welch eine freudige Bewegung die, wenn auch schnell vorüberge-hende, persönliche Annäherung der Herzogin an der Seite ihres hochgesinnten Gemahles damals in allen Herzen ihrer Glaubens-genossen hervorrief.

Bei dieser Gelegenheit muß ich aber etwas ausführlicher über den mehr oder minder, auch öffentlich anerkannten Einfluß reden, den die Stellung der Herzogin als einer erklärten, ihrem Glauben immer treu bleibenden Protestantin zu dem Volk in Frankreich auf dieses hatte. Obgleich dieselbe bei all ihrem Thun und Wirken für das, was sie für gut hielt, sich gern in das Verborgene ge-stellt sah, drang dennoch ganz unmerklich das Bewußtseyn in das Volk, daß es ein Segen sey, wenn von einer solchen Mutter sein künftiger König erzogen werde und von ihr die festen Grundsätze, die hohe, gute Gesinnung, die Liebe zu den Unterthanen eingepflanzt erhielte. Obgleich die Protestanten im Allgemeinen in den oberen Regionen der Gesellschaft als eine verachtete Secte betrachtet, nur geduldet gewesen waren, sah man sich doch jetzt genöthigt, einen Glauben mit Ehrfurcht zu betrachten, zu dem eine so aus-gezeichnete hohe Frau durch Wort und That sich bekannte. Ohne die mindesten Vorzüge für ihre Confession zu verlangen, gewann dieselbe doch schon durch ihr Festhalten an derselben und durch die Früchte des Glaubens in ihrem Leben eine öffentliche Achtung.

Zunächst zeigte sich diese Achtung gegen den Glauben seiner Schwiegertochter an Louis Philipp selber. Derselbe sprach sich bei einer eintretenden Gelegenheit hierüber so aus: „Ich will, daß unsere Enkel katholisch seyen; aber ich werde nie zugeben, daß die Religion meiner Schwiegertochter ein Gegenstand diplomatischer Verhandlungen werde. Dies ist eine Sache, die nur zwischen ihr und Gott zu verhandeln ist, und nie wird sie darüber ein Wort hören, das sie nicht selber hervorgerufen.“ — Das Vertrauen ihrer Schwiegerältern war in dieser Beziehung einfach so groß, daß sie später die ersten kleinen Gebete ihrer Kinder selbst verfassen durfte, und wenn sie in ihre unscheinbare, kleine lutherische Kirche ging, von uraltem Ansehen in der Straße von Billetes, während ihr kleiner Sohn an der Hand seiner Großmutter die Messe besuchte, dann las er die mit großen Buchstaben von ihr für ihn niedergeschriebenen französischen kindlichen Gebete.

Aber nicht nur in ganz Paris, sondern in ganz Frankreich, im Rheinthal wie in den Pyrenäen, an den Küsten des Mittelmeers wie der Ostsee, erkannten die Glaubensgenossen in der Herzogin von Orleans eine Freundin Gottes an, die auch ihre warme, theilnehmende Freundin, und wo dies nöthig, Vertreterin und Beschützerin war.

Im Jahre 1840 führte auch der Herzog von Nemours eine deutsche Prinzessin in das französische Königshaus ein: an welcher die Herzogin von Orleans eine liebe Schwester gewann, mit der sie Alles theilte, was ihr aus dem gemeinsamen Vaterland zukam, so daß beide zusammen in der Mitte von Frankreich und an seinem Königshofe in gemeinsamer Liebe eine kleine selbstständige deutsche Macht bildeten.

Der Herzog von Orleans war jetzt wieder bei den Seinen und

was konnte ihm über die ungetrübten Freuden gehen, welche er bei seiner Helene und bei seinem kleinen Söhnchen fand. Von dem geliebten Gemahl war sie freilich, auch wenn man am Abend am runden Theetisch bei der Königin Mutter, unzertrennlich, wenn ihn aber zuweilen seine militärischen Geschäfte von ihrer Seite riefen, da machte sie von der Erlaubniß Gebrauch auf ihrem Zimmer zu bleiben; brachte dann selbst ihren kleinen Grafen von Paris zu Bette, und ergötzte sich an seinem süßen Geplauder, bis er die Aeugelein bei ihrem Gesange schloß. Dann vertiefte sie sich selber in die Musik des unvergleichlichen Beethoven, welche sie „die edelste und reinste Sprache“ nannte, oder wendete diese stille Stunde ihrer viel besetzten Tage an, um sich schriftlich zu ihren Lieben in der Heimath zu versetzen, welche sie oft an ihrer Seite wünschte. In Bezug auf diese Beschäftigung schrieb sie einmal an ihre Freundin:

> Wenn ein so vollkommenes Gespräch in unserer Geisterwelt sich laut macht, wie es durch einen vertraulichen Brief geschieht, dann ist's Einem als fühle man noch tiefer das Glück der Liebe, den Schmerz des Vermissens und die Sehnsucht nach einem ewigen Wiedersehen. Ich sage ewig, weil es ununterbrochen seyn wird, während die Erdenwiedersehen die ich allerdings auch liebe, sehr liebe, doch immer nur als Stückwerk erscheinen.

Kleine Reisen in Gemeinschaft der ganzen Königsfamilie nach St. Cloud, Eu am Meer, nahe bei dem interessanten Hafen Tréport brachten, wenn auch nicht mehr so oft, wie in den ersten Jahren, eine kurze Abwechslung in das häusliche Stillleben hinein.

Einen Blick in dieses liebliche Stillleben der Herzogin hinein eröffnet der Inhalt des nachstehenden Briefes an mich, welchen ich mir deßhalb ganz mitzutheilen erlaube.

Neuilly, 7. Juli 1840.

Einen Gruß aus dem Frankenlande, verehrter Professor Ihnen und der theuern Hausfrau durch die Vermittlung der lieblichen kleinen Frau von Zech, welche die deutsche Heimath wieder betreten und bewohnen will. Jedem Gruß möchte ich besondere Innigkeit zulegen, denn mir ist es, als erhöhte jedes Jahr, statt die Erinnerung der 6jährigen Kindheit zu verwischen, die Anhänglichkeit und die Verehrung für Sie; als würde stets das Bild, welches mir von Ihnen bleibt frischer und belebter. Dennoch wünsche ich innig, es durch die Wirklichkeit belebt zu sehen und hoffe auch getrost von einem Jahr zum andern auf den verheißenen, theuern Besuch.

Ihr Gypsabguß ziert die Stube meines Söhnchens, und er nennt dieses Bild grand Papa, auch das seinige möchte ihr Cabinet zieren, — damit sie es zuweilen mit väterlicher Liebe anblickten und ihm Segen zusprächen. Ich vertraue es mit dieser Bitte der Ueberbringerin an, und füge dem Bild ein anderes kleines Andenken für die gute Hausfrau bei, welches in seiner vierfachen Nützlichkeit vielleicht doch durch e i n e ihr angenehm seyn könnte. Bitten Sie sie in meinem Namen es zu benützen und in dem Siegel das Bild jener höchsten Vollkommenheit: Weisheit und Gnade — Leben, Licht und Liebe zu errathen, in welcher wir die Vollkommenheit suchen.

Mit der alten, ich darf nicht mehr sagen kindlichen, denn dieses Alter ist längst hinter mir, aber treuen Anhänglichkeit.

Helene.

Es liegt hier noch ein anderer Brief aus derselben theuern Hand vor mir, welcher zwar dem Datum nach ein früherer, älterer ist, in welchem aber die gleichartige geistige Stimmung, sich wie zu einer Sangweise in höherem Chor erhebt und der ganze Inhalt aus dem Kreise der zärtlichen Fürsorge und Mutterliebe zu einem eigenen Kind in den weiteren Kreis der feurigen Liebe und Sorge für das ganze Volk und Vaterland sich erweitert.

Tuillerien den 4. März 1840.

Mein innigster Dank ist schon längst zu Ihnen geeilt, theuerster Professor, durch die Vermittlung der Gräfin Giech, welche mir die Freude machte, mir viel von Ihnen zu sprechen. Dennoch kann ich nicht länger säumen, Ihnen denselben auf das wärmste auszusprechen und Ihnen zu sagen, mit welcher Freude ich in diesem Augenblick das interessante Werk lese, welches als schöne Frucht Ihrer langen Mühe, Beharrlichkeit und Beschwerden für die Nachwelt geschrieben ist. Noch bin ich nicht mit Ihnen in das heilige Land gelangt; Aegypten beschäftigt mich jetzt ausschließlich; dieß Land, welches so große Fragen in der neuen Welt angeregt hat, nachdem es in der alten die größten, die der Unsterblichkeit, in seinem Schooß bewahrte. Es muß höchst merkwürdig seyn, die Impfung einer ganz modernen Civilisation auf den alten Stamm der Koranbekenner zu bemerken. —

Wäre nur in diesem andern Element der Geist des Christenthums ein belebenderer, ein frischerer, wehete mächtig in ihm dieser Hauch, welcher die Seelen anfacht und den Un- und Aberglauben umstößt. Doch dem ist nicht so. — Dem ohngeachtet müssen wir nicht zweifeln, daß auch gute Körnchen

ausgestreut werden, welche den Boden einst befruchten können.

Ihre Segenswünsche, Ihre Gebete für unser Land, für unser Haus, welches Sie so richtig als an den Wachtfeuern von Europa gestellt bezeichnen, sind mir stets von großem Troste, denn ich glaube an deren Erhörung und ich fühle, daß wir sie bedürfen. — Ach daß die treuen Seelen nicht ablassen mit uns und für uns zu beten, daß der Herr unter der vielen Spreu den Waitzen zunehmen lasse; daß in dem Kampf das Gute überhand nehme, daß in dem Taumel des Leichtsinnes sein Wort nicht vergessen werde, daß in dem Kampf der kleinlichen Leidenschaften das Wohl der Gemeinde, das Heil der Mitmenschen den Sieg davon trage. Wir leben in einer bunten Welt, wo die häßlichsten und die edelsten Bilder auftauchen, wo die Gottvergessenheit und die Gottesliebe sich nahe und fern bewähren. — Beten, beten ist hier die Losung; beten, daß Sein Reich komme, Sein Wille geschehe.

Mein Söhnchen, von welchem Sie mir schreiben, ist ein liebes frohes, glückliches Kind. Es hat meine Züge und die Augen des Vaters; es ist sanft und hat doch seinen Willen; es ist sehr herzig und doch ziemlich unabhängig; Gott wolle es leiten. — Er allein vermag es, drum will ich auch auf Ihn allein vertrauen.

Grüßen Sie den guten Oettl und Ihre Töchter, Selma und Adeline, welche mir wie Traumgestalten aus der Kindheit vorschweben. Auch Ihre liebe Hausfrau, deren Beharrlichkeit in dieser fernen Reise ich oft bewundere.

Und nun leben Sie wohl, denken Sie an mich und beten Sie treu, wie ein Vater für mich.

Mit den alten bekannten Gefühlen der herzlichsten Verehrung

Helene.

Ich möchte wohl, wenn ich das Lebensglück der zu einer hohen Aufgabe für die Zeit und Ewigkeit berufenen Herzogin von Orleans in jenen Jahren betrachte, deren Geschichte ich hier kurz beschreibe, noch einmal an die Ueberschrift des 9. Capitels: „Das Leben ein Traum“ erinnern. In diesem Traum, dessen volle, selige Erfüllung nicht in die Zeit der Erntetage fallen sollte, ging im Verlauf des Jahres 1840 (am 9. November) noch ein neuer freudebringender Stern auf. Der glücklichen Mutter ward ein zweiter Sohn geschenkt: Robert, Herzog von Chartres. Kurz vorher war die Herzogin, zugleich mit dem Grafen von Paris an den Masern erkrankt und man war nicht ohne Sorgen um das theure Leben gewesen. Aber die Gefahr war vorüber gegangen und außer dem Gemahl durften an den neuen Mutterfreuden auch noch zwei andere treue, liebende Herzen einen lebendigen Antheil nehmen: die Frau Erbgroßherzogin Auguste aus Mecklenburg und die Frau von Bontems (oft erwähnt als Nancy Salomon) aus Genf, welche beide diesen Winter in Paris zubrachten. Die Herzogin mußte zur Pflege ihrer Gesundheit meist in strenger Abgeschloßenheit von den größern Kreisen der Gesellschaft leben, desto öfter und ungestörter konnte sie die Freuden genießen, welche der kleinere Kreis des Gemahles, ihrer beiden Kinder und der Mutter wie der Freundin, ihr in so reichem Maaße gewährten. Wie sie dieses Glück in so freudigem, dankbarem Gemüth auffaßte, und ihre innere Freudigkeit weit umher auch auf andere strahlen

ließ, das mag ein Brief aus jenem glücklichen Winter bezeugen, den sie mir als Gruß zum neuen Jahr zusendete.

Tuilerien, 3. Januar 1841.

Eine rechte Seelenfreude hat mir die Sendung gemacht, welche ich Ihrer Güte verdanke, verehrter Professor. — Die Worte des Segens, welche sich, Sie sagen es mir ja selbst, zuweilen auch in ein stilles Gebet verwandeln, diese Worte hätte mein hoffendes Herz gern als Worte der Prophezeiung angenommen, denn sie redeten von der Erfüllung meiner heißesten Wünsche. — Kann ein Mutterherz wohl einen innigeren Wunsch hegen, als den — ihr Kind — ihre Kinder zur Ehre Gottes heranwachsen zu sehen — ein treues Werkzeug in Seiner Hand zu seyn, ihre jungen Herzen zu Ihm zu leiten und sie einst auf der Bahn des Heiles zu erblicken. Diesem Gebet meiner Seele schließen Sie sich an, — lassen Sie mich Ihnen dafür danken, theurer Professor, Ihr Gebet ist dem meinigen eine Stütze, ein Flügel, welcher ihm die Hoffnung der Erhörung erleichtert.

Für die schönen Erzählungen, welche Ihrer Feder neben den ernsten Arbeiten der Wissenschaft, wie ein leichtes Kinderspiel entfließen, möchten Sie ebenfalls den besten Dank hier finden. Meiner Mutter und mir sind sie in dieser letzten stillen Zeit, nach der Geburt meines Robertchens, welche wir recht selig mit einander verlebten, oft zur Erheiterung geworden — auch meinen Kindern, wovon eines schon oft um Geschichtchen bittet, werden sie einst zur Belehrung und Freude gereichen. — Hätte ich doch jene Gabe des Erzählens, welche die Kinderschaar so mächtig zu Ihnen hinzog, in einem solchen Maaße, wie sie Ihnen verliehen. —

Ich erinnere mich noch aus meinem vierten Jahr, welche Seligkeit ich empfand, wenn der Erzähler uns um sich versammelte und nun die herrlichsten Bilder an meiner kleinen Phantasie vorüberzogen. — Die Geschichten sind mir entschwunden, aber die Liebe zum Aufmerken, die Anhänglichkeit an den theuern Erzähler ist mir geblieben, und aus meiner ersten Erinnerung ziehe ich daher noch jetzt Honigseim, wie die Biene aus dem Blumenkelch.

Das alte Jahr ist vergangen, es hat mir der Segnungen viele gebracht — aber die eine ist ausgeblieben — wird sie in dem begonnenen erscheinen? — wird Ihr lieber Besuch, der längst versprochene, in Erfüllung gehen? — Ich werde ihn erwarten wie ein Kind, welches auf eine verheißene Freude harrt, und hoffen bis Sie erscheinen. Empfangen Sie noch schließlich meine theuersten Wünsche für diesen neuen Zeitabschnitt, und meine freundlichsten Grüße an die treue Hausfrau.

Helene.

Das Vergnügen, welches, wie der vorstehende Brief sagt, die nachsichtsvolle Frau Herzogin an dem Lesen des ersten Theiles meiner Erzählungen gefunden, machte mir den Muth ihr den zweiten Theil mit einer Zuschrift zu widmen. Sie schrieb mir hierauf einen Brief, dessen Inhalt man aus den bisher gegebenen Zeugnissen ihres demuthvollen, den Eindrücken ihrer frühesten Kindheit dankbar treu zugewendeten Gesinnung von selbst errathen kann. Ich wende mich deshalb zu einer ernsten Schattenseite des Bildes, das ich hier in einem armen Umriß zu geben versuche.

16. Ein dunkles, ungelöstes Räthsel des Erdenlebens.

In jenen Zonen der Erde, in denen der Strahl der Sonne senkrechter und kräftiger als anderwärts auf die Tropennatur der Berghöhen herabscheint, pflegt die Nacht unerwartet schneller als anderwärts den Wanderer aus dem Norden zu überraschen. Er darf hier nicht rechnen auf den mildernden Uebergang der Tageshelle durch eine längere Dämmerung in das Dunkel der Nacht. Die Sonne sinkt, und die Sterne, aus ihrem unermessenen Abstand, gleich wie aus einer jenseitigen Welt, blicken auf den Einsamen herab.

Der Wechsel der lichtesten Helle mit dem erschreckendsten Dunkel, welcher im Jahre 1842 in das Leben der Herzogin von Orleans eingreift, läßt in keinem solchen Bilde der irdischen Natur sich abspiegeln; er brach aus einem Grunde hervor, in dessen Tiefe das Menschenauge keinen messenden Blick zu werfen, das erdgeborne Herz keinen Anhaltspunct zu finden vermag. Und dennoch als diesem liebenden Herzen seine Sonne gesunken war leuchteten ihm aus dem nächtlichen Himmel die Sterne.

Gedanken des Todes hatten sich der Seele der Herzogin schon bald nach dem Anfang des Jahres 1842 genaht als sie mir im März von einer Sendung an sie schrieb:

„Sie hat ihr Ziel, hat ihren Zweck erreicht. Die stille Einsamkeit einer Trauernden war das Ziel, einen guten

Augenblick ihr zu bringen sein Zweck, — ich danke Ihnen vom Herzen für beides; die Worte so tief, so ernst, so voll Glauben thaten mir unbeschreiblich wohl, heiße Thränen benetzten diese Zeilen u. s. w. —

Der Schmerz, welcher damals ihr Herz traf war ein tief gehender und doch war er noch nicht jener tiefste, welcher am 13. Juli mit einer fast zerschmetternden Macht über das schon wunde Herz einbrach.

Mitten in dem hohen Glück, das sie in Frankreich genoß, gedachte die Herzogin nach der Weise ihres treuen Gemüthes an Mecklenburg zurück. Sie sprach bei jeder Gelegenheit von ihren Verwandten in einer Weise zu dem Gemahl, welche sie diesem lieb machen mußte und als sie, schon in einem der ersten Jahre nach ihrer Vermählung Aeußerungen von jenen erfuhr, welche von ganz anderer, besserer Stimmung zeugten als die war, in welcher man sich getrennt hatte, da wurde sie hoch erfreut. Auch war noch auf andere Weise, schon durch die persönliche Erscheinung der ehrwürdigen Frau Erbgroßherzogin Mutter, ein zutraulicheres Verhältniß zwischen der neuen Familie der jungen Fürstin und ihrem eigenen Hause angebahnt und seitdem gepflegt worden. Da starb am 7. März 1842 der Halbbruder der Herzogin von Mecklenburg, der Großherzog Friedrich Paul. Dieser Tod erschütterte das Gemüth der Schwester sehr und mochte nicht ohne Einfluß gewesen seyn auf das leibliche Befinden derselben, das die Aerzte einer ernsteren Betrachtung für benöthigt hielten. Man hatte der Leidenden den Gebrauch der Bäder von Plombieres angerathen; der Gemahl selbst brachte sie in den ersten Tagen des Juli dorthin, denn nur aus Liebe und Gehorsam gegen ihn hatte sie sich in die längere Trennung von ihm und ihren Kindern ergeben.

Der Abschied von ihrem theuern Begleiter ward ihr ungleich schwerer, als der im Hafen von Port Vendre, vor seiner Reise nach Algier, obgleich demselben so manche Gefahren zu Wasser und zu Land begegnen konnten, deren keine auf dem Weg von Plombieres nach Paris zu befürchten war. Der Brief aus Plombieres an ihre geliebte Mutter, welchen wir hier nachstehend mittheilen, läßt uns übrigens nichts von der Stimmung eines ängstlichen, sondern nur eines hoffenden Herzens bemerken, auch zeigt sich in ihm keine Spur von einer Ahnung des furchtbaren Ereignisses, welches, wenn anders sein Datum richtig ist, schon eingetreten war, als er (am 14. des Morgens) geschrieben wurde. Aber welcher Pilger der Erde hat nicht in ähnlicher Weise das Loos unserer inneren Blindheit erfahren für Alles, was nicht in die äußeren Sinne fällt.

Plombieres, 14. Juli 1842.

Meine liebe, theure Mama!

Aus einem stillen Thal der Vogesen schreibe ich Dir heute; aus einer Einsamkeit, in welcher ich recht oft Dein gedenke. Seitdem ich Dir geschrieben, haben wir unsere Reise sehr glücklich gemacht; in kleinen Tagreisen, denn mein guter Herzog pflegt mich wie ein neugebornes Kind. Wir reisten durch die Champagne über Vitry nach Toul, dort ist eine sehr schöne, alte Kirche. Von da giengen wir nach Nancy, wo das Andenken des guten Stanislaus noch frisch ist; dann über Epinal nach Plombieres. Die Vogesen, in welchen ich hier lebe, erinnern mich sehr an den Thüringer Wald, an die frischen grünen Thäler von Eisenach, auch einige an das Schwarzburger Thal. Die Bevölkerung ist sehr gut, ruhig, still, brav, treu; noch sehr monarchisch. Es ist hier im Departement der Vogesen die

Gemeinde von Oberlin, Waldbach; ich werde sie besuchen und Dein viel dort gedenken; wenn ich kann, so gehe ich auf sein Grab. Am vorigen Sonntag besuchte mich ein Pastor Jaudt, welcher in Rothau, der Filialgemeinde des guten Oberlin angestellt ist. Er hielt uns Protestanten aus dem Haus eine kleine Betstunde, welche recht rührend und schön war. Er scheint ein treuer, schlichter, gläubiger Mensch zu seyn.

Seit acht Tagen bin ich allein hier. Es ist mir oft recht wehe um's Herz, so von Mann und Kindern und allen Lieben geschieden zu seyn; doch finde ich auch hinwieder eine sonderbare Wohlthat in der Abgeschiedenheit, in dem ruhigen, einsamen Nachdenken. Ich bitte Gott, daß er mir diese Zeit segnen wolle.

Die Bäder werden mir, glaube ich, gut thun, für meinen dummen Magen. Weißt Du, was ich seit dem Monate Mai esse? Drei Milchsuppen des Tages — jede andere Speise thut mir Schaden; mit dieser befinde ich mich wohl; doch da ich nicht mein ganzes Leben dabei bleiben kann und endlich schwach würde, so hat man mich hergeschickt, um mich allmählich an ein anderes Regime zu gewöhnen. Die Bäder sind sehr angenehm, aber oft angreifend. Am 25. denke an mich, liebe Mama, ich werde den Tag in Straßburg ankommen und acht Tage mit dem Herzog dort bleiben*). Es unterbricht zwar meine Cur, aber es ist mir dieser Besuch dennoch sehr lieb. Elsaß ist mir immer lieb gewesen, ohne es zu kennen, weil die

*) Leider eine Hoffnung, welche nicht in Erfüllung gieng.

Bevölkerung den deutschen und französischen Charakter vereinigt; es sind so herrliche Menschen dort, daß es mich sehr freut, diesen Theil des Landes kennen zu lernen. Ich werde dem guten Deutschland recht nahe seyn — ein eigenes Gefühl! — — —

Dennoch war in dem schmerzlich angstvollen Gefühl, welches sie bei dem Abschied von dem geliebten Gemahl durchdrang, eine furchtbare Wahrheit gewesen. Sie sollte wirklich nicht nur für wenig Wochen, sondern für die ganze Lebenszeit sein Angesicht nicht mehr sehen. Ich erzähle hier ein Ereigniß, welches, als es eintrat, in allen öffentlichen Blättern von Europa zur Kunde gebracht wurde, und welches noch jetzt bei vielen Seelen in lebendiger Erinnerung geblieben ist.

Am 13. Juli, als bei einer Fahrt nach Neuilly das scheu gewordene Pferd in rasender Eile dahinrannte, empfing sein theures Haupt bei dem Hinstürzen aus dem Wagen die Todeswunde. Man trug ihn in einen an der Straße gelegenen Krämerladen, wo er zwar noch einige Stunden lebte, doch in solchem Zustand, darin er sich seiner gefahrvollen Lage nicht mehr bewußt ward. Denn er hinterließ kein Wort des Abschiedes an seine Gemahlin, an seine Kinder und empfieng die letzten Umarmungen seiner herbeigerufenen, ihn trostlos umgebenden Familie ohne Erwiederung. Zu seinem deutschen Kammerdiener sprach er zuletzt noch einige deutsche Worte, welche jedoch ohne tieferen Sinn und Bedeutung waren. Der König, sein Vater, stützte mit seinem Arme das Haupt des Sterbenden auf dessen Stirn seine Lippen ruhten. Um halb 5 Uhr war der Kampf der jugendlich starken Lebenskraft mit dem Zusammensturz ihrer zerbrochenen Hülle beendigt; es war Alles still, denn die heißen Thränen der Königin

Mutter waren stumm und auch der Schmerz der Geschwister sprach nicht durch Worte, sondern nur durch ein leises Schluchzen. Da legte der König den entseelten Leichnam des Sohnes nieder auf den Boden und sprach seufzend: „Wäre ich es doch!“ nahm die Königin bei der Hand und ging mit ihr und den anwesenden Kindern in ein Nebenzimmer. Hier wurde der Schmerz unverhaltener und lauter, am meisten bei dem Prinzen Aumale. Alle gedachten jetzt zunächst nur der bejammerungswürdigen Gemahlin des Herzogs. Die Königin rief in tiefem Schmerz: „wie soll man der armen Helene es verkünden, welch' großes Unglück sie betroffen.“ — Und welch ein Unglück ist das für Frankreich, sprach der König zu dem General Gerard, indem er ihm mit schmerzlich ernstem Blicke die Hand reichte.

Um 5 Uhr setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Vor dem kleinen Laden, der seitdem in die Ferdinandskapelle umgewandelt worden ist, nahmen Unterofficiere die Leiche auf der Tragbahre in Empfang, welcher die ganze königliche Familie zu Fuße folgte, umgeben von einer trostlosen Menge.

Dieser Schmerz, von welchem man in Wahrheit sagen kann, daß er durch das ganze Volk ging, war gerecht, Frankreich hatte den geistigen Hüter seiner nächsten Zukunft, den von der größern Gesammtheit des Volkes beglaubigten, feststehenden Bürgern für den innern Frieden und das Wohl des Vaterlandes verloren*).

---

*) Eine Freundin von mir hielt sich damals bei der Familie des Präfecten des Loire-Departements auf. Dieser hatte die Kunde von dem furchtbaren Unglück am Nachmittag erfahren. Er schloß sich in sein Zimmer ein und in der ganzen darauffolgenden Nacht hörte man im Nebenzimmer die Worte und Seufzer seiner Klage über Frankreichs Unglück.

Ohne eine Ahnung von dem, was geschehen, wandelte die Herzogin noch unter den Bewohnern von Plombieres umher. Ihr Gemahl hatte bei seinem Abschied zu diesen gesagt: „ich vertraue euch das Liebste an, das ich auf Erden habe“ und bald war auch dem ganzen dortigen Volke, sowie den besuchenden Badegästen diese seltene Frau das liebste, theuerste Kleinod in ihrer Mitte geworden. Da kam zuerst die vorbereitende Nachricht: der Gemahl sey erkrankt, und sogleich, schon am Abend des 14. Juli um 8 Uhr war die Herzogin zur Abreise bereit. Sie fühlte sich von tiefer Angst ergriffen, sie weinte viel, doch fand sie im Gebet zu Gott um Seine Kraft Erhebung des Gemüthes und Trost. Sie sprach noch mit Allen, die ihren Wagen umringten, theilte reichliche Almosen aus und bat, man möge auch in Plombieres für den kranken Prinzen beten. Ein lautes Schluchzen aller Umstehenden war die Antwort auf ihren Wunsch, welche das Herz der Scheidenden wohl verstand; der Segen der ganzen Bevölkerung begleitete die hohe Dulderin.

Wohin die angstvoll betrübte Frau kam, bezeugte ihr das Volk in ehrerbietig trauernder Haltung die allgemeine Theilnahme an ihrem Unglück, von welchem schon Viele die Kunde hatten, das jedoch sie selber erst auf ihrer Reise, durch die Begleiter, in seinem ganzen Umfange erfuhr. Ihre Schwäger waren ihr entgegen gekommen; was da geschah, das berichten Zeugen, welche, so weit ihre Augen unter den Thränen es vermochten, diese Begegnung der Geschwister sahen. Die Herzogin war in dem Wagen auf ihre Kniee gesunken, Diener und Postillone umringten denselben schluchzend. Von dem Eintreten der jungen Wittwe zu der königlichen Familie in Paris konnte keiner der Augenzeugen einen Bericht in Worten geben. Es giebt einen Schmerz,

der aus der tiefsten Tiefe unseres Wesens kommend seine Ausdrücke, seine Töne, nicht aber Worte hat, welche die Zunge nachsprechen kann.

Gleichzeitig mit dem nach Plombieres abgesendeten Courier, hatte der König den Herzog von Praslin an die Frau Erbgroßherzogin Auguste abgesendet. Diese befand sich zwar so eben zum Gebrauch einer Cur im Marienbad, eilte aber alsbald zu der trauernden Tochter nach Paris. In merkwürdiger Weise war die Seele dieser seltenen Mutter zu dem Werke, welches ihr hier oblag, noch ganz in den letzten Tagen vorbereitet und geweckt worden. Sie hatte vor ihrer Abreise aus Mecklenburg noch dem inneren Drange nachgegeben, den theuern, frommen Pfarrer Koch, den Lehrer des Prinzen Albrecht zu sehen. Ich habe von diesem mir unvergeßlich werthen Manne, den ich erst auf der gemeinsamen Reise mit dem Prinzen Albrecht von Mailand bis in's Rhonethal persönlich kennen lernte, schon oben gesprochen. Er war seit dem November 1841 bedenklich erkrankt, jetzt aber, wie man meinte, auf dem Weg der Besserung. „Ich durfte", so schreibt sie, „in dieser Erwartung es wagen, mir noch einen Segen von ihm zu meiner Reise zu holen, und er hatte mir erlaubt zu kommen. Ich fand ihn wohl noch schwach aber freundlich, liebevoll und erfreut uns Drei: Fräulein Sinclair, L. Lützow und mich zu sehen. Fünf glückliche Stunden brachte ich in dem mir so lieben Pfarrhause zu. — — Seine alte Mutter schien mir sterbend. Ich fand sie, schon seit einiger Zeit bettlägerig, die Hände gefaltet, ihrer Befreiungsstunde harrend. Von ihr glaubte ich einen letzten Abschied zu nehmen, nicht aber, so sehr mir auch bei seinem letzten Anblick das Herz brach, von ihrem Sohne, den ich wieder zu finden hoffte. Aber nur zwei Tage später und er war einge-

gangen zu seines Herrn Freude. O welch' neue, schmerzliche Lücke in unserem Kreise.

Nun, mit den Kräften des letzten Segens eines treuen Zeugen, der nun ganz daheim war, da, wohin sein Herz in seliger Hoffnung schon längst voranging kam die Mutter zu ihrer Tochter. Sie staunte nicht über die für Andere unbegreifliche Ergebung der Trauernden nach solcher schweren Prüfung, denn sie wußte, woher solche Ergebung kam. Sprachen dieses doch selbst die Zeilen aus, welche sie am 16. Juli der Mutter entgegengesendet hatte.

Theure liebe Mutter!

Der entsetzlichste Schlag hat mich getroffen. Du weißt ihn schon durch den Brief der Königin. — O Gott, Du bist streng und geheimnißvoll in Deinen Wegen, aber dennoch glaube ich an Deine Barmherzigkeit!

Liebe Mama! ich bin zerrissen im tiefsten Herzen. Du fühlst es mit mir, denn Du liebtest ihn ja so, ach, und er liebte Dich so innig. Ich kann Dir nichts schreiben als mein Unglück, denn mein Kopf ist ganz schwach, meine Augen brennen, meine Hand zittert und mein Herz ist zum Zerspringen — — — Ach theuerste Mutter! welche Reise für Dich — in Deinem Alter noch so bittern Kummer, noch diesen zu erleben! O komm, komm, daß wir mit einander weinen und beten.

Dein Kind.

N. S. Ich bin heute von Plombieres gekommen und bin wohl, auch meine Kinder sind Gott Lob wohl — auch der König — aber in welchem Zustande! schildert kein Wort.

Die Herzogin war gewöhnlich still und schweigend, sie entzog sich aber keinem Anspruch, dessen Gewährung sie für ihre Pflicht

hielt. Als man zögerte, einige in ihrem Hause angestellte Personen, welche ihr Beileid auszudrücken wünschten, bei ihr einzuführen, sagte sie: laßt sie eintreten! ich will sobald als möglich alle Bezeugungen von fremden Schmerz hinnehmen, damit ich um so eher mich dem meinigen ganz überlassen kann.

Die Kinder, wie natürlich, verstanden nichts von ihrem unersetzlichen Verlust, nichts von der Ursache der Thränen ihrer Mutter, welche sich jetzt mit verdoppelter Zärtlichkeit ihnen ganz hingab. Der Graf von Paris verlangte in den ersten Tagen oft nach seinem „kleinen Papa" und sah dann mit Verwunderung, wie bei diesen Worten seine arme Mutter heftiger weinte.

Die Liebe ihrer theuren Mutter gewährte der Herzogin eine große Aufrichtung aus ihrem sie niederbeugenden Leid. Inbrünstiger vielleicht denn jemals dankte sie Gott, daß er ihr diese Mutter noch erhalten hatte. Sie überließ sich ganz Ihm, erwartete Alles von Ihm, der sie auf diesen Kreuzesweg gestellt hatte. Er hatte ihr das Stillesehn in ihrem Schmerz geschenkt, hatte ihr den Weg der Pflicht gewiesen durch das nun für sie verödete, farblose Leben. Der Glaube blieb ihr fest, daß Er sie nicht verlassen, daß Er sie wieder an das Leben knüpfen werde, wenn es so seyn sollte, denn für jetzt hatte dasselbe keinen Werth für sie.

Auch die Königin, in ihrem tiefen Schmerz, stand ihr groß zur Seite; sie blickte mit Rührung und Bewunderung auf die Tochter, die so unermeßlich viel verloren hatte, und die Tochter wendete sich mit verdoppelter Liebe und Ehrfurcht der Mutter ihres Gemahls zu, denn sie wußte, was ihr dieser gewesen.

Mitten in ihrem heißesten Schmerz bekannte und erkannte es die sobald zur vereinsamten Wittwe gewordene Herzogin an, daß es dennoch ein unschätzbarer Gewinn sey, ein solches Erdenglück

besessen zu haben wie das ihrige gewesen und so geliebt zu haben wie sie. „Meine fünf Jahre des höchsten Glückes“, so sagte sie oft zu ihrer mütterlichen Freundin, der Generalin von Both, „hätte ich nicht hingeben mögen, wenn ich auch dadurch all den Leiden, die mich später trafen, hätte entgehen können“, ja wie sie zu einer andern Freundin sagte: jede Minute ihres damaligen Glückes sey ihr zu kostbar gewesen, um damit Jahre des Schmerzens abzukaufen. Ihr Glück sey zu vollkommen gewesen, darum habe es nicht dauernd seyn können. Darum könne sie nur noch danken für das Vergangene und in solchen seltenen Augenblicken überwöge in ihr das Gefühl des Dankes weithin jenes des Leides. Und wenn die schweren, die bittern Stunden häufiger wurden als die guten, dann flehte sie Gott an, er möge jene Frucht bringen lassen für die Ewigkeit. Freilich war zuweilen ihr Sehnen, da zu seyn, wo ihr Herz war, so heftig, daß sie den Drang fühlte, Gott zu bitten, er möge sie erlösen aus diesem Leben der Trennung; doch der Geist des Friedens und des stillen Ausharrens bei ihrer Pflicht, im Aufsehen auf Gott, kehrte immer bald wieder zurück und brachte jeden Drang der Ungeduld zum Schweigen.

Von den innern Kämpfen jener schweren Stunden, in denen kein Menschentrost, sondern nur die Gnade von oben kräftige und nachhaltige Hülfe bringen kann, giebt selbst noch der Inhalt eines Briefes Kunde, welchen die theure Herzogin zwei Monate nach dem Tode ihres Gemahles an mich schrieb. Ich theile hier einige Stellen desselben mit.

Schloß Eu, 12. Sept. 1842.

„Einen Blick in das Reich der Wahrheit und der Ewigkeit hat mich in meiner tiefen, thränenvollen Nacht Ihr Brief thun lassen, verehrter Professor; einen Blick, der

erhebend, augenblicklich stärkend auf meine geknickte Seele gewirkt hat. Das war gewiß Ihr Wunsch; dieser Wunsch ist erfüllt. Jetzt komme ich zu Ihnen und sage Ihnen den Wunsch *meines* Herzens: schreiben Sie mir, ich bitte Sie, wenn Sie an mich, an mein unermeßliches Unglück, an die ernsten, schweren Führungen des Herrn mit mir denken, solche Worte des Trostes nicht, wohl aber solche der Wahrheit, welche mir mit der Zeit zum Himmelstrost werden sollen. — — Schreiben Sie mir immer, was der Geist (das Wort) Gottes Ihnen über das Seyn der Ewigkeit enthüllt. Dem Auge des Glaubens sind gewiß schon einige Blicke hinüber in das ewige Vaterland vergönnt; das meinige aber ist noch zu thränenschwer, daß es nicht klaren, festen Blickes hinüberschauen kann. Das Leid des gebrochenen Herzens, des gebrochenen Lebens, das Leid um meine Kinder, um mein Vaterland, um die Zukunft ist noch zu heftig, seine Stimme ist noch zu laut, als daß ich die Stimme des Herrn vernehmen könnte. Und doch auf Augenblicke wohl glaube ich ein Wort aus jenem Reiche der Todten oder vielmehr der wahrhaft Lebendigen zu vernehmen: ein Wort, das vom Kreuz herabsinkt auf mein wundes Herz; doch ist es bald durch die Stimme des jammervollen Lebens übertäubt. Nur Eines bleibt meiner Seele in diesem Kampfe klar, nur Eines habe ich bisher nicht verläugnet: es ist der feste Glaube, daß in Gottes dunkelsten und schrecklichsten Prüfungen dennoch ein Liebesgrund liegt; nur Eins habe ich gelernt, als ich auch nicht mehr beten konnte: Ihm das namenlose Opfer täglich und stündlich von Neuem zu bringen, zu sagen: Dir

Herr! übergebe ich ihn, Du hast es gewollt, so geschehe es denn. — — Beten Sie mit uns für mich, beten Sie für meine armen Kinder, bitten Sie den Vater der Waisen daß Er sich über sie erbarme. Stets mit alter Verehrung

Helene.*)

*) Aus einem Liede: „Die Echostimme am Meeresstrand bei Eu" sind mir von wohlmeinender Hand einige Strophen zugekommen. Ich theile sie dankbar mit, spreche jedoch meinen wohlbegründeten Zweifel aus, an der Meinung, daß jenes Lied von der Herzogin von Orleans gedichtet sei.

In Thränen will mein Lebensmuth zerinnen.
Wo kann ich Kraft und Halt für ihn gewinnen? —
— **Innen.**

Wie Staub im Wind ist meine Lust zerstoben
Wo find ich Trost bei solcher Stürme Toben? —
— **Oben.**

Wer hat ein Glück wie meines war beschrieben
Und was ist nun von Allem mir geblieben? —
— **Lieben.**

---

17. Es wird wieder Licht.

Die vorstehende Ueberschrift sollte an den wohlbekannten Vers eines uralten Lobliedes aus Jerusalems Tempel erinnern: Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude den frommen Herzen (Ps. 97. V. 11.). Die Erfüllung dieser Verheißung sehen wir vor uns, an dem Beispiel der tiefgebeugten fürstlichen Wittwe.

Allmählich, wie sie es still erwartet hatte, fand sie sich selber wieder in der Liebe zu ihren Kindern, die ihr Gott als Engel des Friedens gelassen hatte, als Er Den zu sich nahm, der ihres Herzens höchste Lust war. Sie erwachte wieder in ihrer ganzen Kraft; mit immer höherer Freudigkeit lebte sie ihrem hohen Beruf: der Pflege ihrer Kinder und der Erziehung derselben zu Gottes Wohlgefallen und dem Dienst und Nutzen der Nächsten. Während man in dieser Zeit der Trübsale sehr für ihre Gesundheit gefürchtet hatte, zeigte sich diese gegen alles Vermuthen mehr denn sonst bekräftigt. Auch erschien sie im Umgang mit den Ihrigen wieder heiterer. Denn es war in ihr eine solche Liebe und ein solches Bedürfniß Andere glücklich zu sehen, daß sie es bald lernte ihr Leid allein zu tragen; daß sie versuchte zu lächeln um die wieder erwachende Heiterkeit der Ihrigen nicht zu stören. Wer aber dafür ein Auge hatte, der konnte bei dem Anblick eines

solchen gottergebenen Schmerzes und solcher Sanftmuth nicht ungerührt bleiben. Auch konnte es jedem mit fühlenden Herzen nicht verborgen bleiben, daß die Sonnenstrahlen des freudigen Geistes durch das dunkle Gewölk eines tiefen innern Schmerzens hervorbrachen, welcher uns in den nachstehenden Briefen an die theuere Mutter, namentlich an gewissen Gedenktagen mehrerer der darauf folgenden Jahre vor Augen tritt.

Aus einem Briefe vom 2. Juni 1843:

Am 29. (Mai) am Tage, wo wir vor 6 Jahren in Fontainebleau ankamen, waren gewiß Deine Gedanken bei mir und am 30. lasest Du gewiß mit Rührung den schönen Spruch im Textbüchlein: „Was ich thue das weißt Du jetzt nicht, Du wirst es aber hernach erfahren". Es durchdrang mich dieses Wort mit seinem geheimnißvollen und hoffnungsvollen Trost. — —

Dreux,*) 14. Juli 1843.

Meine theuere Mutter!

Hier, aus der Wohnung des Friedens und der seligen Ruhe, wo wir zwei Tage verweilt haben, will ich Dir noch vor unserer Abreise schreiben, meine treue, liebe Mutter. — Hier wo ich mitten im Schmerz des Todes am Grabe des Theuern den Frieden, die beseligende Hoffnung habe in meine Seele einziehen fühlen, will ich die Bitte an Dich richten Deine Besorgniß um mich zu stillen, wenn Du mich in Dreux weißt und die Ermahnung nicht mehr an mich

*) In Dreux finden sich die Grüfte der Orleans'schen Familie seit alter Zeit. Auch der Leichnam des Gemahls der Herzogin Helene: Ferdinand, Philipp von Orleans war hier beigesetzt worden.

zu richten: „gehe nicht wieder hin“. Es hat mir der Herr so unendlich viel Gnade, Friede und Trost aus dem Gebete an dieser heiligen Ruhestätte ersprießen lassen; ich habe in der Betrachtung des Geheimnisses der ewigen Wiedervereinigung, in dem Versenken meines Geistes in die allerbarmende Gnade und Liebe meines Gottes einen so überschwänglichen Trost gefunden, daß ich, die ich geknickt, geschlagen, erstorben hergekommen, gestärkt und aufgerichtet fortziehe. — Mir ist es, als habe ich die Lebensluft der Ewigkeit geathmet; als habe ich am Thor des Himmelssaales gekniet, aus welchem ein Strahl mein Herz getroffen, aus welchem ein Klang jener ewigen Harmonie mich berührte. Ja, ja, der Herr geht mit uns an das Grab unserer Geliebten, wenn wir Ihn nur mit Zuversicht und Innigkeit darum anflehen. Er, der Freund und Arzt unserer Seelen ist und bleibt uns treu, und zeigt uns das Land wo alle Thränen getrocknet, wo alles Leid und Geschrei ein Ende haben werden. Liebe Mama! auch für dich habe ich innig, in tiefster Seele gebetet. Gestern, an dem 13., dem Tage wo ich deine Gebete f ü h l t e, wo ich es wußte, daß du bei mir warest. Wir waren Tags zuvor am Abend gekommen um den 13. still hier zu verleben. Ein großes, feierliches Todtenamt war in der neuerbauten Kirche gefeiert. Es war viel schönes in dem Gesang der Psalmen, des dies irae dies illa — doch keine Feier, keine Predigt, kein menschliches Wort kommt dem gleich, was der Herr der liebenden Seele in der Stille des Grabes sagt; kein Wort vermag das Gefühl auszudrücken, was Er mich hat empfinden lassen. Erstorben und kalt und matt

war ich kürzlich dem heiligen Abendmahl ausgewichen; ich hatte es nicht genommen, wie ich es gekonnt mit der Gemeinde; heute fahre ich mit dem innigen Wunsche nach Neuilly zurück es übermorgen zu genießen, und hoffe Befestigung meines Glaubens, meiner Hoffnungen, Anfeuerung meiner Liebe zu dem Herrn daraus zu schöpfen.

Ich umarme Dich in Gedanken, theuere liebe Mama; und da ich Dir so offen gesagt, wie es mir hier ergangen, wirst Du für mich nichts mehr befürchten, wenn ich zu meinem theuern Grabe wallfahrte.

Ich küsse Deine lieben Hände in Gedanken als deine treue Tochter

Helene.

Aus dem Briefe vom Weihnachtstag 1843 hebe ich nur eine Stelle hervor:

Gestern habe ich in der Kirche der Erlösung communicirt, nachdem am Vorabend Verny uns eine schöne Vorbereitung gehalten. Am gestrigen Abend hielt er wieder eine eindringliche schöne Rede „über das Treuseyn" und lange redeten wir noch zusammen darüber. „Ach daß das Herz fest würde und sich nicht stets so vieler kleinen Untreuen schuldig machte." Er drang besonders auf Beharrlichkeit und stetes Erhalten der Seele in der Gegenwart des Herrn. Wenn eine Zerstreuung naht, müssen wir ihr entgegen gehen mit dem Gebet: „Herr bleibe bei mir". Wenn sie verzogen ist, uns wieder sammeln in Seiner Nähe. — Kurz stets in der Gegenwart des Herrn leben, unter Seinem Auge, wie Kinder unter dem Auge der Mutter. Das wird mir so schwer — mein Fehler ist: mich im All-

gemeinen zu verlieren und darüber das tägliche Leben, mit seinen stündlichen Gefahren zu vergessen. Gott wolle mir beistehen und meine Augen öffnen über meinen Zustand, mir die Kraft geben, an mir zu arbeiten. — —

Auch aus dem darauf folgenden Jahr 1844 beschreibt uns die Herzogin ihre innern Erfahrungen während der Gedenktage der Hinnahme ihres Gemahls, in einigen Briefen an ihre theuere Mutter. Wir theilen hier einige Stellen aus diesen Briefen mit:

Aus einem Briefe vom 2. Juli 1844, an ihre Mutter.

— — Wie mir zu Muthe ist, seit wir in den schweren Monat getreten, sage ich Dir nicht, liebe Mama. Heute ist der Tag, wo wir vor zwei Jahren die Reise nach Plombieres antraten, wo er so sorgsam so väterlich freundlich für mich war. — Ach jede Stunde hat eine liebe Erinnerung und jede Stunde führt mich dem furchtbaren Tage näher, an dem ich Alles verloren.

Wie falsch urtheilen die Menschen, wenn sie meinen, die Zeit heile die Wunden; der Schmerz ist wohl nicht mehr so wild, aber darum nicht weniger tief, und je mehr die Wunde geheilt scheint, je tiefer schmerzt sie, weil die Oberfläche sie verbirgt. Gott wolle nur meinen Schmerz heiligen, und verhindern daß meine Seele nicht darin erlösche; dies Gefühl habe ich jetzt so oft und so peinigend — es ist schrecklich, sich geistig und seelisch sterben zu fühlen. — Gott bewahre mich davor. — —

Aus einem Brief vom 14. Juli 1844.

— — — Gott hat mein Gebet in Dreux (obgleich mich die moderne Umgestaltung des Grabgewölbes anfangs etwas zerstreute,) wieder erhört, und mir recht gesegnete Stunden

geschenkt, in denen ich die trostvolle Vereinigung empfand. Auch ward mir der Trostspruch: „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Gnade“, ganz besonders beseligend. Ich zog ihn aus meinem Schatzkästchen in der Nacht, nachdem ich am Grabe gebetet. Der schreckliche 13. Juli verstrich im Gebet und Lesen und lieben Gesprächen mit der theuern Louise*), welche mir immer lieber wird, und mich so erbaut durch ihre großartigen religiösen Ansichten. Erst um 7 Uhr Abends konnten wir fort und kamen um 2 Uhr Nachts an. Heute Morgens begrüßte mich mein lieber kleiner Paris, wie ein Sonnenstrahl. Er war so froh, mich wieder zu sehen und ließ es recht fühlen. Er hatte mir einen schönen Spruch abgeschrieben, den er mir geschickt hatte.

Auch vom Jahr 1845 will ich hier noch Stellen aus etlichen Briefen mittheilen, deren Inhalt in gleicher Weise, als der der vorstehenden, das Festbleiben bei dem Quell alles Trostes bezeugt.

An ihrem Geburtstage, am 24. Januar 1845, schrieb die Herzogin an ihre Mutter.

— — An solchen Tagen, welche keine höhere Bedeutung haben, als die, uns einen Rückblick in die Vergangenheit thun zu lassen und unsere Herzen zu Gott zu erheben, fühlt man ganz besonders, wie die Zeit flieht, und wie mit ihr so Vieles durch unser Herz gezogen ist. Möchte doch der Segen des Herrn jedes Jahr zu einer innern Lebensstufe machen, und uns dem ewigen Ziel näher geführt haben. O welche Geduld muß der Herr mit

*) Die Königin von Belgien.

uns haben, wenn er unser langsames Fortschreiten und oft unsern völligen Stillstand sieht; wie tief fühlen wir die Göttlichkeit in dieser Geduld, deren wir nicht fähig wären. — —

— — Seit ich Dir nicht schrieb, liebe Mama, hat das rege, brillante Pariser Leben seinen Anfang gemacht, und auch in den Tuilerien lebt man pflichtmäßig. Bälle, Concerte, Theater folgen auf einander — ich bin dann recht still in meiner Clause, und wenn ich die Musik über mir bei Nemours höre, da fühle ich, daß mir in meinem Schmerz und in meiner Abgeschiedenheit Gott doch den guten Theil verliehen hat, und trotz der Trennung von dem bitterlich Beweinten ich mit ihm mehr vereint bin in der Gemeinschaft des Gebetes, in der Gemeinschaft des Geistes, als ich es in dem Strudel der Welt wäre. Das sind selige Augenblicke, in denen ich den Frieden von oben empfinde. Doch sie dauern nicht fort und der Schmerz und die Bitterkeit des Lebens greifen mich dazwischen immer wieder an.

Am Ostertag 1845 schreibt sie:

Heute ist der schöne Ostertag; ich komme Dir ein recht gesegnetes Fest zu wünschen, theuere, liebe Mama und mich im Geiste mit Dir an der Bedeutung des Tages zu erfreuen. Wie wäre doch unser Dasein so elend, ohne die Hoffnung, ohne die Ueberzeugung, welche uns das Fest der Auferstehung giebt; ohne die Besiegelung des großen Erlösungswerkes; wie wären unsere Thränen so bitter, über unsere dahingeschiedenen Lieben, wenn wir sie nicht im Auferstehungsglanze erblickten.

Und dennoch, wenn sie all ihre späteren Schmerzen der Trennung gegen die Freuden abwog, welche sie in dem Verein mit ihrem Gemahl genossen hatte, blieb ihr Urtheil immer dasselbe, wie sie es in der nachstehenden Stelle eines Briefes an die Mutter ausspricht:

— Du überschreitest heute*) unsere Gränzen; das ist ein Schritt mehr in die Ferne, welcher mich schmerzt. Wie oft wirst Du auf diesem Wege an unsere Hieherreise im Jahre 1837 gedacht haben! Wie anders, wie schön war es damals! Doch die Hoffnungen haben mich nicht betrogen; sie sind weit überstiegen worden durch die Wirklichkeit. Und wenn sie auch jetzt ins Grab gesunken sind, so tauschte ich doch mit keinem andern Loos.

---

*) Bei der Zurückreise nach Ludwigslust, am 10. Mai 1843.

18. Der Fortgang des äußeren Lebens.

Eine fast schwärmerische Liebe zeigte sich im Volk zu ihr, welches lange keinen solchen Gegenstand seiner allgemeinen Zuneigung und Bewunderung gehabt hatte. „Wir haben“ so ließ sich in jener Zeit eine Stimme vernehmen, „in ihr einen großen Schutz „für unser Land, denn durch die Liebe zu ihr wird das arme „Volk veredelt. Dies wird einst schöne Früchte tragen für ihre „Kinder, und dann wird auch sie wieder glücklich werden“.

Tag um Tag, Woche um Woche, ja Monate gingen in gleicher Weise über sie hin. Sie schrieb in dieser Zeit zwar noch so oft als sonst an die Mutter, seltner aber an die andern alten Bekannten und Freunde. Sie scheue sich, sagte sie, vor solchen Veranlassungen durch welche sie zu sehr in die Tiefe ihres Seelenleidens gerathen könne, ohne daß, wie dies in einem Gespräch mit Gleichgesinnten möglich sey, der Entfernte an den sie schrieb, für ihre eben gegenwärtige Stimmung, ein entsprechendes Wort zu ihrer Ermuthigung nnd Bekräftigung sagen könne. Sie wolle aber nicht die Stimme ihres eigenen, innern Leides, sondern die Zusprache des freudigen Geistes vernehmen, der in andern guten Menschen wohne.

Schon im Jahre 1843 gelang es ihr einen Erzieher für ihren ältesten Sohn, den Grafen von Paris zu finden, welcher allen

Wünschen und Anforderungen ihres besorgten Mutterherzens entsprach.

„Unter Tausenden“, so schreibt sie, „hätte ich Keinen gefunden, welcher meinen kleinen „Paris“ liebevoller und weiser zu leiten verstände. Es geht auch übrigens dem Kleinen sehr gut, sein Herz, sein Geist, seine Gesundheit entwickeln sich in erfreulicher Weise.“

Der treffliche junge Mann, dessen Auffinden die Herzogin so beglückte und welcher auch die ersten schweren Jahre des Exils mit ihr theilte, ist Regnier, dessen persönliche, wenn auch nur im eiligen Vorübergehen gemachte Bekanntschaft, eine Freude meines Alters ist.

Von dem Herzog von Chartres schreibt in demselben Briefe seine Mutter:

Robertchen ist nicht mehr krank, obwohl blaß und mager dabei aber voll Lebensmunterkeit und kleiner Schelmstücke.

Die Frau Herzogin hatte für diesen jüngsten Sohn eine deutsche Bonne in Dienst genommen, denn er sollte zuerst die Sprache seiner Mutter erlernen, auch ließ diese oft deutsche Kinderbücher von Pocci und Andern für ihn kommen.

Im Sommer 1843 ward ihr auch der Trost, wieder eine längere Zeit mit ihrer theuern Erzieherin, der Madame Bontems zusammen zu leben, an deren Liebe, Weisheit und Erfahrung sie sich jederzeit von neuem erquickte. Sie lebte abwechslend mit der königlichen Familie in Neuilly und Eu am Meeresufer, was ihr wohlthat, bis spät im Herbst, und weilte noch im November in St. Cloud.

Nicht nur die nächst um sie und mit ihr Lebenden, auch die in der Ferne wohnenden Freunde konnten nun bald bemerken, wie

die Theilnahme an Allem, was die ihr werthen Bekannten betraf, wieder so lebendig und warm, ja noch lebendiger sey als sonst. Namentlich hatte sie in der Schule ihrer eigenen Leiden es gelernt, Leidenden den rechten Trost zuzusprechen, für welchen die in fortwährendem Glücke Lebenden nur selten die rechten Worte haben. Sie machte die mehr oder minder schwer geprüften Freunde darauf aufmerksam, wie der Herr in jede Trübsal, jedes Leiden das Element des Guten lege.

„Doch unser Auge ist oft zu blind, um es zu erkennen, unser Herz zu kalt, um es dankbar zu fühlen. Ja, in uns liegt stets die größte Schuld unsers Leidens. Wären wir, wie wir sollten, im rechten Verhältniß zu unserm Gott, so würde Alles eine andere Gestalt gewinnen, und Süßigkeit strömte uns aus den bittersten Quellen. Darum müssen wir auch am meisten beten, daß der Herr unser Herz zu sich ziehe, uns erleuchte und uns den Werth seine Gnade recht lebend fühlen lasse, denn dann gewinnt das Leben einen neuen Werth und jedes Ding erscheint uns in seinem wahren Licht.“

Mit welcher Dankbarkeit sie jeden kleinen Erweis von Ehrfurcht und Liebe, auch wenn er von dem Geringsten ihrer alten Freunde und Bekannten kam, aufnahm, das mag der nachstehende kurze Brief an mich bezeugen, den sie im März des darauffolgenden Jahres schrieb:

Tuilerien, 16. März 1843.

Wenn ich Ihnen sagen wollte, in welchem Grade mich Ihre letzte Sendung erfreut hat, verehrter Professor (diesen Namen, der mir seit 30 Jahren lieb ist, kann ich nicht mit einem fremden umtauschen), so möchte ich Sie in

das Auge meines Kindes blicken lassen, welches voll Erwartung und Freude den Erzählungen lauscht, die ich ihm über Moffat machte*). In Ihrem Werkchen schöpfte ich täglich Nahrung und die Abende verstrichen zwischen mir und den beiden Kleinen, indem wir dem treuen Manne auf seiner heldenmüthigen Wanderung folgten. Empfangen Sie den wärmsten Dank für diese Mittheilung, so wie für die übrigen, welche dieses Büchlein enthält, und nehmen Sie Ihn ebenfalls für Ihren so lieben Brief auf, der mich tief gerührt hat.

Recht viel habe ich von Ihnen mit Herrn von B . . . . geredet, welcher Ihnen diesen Brief bringt. Jede Gelegenheit, welche sich mir darbietet, dieses Andenken auch bei Andern zu erfrischen, ist mir lieb; in mir braucht es der äußern Bemühungen nicht; denn recht, recht oft denke ich des treuen, geliebten Lehrers unserer Kindheit und wünsche einmal noch auf dieser Erde seine Stimme zu vernehmen. — Wie Gott will.

Leben Sie wohl, mit der treuen Hausfrau und den geliebten Kindern und Kindeskindern und gedenken Sie der fernen, Ihnen stets anhänglichen

Helene.

Nahe um jene Zeit, in welcher der vorstehende Brief geschrieben ist, hatte die Herzogin die Freude, einen Mann aus dem Steinthal persönlich kennen zu lernen, der ihr schon seit einer

*) Die Geschichte des südafrikanischen Missionär Moffat, (Livingston's Schwiegervater), welche die Frau Herzogin meint, steht in meinem „Alten und Neuen" (neue Folge, erster Band S. 324.)

Reihe von Jahren sehr lieb und werth war, den theuern Daniel Legrand*). Dieser hatte sie schon in der schmerzlichsten Zeit ihres Lebens durch einen herzlich theilnehmenden Trostbrief über den Tod ihres Gemahles tief gerührt und sie an den Weihnachtsfesten mit guten Büchern beschenkt. Sie erkannte (nach Aeußerungen ihrer Briefe) in ihm einen kindlich gläubigen Mann, rührend durch seine Frömmigkeit; einen rechten geistigen Israeliten an, in welchem kein Falsch ist; nennt ihn einen treuen Jünger des Herrn aus Oberlin's guter Schule.

Menschen dieser Art, bekräftigt und durchdrungen von dem Geiste Christi, welcher Alles in uns neu machet und uns in alle Wahrheit leitet, waren auch in dieser Zeit ihr liebster Umgang. Ein solcher Genuß wurde ihr in der Bekanntschaft mit Frau von Staël zu Theil, welche mit dem jüngsten Sohn des Herzogs von Broglie während des Winters 1844 in Paris sich aufhielt.

> Sie kommt, so schreibt die Herzogin, zuweilen zu mir und thut mir immer durch ihre Nähe wohl. Sie hat etwas so Imponirendes durch ihre heilige Würde, oder vielmehr durch den Abglanz der Gegenwart Gottes, welchen man aus ihrer Seele auf ihr Wesen so zurückstrahlen sieht, daß man in ihrer Nähe nur Gutes thun und denken kann. Niemand hat mir je den Eindruck so gründlicher Wahrheit gemacht; Alles, was sie sagt, was sie fühlt kommt mir durchläutert vor durch die Wahrheit. Sie ist nun seit 17 Jahren Wittwe; eine lange, lange Prüfungszeit in welcher sie geläutert und bestanden ist. Ihr ist nicht

*) Man vergleiche meine kleine Schrift: „Züge aus Oberlins Leben". 8. Auflage. S. 109.

allein ihr Glück geraubt, sondern auch der klare Lebensberuf, welcher mir in meinen Kindern geblieben; ihr einziges Söhnlein ist gestorben. — Seit jenem Tage kann sie keine Thräne mehr vergießen. — Manches Jahr stand sie nun vereinzelt im Leben, und ihr ward es klar, daß sie sich von Allem losreißen sollte, um Ihm allein zu leben. Da glaubte sie den Lebenszweck erreicht zu haben. — Nun starb aber ihre Schwägerin, die Herzogin von Broglie, und ihr Schwager übergab ihr das fünfjährige Kind, es zu erziehen. — Warum dieß? — fragte sie den Herrn; soll ich mich denn wieder anschließen? — und noch bleibt es ihr verborgen, doch hat sie sich mit unendlicher Mutterliebe an den Kleinen geknüpft und kam nun nach Paris, um ihn dem Vater wieder zu übergeben. Also ein neues Losreißen. Doch der Herzog von Broglie wünscht, daß er unter ihrer Leitung bleibe. Sie wohnen in verschiedenen Häusern und das Kind wird theils durch den Vater theils durch die Tante geleitet. — —

Auch in einem Briefe vom 15. Febr. 1844 an ihre Mutter spricht die Herzogin die gleichen Gefühle über den Eindruck aus, den die persönliche Erscheinung der seltenen Frau auf sie machte. Man kann wohl sagen, daß von dieser eine geistige Kraft ausgieng, welche in jedem dafür empfänglichen Gemüth das Feuer auf dem innersten Altar entzündete.

Wie viel dachte ich gestern an Dich, als ich in ein Herz und Geist belebendes Gespräch mit der herrlichen Frau von Staël vertieft war und sie mir so gläubig, so warm, so gottvertrauend zu Herzen sprach. Sie ist wahrhaft eine seltene Natur, welche durch das Leiden und besonders durch die Gnade auf eine merkwürdige Weise ge-

fördert worden ist. Man fühlt wie viel sie hat durchkämpfen müssen, wie viel ihr Herz geliebt und gelitten hat; man fühlt den Frieden, den sie davon getragen hat, und was mich besonders in ihr anzieht ist der Eindruck von Wahrheit, von durch und durch gediegener Wahrheit, der aus ihrem Wesen hervorleuchtet. Nichts Einfacheres, Stilleres, Anspruchloseres kann so vereint seyn, mit einer Fülle des inneren Lebens. Wie sehr würde sie Dich anziehen.

Wo die Herzogin solche Seelen fand, in denen der Geist der Wahrheit lebte, da fragte sie nach keinem Unterschied der christlichen Bekenntnisse, sondern nur nach einem in der Liebe zu dem Herrn und seinen erlösten Menschen lebendigen Glauben. Deshalb that ihr die Schärfe und Härte innig wehe, mit welcher ein von ihr sonst hochgeehrter und geliebter Prediger bei der Einweihung der neuen lutherischen Kirche, im Juni 1843 von den abscheidenden Elementen der römisch-katholischen und der lutherischen Kirche sprach, und nur der versöhnliche, milde Geist der Liebe, der aus des edlen Valette (des zweiten Pfarrers) Gebete am Schluße des Gottesdienstes zu allen Herzen sprach, konnte den Eindruck, der ihrem Gemüth so leid gethan, wieder verwischen.

Auch in den weiteren Kreisen ihrer Gegenwart umher, in den Bewegungen der Völker und Länder waren es nicht die Angelegenheiten und Begebenheiten im Reiche der Welt, welche ihre Theilnahme anzogen. Viel lieber beschäftigte sie sich mit den Angelegenheiten eines höhern Reiches, das nicht von der Welt ist.

Daher kam ihr der lebendige Antheil, den sie an der Berufung ihrer Jugendfreundin, der Fräulein von Rantzau, nahm, zu der Stelle einer Oberin des neu zu begründenden Diaconissenhauses in Berlin. Diese Freundin besuchte vor dem Antritt

ihres Amtes die berühmtesten Krankenhäuser in Deutschland, England und Frankreich und hatte bei dieser Gelegenheit das Glück, die Herzogin wieder zu sehen, welche über sie schrieb,

„Ihr Besuch hat mich außerordentlich erfreut, und ihr ernster, heiliger Entschluß mich ebenso gerührt als erbaut. Gott segne diesen Entschluß und erleichtere ihr die schwere Bürde jener großen Verwaltung. Mit wie vielen Schwierigkeiten wird sie zu kämpfen haben; es ist mir oft Angst um so Manches, was sie recht wohl selbst ahnet; doch der Herr der sie so weit geführt, und ihr die feste Ueberzeugung gegeben: in diesem Wege seinen Willen zu sehen, wird ihr auch ferner unter die Arme greifen, ihr helfen tragen und erlernen."

Wie nach einer fast 6jährigen Trennung der so sehr ausgezeichneten Marianne von Rantzau die hohe Freundin erschien, das sprach sie in den folgenden Zeilen aus: Sie steht so groß und frei da, innerlich und äußerlich so über den gehäßigen Vorurtheilen der Parteien, den kirchlichen wie politischen; von allen geliebt! es ist eine Klarheit, Festigkeit und ruhige Selbstbeherrschung in ihrem ganzen Wesen, so daß man in unbeschreiblich wohlthuender Weise es fühlt, daß doch das Herz voll warmer, inniger Liebe geblieben ist und mit derselben Treue die frühern Verhältnisse festhält".

Nur wenige Jahre wurde diese Freundin in ihrem segensreichen Beruf gelassen. Auch sie war eine von jenen vielen, der Herzogin theuern Freundinnen, welche ihr in die Ewigkeit vorangiengen.

Ein Brief der Frau Herzogin Helene vom 29. Juni 1846, führte auch mir und meinem Hause die persönliche Bekanntschaft

dieser treuen Dienerin am Werk der Liebe zu. Ich theile aus diesem Briefe einige Stellen mit, während ich von den Briefen, welche sie mir im vorhergehenden Jahre schrieb, nur im Vorübergehen erwähne, daß ihr Hauptinhalt der Wunsch war, durch mich und eine damals in München lebende, der Frau Herzogin wohlbekannte und vertraute Dame, einen jungen Deutschen, von einiger Bildung und reiner Sittlichkeit aufzufinden, den sie für ihren jüngern Sohn, den Herzog von Chartres in Dienst nehmen wollte. Der eben erwähnte Brief vom 29. Juni 1846 zeigt mir die Ankunft unseres Empfohlenen an:

„Gestern, am Freitag Morgen", so schreibt die Herzogin, „kam er glücklich bei mir an und hat heute sogleich seinen Dienst angefangen. Er scheint mir ein gutmüthiger Mensch zu seyn, mit dem besten Willen gewissenhaft zu handeln, nur müssen wir ihn bei der Arbeit sehen, um ihn beurtheilen zu können. — — Empfangen Sie nun noch den Ausdruck des reinsten Dankes für so viele Theilnahme an dieser Angelegenheit, welche Ihnen wohl unbedeutend hätte erscheinen können, wenn Sie nicht, gleich mir, die Ueberzeugung hätten, daß nichts unbedeutend ist in der Umgebung eines Kindes, daß jedes Verhältniß auf dasselbe wirken soll und wirken muß. — — Wir werden in Kurzem die Freude haben Ihren Kronprinzen hier zu begrüßen. Es freut mich ihn nach so langer Zeit, nach 12 Jahren! wieder zu sehen und ich höre so viel Erfreuliches, so viel Liebes von ihm, daß mir sein Kommen doppelt lieb ist. Wohl hätte ich es gewünscht, seine zarte liebliche Gemahlin meine Marie wieder zu begrüßen, doch in dem tiefen Schmerz der sie erfüllt, stand eine solche Reise nicht

zu erwarten*). Welcher Verlust war der Tod meiner verehrten Tante! Ganz Preußen hat ihn schmerzlich empfunden". — —

Ich habe einer meiner Jugendfreundinnen versprochen, Ihnen von ihr zu schreiben und sie Ihrem freundlichen Wohlwollen, Ihrem väterlichen Rath, Ihren Anweisungen zu empfehlen. Es ist ein Fräulein von Rantzau, Nichte des guten Herrn von Rantzau, dessen Sie sich aus Mecklenburg erinnern. Es ist ein sehr ernstes, frommes Wesen, welche den Herrn lieb hat und sich ihm ganz geweiht hat. Ihre unabhängige und unbeschäftigte Stellung gab ihr den Gedanken sich in dem Diaconissenhaus am Rhein bei dem Pastor Fliedner der Kinderpflege und Kinderleitung zu widmen. — Sie hat dort mehrere Monat das ernste und schwere Amt durchgeführt, — da gelangte der Ruf an sie, die Stelle der Vorsteherin der neuen Diaconissen-Anstalt in Berlin anzunehmen, welche der König von Preußen gründen will. Sie hat ihn nicht ohne große Besorgniß angenommen, doch glaubt sie darin den Ruf des Herrn sehen zu müssen und hat sich zu dieser Entscheidung bereit erklärt. Im Interesse dieses Berufes hat der König von Preußen gewünscht, sie möchte die wichtigsten Anstalten barmherziger Schwestern in verschiedenen Ländern, namentlich auch die in München kennen lernen. Dort wünscht sie nun unter ihrem Schutz zu stehen. Ich weiß, ich bitte Sie um eine Sache, welche Ihnen lieb sein wird,

*) Bezieht sich auf den Tod der Prinzessin Wilhelm von Preußen, der Schwester der Frau Erbgroßherzogin Auguste von Mecklenburg.

denn keinen Menschen, viel weniger einem Kinde Gottes versagen Sie Ihren Beistand und Ihren Rath. Ich füge hier einige Zeilen für Fräulein Rantzau bei, mit der Bitte ihr dieselben einzuhändigen und empfehle Ihnen nochmals meine Freundin an, und hoffe Sie werden ihr mit Rath und Liebe beistehen.

Empfangen Sie, theurer Professor nochmals meinen herzlichsten Dank und den Ausdruck meiner aufrichtigsten und wärmsten Verehrung.

Helene.

So war und blieb die seltene Frau nach allen Richtungen, dahin ihr Gott liebendes Herz, dahin die höchste Aufgabe ihres inneren und äußeren Lebens sie führte, ohne Unterlaß thätig und nur hierin fühlte sie sich friedlich und glücklich. Welche Richtung konnte ihr aber näher liegen, welche Pflicht und Aufgabe ihres Lebens theurer seyn, als die Ueberwachung, Bildung und Erziehung ihrer Kinder zur Ehre Gottes und zum Dienst wie Nutzen ihrer Mitmenschen, vor allem ihres Volkes und Vaterlandes. In der Treue und Liebe, in der Gewissenhaftigkeit und Weisheit, damit sie ihre Mutterpflichten erfüllte, kann die Herzogin von Orleans allen Müttern ein Vorbild seyn*). Wir

---

*) Man kann sagen, diese seltene Frau hatte den Beruf und Drang zum Lehren und Erziehen als eine eingeborne Naturgabe empfangen, die sich schon in früher Kindheit in ihr regte. Denn während ihre Kammerfrau sie auskleidete, theilte sie dieser das mit, was sie heute Neues, für sie besonders Interessantes gelernt hatte. Am nächsten Morgen beim Ankleiden befragte sie dann die Dienerin um das, was sie ihr gestern gelehrt hatte, gab sich dabei viele Mühe, ihr

geben hier nachstehend einige Stellen aus Briefen an ihre Mutter, welche die Treue bezeugen, mit welcher sie schon die Anfänge des mütterlichen Erziehungsgeschäftes in ihre Hände nahm. Es sind Züge aus der Geschichte der frühesten Kinderjahre ihrer beiden Söhne. Ich beginne bei jenem Zeitraum, in welchem der Graf von Paris der Vollendung seines fünften Jahres nahe, der Herzog von Chartres im dritten Lebensjahre stand.

Am 1. Juni 1843 trat der oben (S. 171) erwähnte Herr Regnier sein Erzieheramt an. Die Herzogin schreibt darüber am 10. Juni an ihre Mutter:

> Das Verhältniß zwischen Herrn R. und dem Kleinen ist vortrefflich. Du würdest Dich freuen zu beobachten wie der gute Mann so sanft und doch so fest ist und wie er den Kleinen zu nehmen weiß. Paris hat ihn außerordentlich lieb und darf ihm gegenüber nicht so ungehorsam wie mir und Madame H. gegenüber handeln. Ich hoffe wirklich recht gute Folgen von diesem Verhältniß erwarten zu können. Robertchen ist aber recht unglücklich durch diese Trennung von dem Bruder. Er verlangt immer nach ihm, denn er sieht ihn nur wenig und liebt ihn sehr. Er hat viel mehr als Paris das Bedürfniß mit andern Kindern zu seyn; er langweilt sich, wenn er allein spielt. Paris genügt sich selbst, doch freut er sich auch, wenn er die zwei Stunden im Tag mit Robertchen spielen kann.
>
> 18. Juni.
>
> Paris liest alle Morgen mit Herrn R. im Robinson,

Namen und Geschichten recht einzuprägen, machte ihr es zur Pflicht Alles zu behalten, und eher ließ sie nicht ab darnach zu fragen. Da gab es freilich keine Zeit von den Neuigkeiten der Gassen zu reden.

welcher zu vielen lehrreichen Gesprächen Anlaß giebt. Vor dieser Stunde habe ich mit ihm die kleine biblische Stunde welche immer mit einem Gebet beginnt. Den Grad der Aufmerksamkeit kann ich nicht stets loben, doch liebt er immer sehr diese Erzählungen.

15. October 1843.

Ich gehe jetzt auch bisweilen mit Paris nach Versailles, um ihm die geschichtlichen Gemälde zu zeigen, und so die vaterländische Geschichte frühe in sein Gedächtniß zu prägen. Es unterhält ihn sehr. Er hat viel Freude an dem Allen und sieht Nichts oberflächlich.

Zweiter Weihnachtstag 1843.

Morgen habe ich einen schlimmen Tag; es ist die Eröffnung der Kammern. Ich habe den König gebeten zu erlauben, Paris in die Tribune der Königin zu führen. Ich wußte wohl, als ich es that, daß ich mir Schweres auferlegte, doch ist es, glaube ich, gut, daß man den Kleinen sehe und ihn auf eine Weise sehe, auf welcher seine Blödigkeit nicht in Anspruch genommen wird und er keine frais zu machen hat, welche mit fünf Jahren noch kaum zu verlangen sind. Ich werde also mit ihm hingehen und dem Throne gegenüber sitzen, der mir stets leer erscheinen wird.

1. Januar 1844.

Wir haben das Jahr beschlossen, wie ehemals, bei dem König unter dem erleuchteten Tannenbaum. Die Kinder hatten eine große Freude bei der Bescheerung, Paris besonders an einem Physikkasten und anderen Herrlichkeiten. Ich schickte ihn bald fort, weil es spät war; als er in

sein Zimmer kam, nahm er ruhig ein Buch, setzte sich hin und las eine Geschichte, als sey er nicht im Geringsten zerstreut oder aufgeregt. Seine Spielsachen kamen; er sah sie nicht an und sagte: ich will erst die Geschichte auslesen. — Das hat mich gefreut; das ist eine schöne Anlage.

6. März 1844.

Meine Kinder sind wohl und entwickeln sich recht erfreulich. Paris*) ist immer sehr fleißig. Da er aber sehr erregbar ist nnd am Kopf leidet, sind die Studien noch nicht sehr ernst. Robert**) lernt jetzt nicht, denn seitdem er in St. Cloud krank war, haben wir alles Lernen unterbrochen und ich erlaube noch keinen neuen Anfang. Er liebt mich sehr und auf eine Weise, die mir wahrhaft rührend ist; ich glaube trotz seiner Liebe zu seiner Anna***) zieht er mich doch Allen vor; immer will er mit mir allein seyn. Paris hat jetzt eine große Lust am Zeichnen, auch schreibt er viele Rebus, das unterhält in so, daß er jedes Wort zergliedern will, um es als Rebus darzustellen. Zur Geographie, zum Rechnen, zur Geschichte, zu fabelhaften Erzählungen bezeugt er eine gleiche Aufmerksamkeit.

Aus einem Brief von etwas späterem Datum:

Bei Tische erzählt mir Paris immer seine Geschichten mit solchem Eifer, solcher Freude. Cyrus, Alexander u. A. spielen eine große Rolle in seinen Erzählungen, und Robertchen wird immer munterer, komischer und origineller.

*) Damals fast sechs Jahre alt.

**) Drei und ein Vierteljahr alt.

***) So hieß seine deutsche (württembergische) Bonne.

Die Passion des Zeichnens bei Paris ist etwas erkaltet, seitdem wir ein kleines Theater gefunden haben, welches ihm sein Vater gegeben hatte und auf welchem wir manche Stücke aufführen: englische, deutsche, französische. Robert lernt jetzt auch englisch, denn er klagte sehr als das englische Stück anfieng und er nichts verstand. Mit seinem Deutsch geht es gut.

14. April 1844.

Mit den Kindern geht es Gott Lob! gut. Robertchen will nur leider gar nicht recht zunehmen, ist blaß und zart, dabei aber immer munter. Mit Herrn Regnier und Paris geht es immer besser. Sie lieben sich beide sehr und R. hat wirklich einen sehr guten Einfluß auf den Kleinen.

24. Juni 1844.

An den Kindern, an ihrer Entwicklung messe ich meine Zeitpunkte; sie wachsen schön heran, Paris besonders. Er ist wirklich recht lieb, groß, rosig, gelenkig und besonders recht lernlustig und brav — hat ein gutes Herz, einen offenen Sinn und vor allem einen recht festen, beständigen Eifer. Er war zweimal mit mir in der Ausstellung; wie mir das erschien, kannst Du denken. Ich hätte es nie gethan, hätte man nicht so viel über die renfermerie gesprochen, in welcher der Kleine erhalten werde. Er hat enormen succès gehabt; die Leute erdrückten in fast vor Freude, und er war auch nicht blöde und dumm — recht natürlich und bei der Sache; voll Interesse für seine lieben Maschinen, für welche er seine Passion bewahrt. Zum Glück stimmt ihn all das Leben und Bewundern gar nicht zur Eitelkeit; er giebt gar nicht darauf Acht. Dem Ro-

bertchen aber, der mehr auf die Leute, als auf die Maschinen sah, war es schon recht, daß die Leute auch gern auf ihn sahen. Er ist voll Witz und Laune und Lebhaftigkeit, und zuweilen weiß ich nicht, wie ich seinen kleinen Impertinenzen begegnen soll; er ist zu possirlich; aber man muß doch strenge mit ihm seyn, so sehr sein wirklich gutes Herz für ihn gewinnt.

5. Juli 1844.

Paris und Robertchen haben ihre kleinen Gespräche mit einander, in denen ihre Charakter sich recht an den Tag legen. Der eine voll Vernunft und Tiefe, der andere voll Verstand und Lebhaftigkeit. — —

Auch noch von dem darauffolgenden Jahre entnehmen wir den Briefen der Herzogin an ihre Mutter einige hieher gehörige Stellen.

2. Januar 1845.

Was wirst Du sagen, wenn Du hörst, liebe Mama, daß ich wieder bei einem Theil der gestrigen Receptionen gewesen bin. — — Der König wünschte, ich möchte Paris daran Theil nehmen lassen. — — Der Kleine hatte eine gute Contenance, war still, artig und natürlich und erregte Theilnahme. Im Ganzen hat er mich sehr erfreut an jenem Tage; er brachte mir früh einen Brief, den er allein zusammengesetzt und geschrieben hatte, war so herzlich und so glücklich dabei und ließ mich recht fühlen, daß er mich lieb hat. Viele Briefe hat das arme Kind schreiben müssen zum neuen Jahr; doch den Deinen und den meinen ohne fremde Hülfe. Er hat sie en amour geschrieben. —

13. Januar 1845.

Die Verschiedenheit der beiden Charaktere, welche für

ihr gegenseitiges Verhältniß sehr glücklich ist, macht die Erziehung in so fern schwer, daß man sie sehr verschieden auffassen und leiten, und doch nicht ungerecht scheinen muß. Denn wenn ich den einen strafe und den andern scherzend belehre, so scheint dies den Kindern unbillig, und oft kann man doch nur auf verschiedenen Wegen denselben Zweck erreichen. Nun, Gott wird helfen!

Tuillerien, 24. Januar 1845.

— — Meine Kinder sind lieb und wohl und gedeihen recht erfreulich. Paris wird viel herzlicher gegen mich; was er früher im Grund der Seele besaß, aber nicht bezeugen konnte, das blitzt jetzt aus seinem ganzen Wesen hervor. — Als er neulich von der Eröffnung der Kammern zurückkehrte, wollte er Herrn R. die Rede des Königs dictiren, die er mit großer Aufmerksamkeit angehört hatte. Er gewinnt jetzt eine große Leichtigkeit im Analysiren, was für ihn wohl wichtig ist.

— — — Du hättest heute die Freude meiner Kinder sehen sollen, wie sie so glücklich im Geben waren. Lange hatten sie an ihren Ueberraschungen gearbeitet. Paris hat mir eine Geographie von Mecklenburg gedruckt*) und eine Karte dazu gemacht; ein Exemplar dieses Werkchens wird nächstens für Dich abgehen. Robert hat deutsch lesen gelernt, englisch etwas auswendig gelernt und eine schöne Arbeit zu Stande gebracht. Es war eine Freude ihre

*) Mittelst einer kleinen Druckerwerkstatt, die sein Großvater ihm geschenkt hatte.

Wonne zu sehen, sie hat den ganzen Tag gewährt. Wir waren mit einander in Neuilly. —

8. März 1845.

Morgen werde ich meinen kleinen Paris in ein Concert führen, das von 1000 kleinen Sängern aus allen Schulen der Stadt gegeben wird, welche im Chor, ohne Instrumente, sehr schön und richtig singen. Es ist eine Sonntagsschule, welche in dem Cirque des champs elysées Versammlungen hält. Man hat mich gebeten Paris hinzuführen, um seine Theilnahme an den Bestrebungen seiner kleinen Zeitgenossen aus den ärmeren Classen zu beweisen.

Ostertag 1845.

Heute ist Robert zum Erstenmale in die Messe gegangen. Er war allein mit seinem Bruder und dem König. Dieser war sehr zufrieden mit seiner Artigkeit und der Kleine sehr zufrieden mit sich selber. Ein heiliges Gefühl in der Kirche wird ja allmälig erwachen. Gott wird, so denke ich, die Seelen der Kleinen auch mit diesem Gefühl mehr und mehr erfüllen; wir müssen nur recht treu für sie beten.

Die hier mitgetheilten Züge mögen genügen, um uns einen Blick in das Thun und Sorgen einer erziehenden Mutter thun zu lassen, welche selber ihr ganzes Leben hindurch unter der treuen Zucht jener mütterlichen Weisheit gestanden und herangereift war, welche ihre Menschenseelen im Kampf des Erdenlebens für den Frieden der Ewigkeit erzieht. Ich füge dem Schluß dieses Kapitels noch einen Brief an mich, vom Jahre 1846, an.

Tuillerien, 3. Januar 1846.

Verehrter Professor!

Wenn eine Stimme aus der Heimath, aus der Freiheit ertönt, wird das Herz innig gerührt. — Wenn nun diese Stimme die eines alten Freundes und Lehrers ist, welche nie wie eine klingende Schelle, sondern stets wie ein voller harmonischer Gesang getönt, so wird die Seele mit freudiger Rührung erfüllt und die Erwartung des suchenden, strebenden Geistes wird nicht unbefriedigt bleiben.

Könnten Sie es doch wissen, in welchem Grade mir jedes Wort von Ihnen lieb und werth ist. Sie würden meinem Dank den tieferen Sinn anfühlen.

Doppelt innig ist er heute, denn ein Mutterherz ist durch die Güte für die Kinder viel wärmer gestimmt, als durch selbst empfundene, — und heute bringe ich Ihnen den Ausdruck der Freude meines Sohnes, dessen Gesicht strahlte als ich ihm Ihr schönes Geschenk überreichte, und er in demselben mit Geläufigkeit interessante, belehrende Sachen lesen konnte. Er liebt, so sehr ein Kind von sieben Jahren sie lieben kann, die Wissenschaft und alles Ernste und Gründliche. Es ist ihm eine Freude einen Gelehrten zu sehen — und schon um dieser Ursache willen, doch auch um der Erzählungen seiner Mutter, welche ihm oft von dem treuen Lehrer ihrer Kindheit spricht, steht Ihr Name in großer Verehrung bei ihm. Das Buch, welches Sie ihm gesandt*), wird ihm täglich lieber werden, je mehr sein junger Sinn seine Tiefen erkennen wird, und den

*) Der Titel des Buches heißt „Spiegel der Natur."

ernsten Grund aller Ihrer Lehren, — nämlich das stete Hinweisen auf den Schöpfer, auf den Urquell alles des Schönen und Wunderbaren, welches wir erkennen, wird seinem Gemüth die Frische und Kindlichkeit lassen, welche die todte, trockene Wissenschaft oft raubt.

Sein Lehrer und Führer ist mir ein treuer Helfer in der Leitung dieses Dienstes. — Geist, Gemüth, Charakter, sind gleich vollkommen in ihm.

Die Bewegungen in Deutschland, von denen Sie reden, sind allerdings ernster Natur, und beschäftigen auch mich recht sehr. Gott wolle den deutschen Sinn in seiner Reinheit aus allen diesen Wirren wieder hervorgehen lassen, und dem deutschen Volk den Genuß derjenigen Freiheiten schenken, welche zum Fortschritt des Geistes und der Wahrheit in unserer Zeit förderlich sind. Er wolle allen diesen Mißbehagen ein friedliches Ende geben.

Meine herzlichen Grüße der treuen Hausfrau und der lieben Selma. Bei Ihnen den erneuerten Ausdruck meiner herzlichsten Verehrung

Helene.

Im Jahre 1847 schreibt die Frau Erbgroßherzogin Auguste, nach der Rückkehr von Ihrem Besuch in Paris:

„Gott hält Helene und ihre Kinder bei Seiner rechten Hand; wie sollte mir grauen! Voller Bewunderung ihres mir immer deutlicher werdenden Geschickes zu so schwerem Beruf, habe ich die Gnadenfrist, welche mir bei ihr ward, verlebt und mich immer kleiner daneben erkannt."

Wie sehr der freudige Geist, welcher aus der Mutter sprach, zu dem unerschütterlichen Vertrauen auf die Führung des Ge-

schickes ihrer Tochter nach einem siegreichen Ausgang berechtigt war, das hat das Benehmen dieser Tochter in dem darauffolgenden Jahre 1848 erwiesen. Unter dem Schutze der guten Hand ihres Gottes ist sie durch alle Gefahren jenes Jahres mit ungebeugtem Muthe und reinem Gewissen hindurchgegangen, nachdem sie noch einmal ihre Pflicht als Schützerin und Vertreterin der Rechte ihrer Kinder und als Kämpferin für das Wohl und die gesicherte Ordnung ihres theuern Adoptiv-Vaterlandes aufgetreten war. Allerdings aber hatte sie auch schon in den vorhergehenden Jahren das Gefühl für die schwankende Stellung eines Thrones (nach S. 182) nie verlassen, dessen Sicherheit der Besitzer vergeblich zu wahren suchte, durch das Erkaufen einer Zufriedenstellung der Parteien, welche ihrer Natur nach eben so wenig sich friedlich vertragen können, als die ruhig leuchtende Flamme der Kerze mit dem hineinsprudelnden Wasser.

Hier am Ende eines Zeitraumes, mit welchem sich das Wirken der Herzogin von Orleans in Frankreich beschloß, möge noch ein Urtheil stehen, das eines der besten Blätter Deutschlands damals über sie aussprach.

„Wie auch die Vorsehung entscheiden möge, ob sie den König früher oder später von der Aufgabe seines Lebens abrufen wird, so geschieht doch jedenfalls Alles, um den Grafen von Paris für seine künftige, wichtige Stellung vollkommen tüchtig zu machen und heran zu bilden. Unter den Auspicien des Königes selbst und denen seiner erlauchten Mutter erhält der Prinz eine in allen Beziehungen ausgezeichnete Erziehung. Wahrhaft rührend ist es, zu sehen, mit welcher unermüdlichen Sorgfalt und unvergleichlicher Mutterliebe die Herzogin von Orleans ihrer beiden Kinder Wohl

überwacht, und wie sie darin als ein wahres Muster für alle Frauen und Mütter dasteht, so hat sie sich dadurch auch die aufrichtigste Verehrung Aller gewonnen. Schwerlich hat je eine Prinzessin in Frankreich eine so allgemeine Popularität bei allen Volksklassen und ohne Unterschied der Parteien genossen, als die Herzogin von Orleans, und wo sie immer erscheinen mag, erhält sie die Beweise davon. Auch ihre Wohlthätigkeit, die kein Unglücklicher vergebens in Anspruch nimmt, hat natürlich nicht minder als ihre Frömmigkeit dazu beigetragen, die allgemeine Zuneigung zu ihr zu erhöhen. Jede Woche sieht man zweimal von den Tuilerien einen ganz einfachen Wagen ohne Escorte irgend einer Art, den Weg nach der protestantischen Kirche machen. Es ist die Herzogin von Orleans, welche regelmäßig dem Gottesdienste beiwohnt.« — —

---

19. Die Februar-Revolution und ihre Folgen.

Das Jahr 1848 war gekommen. Zum ersten Male sprach die Herzogin es aus, daß „ihr Geburtstag ihr wieder lieb, ein Tag der Freude und der zärtlichsten Liebesbeweise ihrer süßen Kinder sey.“ Noch am 5. Februar, also kaum drei Wochen vor dem Ereigniß, welches die Welt als ein großes Unglück für sie und ihre Kinder bezeichnete, schrieb sie ihrer Freundin einen Brief voll Freudigkeit und heimathlichem, innigem Wohlgefallen an dem schönen Frankreich, wo sie die Freundin in dem bald beginnenden Frühling mit Sicherheit erwartete.

Ein solches Aufflammen und Lautwerden der innern Freudigkeit vor einem nahen äußern Unglück gehört zu jenen prophetischen Aeußerungen des von oben her stammenden Geistes in uns, welche hoch über dem vergänglichen Leid der Erde von den Freuden der Ewigkeit zeugen, die aus dem vergänglichen Leid hervorkeimen sollen. Wie jenes versiegelte Buch uns bezeugt, so feiert eine Welt der Himmlischen schon ihre Triumphe, wenn über die Mächte und Kräfte der Erde ein Ungewitter der vielfachen Noth und der Vernichtung sich zusammenziehet und entladet.

Die Gefahr eines nahen Umsturzes der bestehenden äußern Ordnung in Frankreich war allen tiefer Blickenden nicht verborgen geblieben, namentlich hatte auch die Herzogin von Orleans sie

erkannt. Mit Recht zwar hatte sie in ihren Briefen an einige ihrer einflußreichsten Freunde und an ihre Verwandten in Deutschland dem in einigen öffentlichen Blättern auftauchenden Gerücht widersprochen, als habe sich ihr Verhältniß zu der königlichen Familie seit dem Tode ihres Gemahles ungünstiger gestaltet, als sey sie in dieser minder geliebt als bei seinem Leben. Denn sie wurde von Allen nach wie vor „wie auf Händen der Liebe getragen.“ Dennoch hatte Ludwig Philipp, seinem Volke gegenüber, mit diesem seinem Sohne einen Bürgen für das allgemeine Wohl der Zukunft verloren und in entscheidenden Augenblicken an ihm, in seiner Gemeinschaft mit der geistvollen Gemahlin einen Rathgeber und Warner, welcher manche Schritte, zu denen sich der königliche Vater durch seine eigene, wie fremde menschliche Klugheit verleiten ließ, einen mäßigen Einhalt that, und ihm die Augen über die Folgen mancher unzeitigen Hartnäckigkeit öffnete. Doch die ausführliche Beschreibung der verhängnißvollen Ereignisse der Februar-Revolution in Frankreich, kann hier nicht unsere Aufgabe seyn, sondern sie gehört ganz der allbekannten politischen Geschichte an. Selbst aus den öffentlichen Berichten über die äußeren Vorgänge der Schreckenstage läßt sich schwerlich das Richtige feststellen, weil kein einzelner Augenzeuge das Ganze wahrnehmen konnte, weil auch Jeder etwas Anders als das ihm Wichtigste auffaßt und wiedergibt. Nur über Einen Punkt konnte auch bei den verschiedensten Zeugen niemals eine verschiedene Auffassung stattfinden: das war die Anerkennung der Geistesgegenwart und des Muthes, den die Herzogin von Orleans in dieser Zeit der ernsten Entscheidung erwies. Das sind Züge, welche wesentlich das Lebensbild ergänzen, mit dem wir in diesen Blättern uns beschäftigen.

Am Morgen des 24. Februar fand die ganze königliche Familie sich in dem gewohnten Zimmer der Tuillerien versammelt; kein einziges ihrer Mitglieder hatte die Nachtruhe gesucht. Der König aufrecht, unbeweglich, schweigend, empfieng die Minister und begab sich mit ihnen in das anstoßende Zimmer, wo er die verhängnißvolle Abdankungsacte unterzeichnete und dann sogleich mit der ganzen Familie, außer der Herzogin von Orleans sammt ihren Kindern, und dem Herzog von Nemours die Tuillerien verließ. Der Graf von Paris, den er zu seinem Nachfolger erklärte, rief mit Heftigkeit aus: „ich will es nicht, ich will es nicht“ und klammerte sich an seinen treuen Lehrer Regnier. In der Regentschaft der Herzogin von Orleans schien jetzt noch die einzige Rettung des Thrones zu liegen, aber dieses Besänftigungsmittel kam zu spät; was man nur für einen Aufstand hielt, das war bereits eine vollständige Revolution.

Die Herzogin von Orleans begab sich in den Thronsaal, mit ihrem ältesten Sohne, in der Erwartung, daß hier die Anerkennung desselben erfolgen werde. Sie wartete hierauf vergeblich und entschloß sich in die Deputirtenkammer zu eilen, in Begleitung des Herrn Dupin, des nachmaligen Vertheidigers der Eigenthumsrechte der Familie Orleans gegen Louis Napoleon. Dies war ein Glück, denn bereits drangen die Meuterer in Menge in den Pavillon, genannt de l'horloge, um den Palast zu plündern. Die treue Kammerfrau der Herzogin, eine Deutsche, die mit derselben nach Frankreich gegangen war, erwartete mit ein oder zwei andern Frauen und dem lutherischen Pfarrer Verny, welcher zur Hülfe herbeigeeilt war, den Befehl der Herzogin ihr zu folgen, als die Plünderer auch bereits bei ihr eindrangen. Sie öffnete einen Auszug, um noch etwas Wäsche herauszunehmen,

als mit ihr zugleich schon ein Mensch mit aufgestreiften Aermeln, die Pistole zwischen den Zähnen haltend, in die Komode griff und ein Paket Battisttücher in seine Blouse steckte. Mit Gefahr ihres Lebens gelangten diese wenigen Personen des Gefolges durch die aufgeregte Menge bis zum Hause des Pastor Verny, wo sie warteten bis sie wußten, wohin sie der Herzogin zu folgen hatten. Diese aber war von dem Volke, dessen Gedräng sie, mit ihren Kindern an der Hand, zu Fuß durchschritt, mit lauten Freuderufen begrüßt worden, was ihr als ein gutes Zeichen für das Gelingen ihres Unternehmens erschien. Der Ausdruck des Schmerzens beim Abschied von dem fliehenden König war wieder, wie Verny bezeugte, den Zügen der stillen Ergebung eines festen, unerschütterlichen Muthes gewichen; es war ein Anblick von erhebender Art, dessen Eindruck der theilnehmende Mann niemals aus der Erinnerung verlor.

Die Herzogin trat in die laut und heftig bewegte Versammlung der Deputirtenkammer. Mehrere Reden zu Gunsten der Ansprüche des Grafen von Paris wurden gehalten. Da drängte sich eine rohe Horde der Blousenmänner, mit Waffen aller Art, in den Saal herein, und einer oder mehrere von ihnen zugleich feuerten ihr Gewehr nach dem Präsidenten Sauset ab. Dieser mußte jetzt dem Advocaten Cremieux weichen, der eine Rede im Sinne der rothen Republik hielt, während die Gewehrfeuer von allen Seiten sich kreuzten. Cremieux hatte Etwas auf einen Zettel*) geschrieben und auf dem Bajonnetspieße eines National-

*) Der Zettel enthielt Winke über das, was die Herzogin zum Volke sprechen sollte, sie aber wollte nicht den Eingebungen eines Cremieux, sondern den eigenen folgen.

Gardisten der Herzogin gereicht, die jedoch das Papier zerknitterte und auf den Boden warf. Einige Male versuchte sie zu reden, es war bei dem furchtbaren Lärm unmöglich. Da ließ sie sich von mehreren Deputirten der Linken, denn andere konnten ihr jetzt keine Hülfe gewähren, hinausführen, was nicht ohne Gefahr war. Der Herzog von Nemours war seiner Schwägerin zur Seite geblieben, während seine Familie mit dem Könige floh; er mußte die Kleidung mit einem Nationalgardisten wechseln, um zu entkommen und den Seinigen folgen zu können. Ein anderer, treuergebener Nationalgardist nahm den Grafen von Paris in seine Arme, ein dritter den kleinen Prinzen Robert; so durchschritt man, gepreßt von allen Seiten, die tobende Menge. Während eines Augenblickes sah die Herzogin sich von ihren Kindern getrennt, welche sie angstvoll riefen, bald aber erblickte sie dieselben wieder auf den Armen ihrer Beschützer. War auch dies nur ein kurzer Augenblick, so war er doch furchtbar, eben so wie jener, in welchem sie eine blutige Hand dem Grafen von Paris in das Gesicht greifen sah. Gedungene Mörder, so sagt man, standen an dem einen Ausgang der Kammer, an welchem man die Herzogin erwartete, sie aber hatte, geleitet von einer unsichtbaren Hand, einen andern Ausgang gewählt. Der Nationalgardist reichte den Grafen von Paris dem unten in dem Volkshaufen angstvoll harrenden Kammerdiener.

Man führte jetzt Mutter und Kinder nach dem Hotel des Invalides, wo sie mehrere Stunden verweilten und wo der kleine, kranke Herzog von Chartres auch noch mit seinem Erzieher in einem Bodenkämmerchen des Portiers verborgen blieb, bis er zur Frau von Mornay gebracht werden konnte, der Tochter des Marschall Soult und Gemahlin des treuergebenen Freundes des

verstorbenen Herzogs. Morny war es auch, welcher immer in der Deputirtenkammer anwesend, damals die Schritte der Herzogin mit seinem Rath leitete. Bei einer dieser Berathungen soll der Graf von Paris ausgerufen haben: „Mama, Mama, laß uns Paris nicht verlassen.“ — — Die Herzogin habe einen Augenblick geschwankt, glaubend eine höhere Eingebung aus dem Munde des Kindes zu vernehmen, aber ihre treumeinenden Freunde zwangen sie fast, sich zu retten.

Von dem Hotel des Invalides hatte sie sich bald zur Frau von Montesquiou, ihrer ersten Dame, begeben, in deren Kutsche und mit deren sicherm Kutscher sie bei Nachtzeit, unter Herrn von Mornay's Schutz, mit dem Grafen von Paris nach einer kleinen Besitzung der Familie Montesquiou sich flüchtete, wo sie zwei Tage verweilte, bis der Herzog von Chartres ihr folgen konnte und Mornay die nöthigen Päße besorgt hatte auf seinen und der Seinigen Namen. Der treue Regnier, der als Kammerdiener angegeben war, saß auf dem Bock.

In der Nacht vom 26. auf den 27. Februar (Sonnabend zum Sonntag) traten die hohen Flüchtlinge ihre schwere, traurige Reise an. Ein strömender Regen hinderte ihr Erkennen in Versailles; in Amiens ruhte man in der nächsten Nacht, gieng dann am 28. mit der Eisenbahn über Lille weiter. In dem Waggon, welcher an jenen anstieß, den die Herzogin mit ihren Kindern und drei Personen ihres Gefolges einnahm, saßen die Abgesandten der Republik, welche diese in den nördlichen Departements ausrufen sollten. Ob diese die Fliehenden wirklich nicht erkannten oder nur nicht erkennen wollten, das bleibt ungewiß. Jenseits Lille sah man sich bald innerhalb der belgischen Grenze, im Lande des treu befreundeten Königes Leopold in Sicherheit. Wie wohl

that die Ruhe der Nacht in Verviers. Von hier schrieb die Herzogin an ihre theure Mutter Auguste; bat diese zu ihrem Trost zu ihr in das Exil zu kommen. In diesem Briefe hatte sie nach dem Namen der Orlean'schen Familiengruft als Gräfin von Dreux sich unterzeichnet. Sie hatte Ems zu ihrem vorläufigen Zufluchtsorte bestimmt, dahin kam sie am 1. März, und dahin eilte in möglichster Schnelle die Mutter aus Ludwigslust, in Begleitung ihres Hofmarschalls von Rantzau, demselben, der vor 9 Jahren Augenzeuge des glänzenden Einzuges der geliebten Prinzeß in Frankreich gewesen war. Der edle Mann, welcher die theure Fürstin seit ihrer frühesten Kindheit gekannt und geliebt hatte, wurde von dem jetzigen Wechsel ihres Schicksals so schmerzlich tief ergriffen, daß er schwer erkrankte, zur großen Sorge für die Herzogin, welche über der Gefahr des treuen Hausfreundes ihres eigenen Kummers vergaß.

Die Begleiterin der Frau Erbgroßherzogin: Fräulein Clara von Sinclair, beschreibt in einem Briefe das Zusammentreffen der Mutter und Tochter in Ems. Der Zug, welchen ich hier aus jenem Briefe mittheile, führt uns in lebendiger Weise in die damalige äußere wie innere Lage der hohen Verbannten ein.

„Ich sehe sie noch vor mir, blaß aber voller Kraft und Gottesvertrauen oben stehen an der Thür, als wir am 8. März in Ems ankamen. — Ich sah sie, wie sie die Mutter, die sie so sehnsüchtig erwartete, umschlang. — Wie stand sie da so hehr, so rührend. — Es ist mir immer, als blickte ich in ein Heiligthum, wenn ich mir diese stillen Wochen in Ems wieder vor die Seele rufe. — Es fehlte an allem, fast Nothwendigen; aber wie erhaben über alle diese Dinge und ihre Entbehrungen war die geliebte Prinzeß. Wie wollte sie alles noch mehr vereinfachen und auf

Alles was nicht unumgänglich nöthig war, verzichten. So bleibt mir unvergeßlich, wie sie eines Abends ganz heiter zu mir sagte: „Clara wir wollen uns heute etwas zu Gute thun, wir wollen Thee trinken.“ (Der Thee war nämlich aus der Hausordnung gestrichen.) Ich eilte Thee zu bestellen und die geliebte Herzogin in ihrer kindlichen liebevollen Weise freute sich förmlich darauf und wollte, daß Herr Regnier und die treue, deutsche Dienerin Sucrow mit trinken sollten. Sie schickte mich diese zu holen; aber mit ihrem Zartgefühl und Takt wollten sie nicht von der Güte der theuern Herrin Gebrauch machen. Da kam diese selbst und sie mußten ihr folgen. O das waren Stunden, die sich nicht mit Worten wiedergeben lassen, die man nur in tiefster Seele empfinden und bewahren kann.“ —

Auch damals war sie „nicht unglücklich“, diese Aeußerung ihrer hohen Mutter hat gewiß eine große Wahrheit. —

Auch nach andern Seiten hin bezeugte sich an ihr das liebevolle Gemüth, welches die fremde Noth und Sorgen nur desto lebendiger mitfühlt, wenn es von eigenen Kümmernissen gebeugt ist. So spricht sich in einem Briefe an mich aus Ems ihre Sorge aus für den jungen Deutschen aus München, den ich ihr nach S. 147 zu dem Dienst bei dem Prinzen Robert, dem Herzog von Chartres empfohlen hatte. Zugleich spiegelt sich in dem Inhalt des ganzen Briefes die damalige Stimmung ihres Gemüthes so deutlich ab, daß ich ihn schon deßhalb hier mittheile.

Ems, April 1848.

Theurer, verehrter Professor!

Ich habe seit den Tagen des Sturmes, den Gott über mein theures Frankreich geschickt, wohl gefühlt, daß Ihre Gedanken und Gebete mich begleiteten, auch dachte ich, es werde zu mir wohl einmal ein Wort Ihres treuen Ange-

denkens gelangen. Ich hoffe dies auch jetzt noch, denn an Ihrer Theilnahme werde ich nie zweifeln. Ist doch die meinige stets recht innig und treu — und habe ich mit mancher Besorgniß an die Bekümmernisse gedacht, die Sie in den letzten Zeiten gewiß empfunden haben werden*). — Diese Besorgnisse möge Gott stillen — wohl kann ich es hoffen, denn es scheint Ihrem König Max recht ernst am Herzen zu liegen, die große Aufgabe zu lösen, welche in so verhängnißvoller Zeit ihm anheimgefallen ist. Meine Gebete und Wünsche sind für ihn und seine treue Gemahlin.

Ich schreibe Ihnen heute, theurer Professor! in dem Anliegen des vortrefflichen Mannes, den Sie mir in glücklicheren Zeiten als Kammerdiener meines jüngsten Sohnes empfohlen hatten und der in dem Augenblicke der Revolution, als ich mein geliebtes Paris verlassen mußte, von mir getrennt wurde und einige Tage darauf in seine Heimath zurückgekehrt ist, da es mir leider unmöglich war ihn in der jetzigen Lage in dem Dienst zu erhalten, den er mit so großer Treue und so einsichtsvollem Eifer erfüllt hatte. Ich habe ihm versprechen lassen, ich würde Ihre Güte in Anspruch nehmen und Ihre Aufmerksamkeit auf ihn lenken, um ihm wo möglich eine andere Stelle aufzufinden. Wenn Sie in meinem Namen der theuren Gräfin Gravenreuth und vielleicht, wenn es Ihnen möglich der Königin Marie ein Wort darüber sagen, so ist vielleicht für den guten, vortrefflichen Prestele etwas zu hoffen. Während der

*) Die Herzogin deutet auf die damaligen Unruhen in München hin und auf die Thronbesteigung des Königes Maximilian II.

zwei Jahre, die er meinem Kind gewidmet, hat er sich mit außerordentlicher Treue, Einsicht und Tüchtigkeit benommen, und es ist mir ein wahrer Verlust, ihn nicht fernerhin bei demselben zu sehen. Es ist mir auch eine wahre Bekümmerniß, nicht fernerhin für sein Loos sorgen zu können. In dem unermeßlichen Unglück, welches unsere Familie betroffen, ist das eine der bittersten Empfindungen, so vielen treuen Dienern nicht mehr die alten Dienste lohnen zu können. — Es ist das Herbste nächst dem Gedanken an die Zukunft unserer Kinder! — Doch Gott, der so großes Leid über uns verhängt, wird auch helfen und weiter führen!

— — Wenn Sie mir eine Antwort geben können, so bitte ich Sie, dieselbe unter die Adresse meiner Mutter zu legen, welche in diesem Augenblick mit mir in Ems ist, wo wir in großer Stille leben, bis uns die Badegäste vertreiben werden. Wir wohnen im Hotel d'Angletere. Leben Sie wohl, theurer Professor. — Ihrem Andenken, Ihrem treuen Gebet empfehle ich Alles, was mir theuer —

Helene.

Die Republik schien sich zu befestigen, und vor der Hand keine Aussicht zur Rückkehr nach Frankreich zu seyn. Auch Ems hörte auf ein verborgenes Asyl zu seyn; es füllte sich mit Badegästen und zugleich mit lästigen Beobachtern. Da wählte sich die Herzogin von den verschiedenen Zufluchtsstätten, die ihr angeboten waren, wie Ludwigslust vom Großherzog von Mecklenburg, Würzburg vom König von Bayern, Eisenach aus, wo ihr der Großherzog, ihr Oheim, einen Theil des Schlosses einräumte. Dahin zog sie mit ihrer nächsten Umgebung, zu welcher schon in Ems Herr Courgeon, der Lehrer des Prinzen Robert, und

einige Diener gekommen waren. Nach Eisenach kamen jetzt auch jene Herren und Damen ihres früheren Hofes, um hier abwechslend Wochen ja Monate lang ihre Dienste, so wie vorher in den Tuillerien, in Neuilly und Eu zu thun. Namentlich die Marquise de Vins, Vorleserin der Frau Herzogin und Herr Boismilon, der Erzieher des Herzogs von Orleans und nun Rathgeber bei der Erziehung der Söhne desselben, verließen die Herzogin nie mehr bis zu ihrem Tode. So entstand ein förmliche französische Colonie in Eisenach, man behielt da ganz die französische Lebensweise bei; denn die Prinzen sollten durch Umgebung und Gewohnheiten immer Franzosen bleiben, weil die Herzogin selber ihren damaligen Zustand für einen bald vorübergehenden hielt. Während sie jedoch bei der Erziehung des Grafen von Paris den künftigen hohen Beruf desselben für Frankreich im Auge behielt, verkannte sie nicht die Vortheile, welche beiden Kindern das Exil in Eisenach gewährte. Dieses brachte sie dem gewöhnlichen Leben viel näher als ihre frühere Stellung an den Stufen des Thrones; sie traten in geselligen Verkehr mit Menschen der verschiedensten Klassen, lernten die Geschäfte, das Thun und Treiben der bürgerlichen Berufsarten kennen und nahmen Interesse daran. Die Herzogin hatte Herrn Regniers Frau und beide Söhne nach Eisenach kommen lassen, die letztern waren durch gleiches Alter und gleiche geistige Bildung eine sehr erwünschte Gesellschaft für die beiden Prinzen, deren Mutter auch hier, wie in verjüngter Kraft auflebte. Denn die gesunde, herrliche Gegend, das künstlerische Interesse, das die Erneuerung und innere malerische Verzierung der Wartburg erregte, die Nähe von Weimar, dem Wohnsitz ihrer Verwandten, die Geselligkeit, welche hinreichte, um sich nicht einsam zu fühlen und doch nicht so groß war, um angreifend zu werden, gaben Eisenach

einen eigenthümlichen Reiz. Auch fand sich, was der Herzogin von ganz besonderem Werth für ihre beiden Söhne war, eine katholische Kirche in der Stadt, an welcher ein sehr würdiger, wahrhaft gläubiger Priester stand.

Wer noch unlängst vorher, in Paris, die seltene Fürstin im Glanz ihres Königshauses, wie in ihrem Thun und Wirken gesehen, der mußte wohl mit der Menge, deren Augen auf sie gerichtet waren, die Bewunderung theilen, die ihrem hohen Geist gebührte. Nicht minder hoch, ja noch höher ward aber dieses Gefühl der Bewunderung, wenn er diesen Geist, entkleidet von jener äußern Herrlichkeit, hier in Eisenach, in der Frische seiner natürlichen Lebendigkeit sich bewegen sah. Der Edelfalke des Schach Beheram Gour, des großen Jägers, war wohl prächtig anzuschauen, wenn er im Schmuck der goldenen Ringe auf der silbergepanzerten Faust des Schach, dieser aber auf seinem edlen Rosse saß; mehr jedoch bewunderte das Auge der Jäger den herrlichen Vogel, wenn derselbe ohne seine goldene Krone, ohne seine Ringe und Schellen, frei, mit der Leichtigkeit des Windes in die Wolken stieg, oder in ruhiger schwebendem Fluge die Zinnen der Felsenwarte umkreiste.

---

20. Die Zeugnisse aus sicherster Quelle.

Diese sind wohl vor allen in den eigenhändigen Briefen der Herzogin zu finden, welche ich von ihr aus den verschiedenen Stationen ihrer Verbannung erhielt. Ich theile hier nachstehend vorläufig den ersten mit, den sie mir aus Eisenach schrieb.

Eisenach, 10. Juni 1848.

Aus dem durch die deutsche Synode recht stürmisch gewordenen Eisenach schreibe ich Ihnen, verehrter Professor, aus dem Asyl der heiligen Elisabeth und des treuen Luther, wo Ihr Brief mit dem freundlichen Winke mich erreicht hat. Wenn ich nicht früher dankte, so war es, weil meine Zeit mit unendlich vielem Schreiben besetzt ist, und ich im Grunde nicht gern das wunde Herz und den erregten Geist in der leichten Briefart gebe, und von der andern Seite es mir schwer wird, Ihnen gegenüber, von Nebensachen zu reden, während die großen Gedanken der Zeit uns beide so ausschließlich in Anspruch nehmen. Doch soll mich dieser Grund nicht länger in den Schein der Undankbarkeit stellen. Lassen Sie mich Ihnen sagen, wie sehr mich Ihr Wort rührt und wie lieb und wohlbekannt mir darin der freundliche Rath erschien, in den angegebenen Städten Bayerns ein Asyl zu suchen. Es war auch dies mein erster Ge-

danke; ich hatte an Würzburg, an Bamberg, an Nürnberg gedacht — doch erhielt ich, als ich noch schwankte, eine väterlich liebevolle Einladung meines Oncles hieher und nahm sie mit gerührtem Herzen an. Fürs Erste hab ich mein Zelt unter diesem Familienschutze aufgeschlagen und fühle mich hier so heimlich, als sich Verbannte fühlen können — auch finde ich das Land so schön, als es weinenden Augen erscheinen kann und finde die Liebe so wohlthuend, als es einem zerschlagenen, sich nach dem Vaterland sehnenden Herzen wohlthun kann. Die Nähe meiner theuern Mutter ist mir ein Trost, ein Vorbild finde ich in ihrem frommen, edlen Sinn; in der frohen, frischen Lebensfreude meiner Kinder finde ich eine Bürgschaft der Zukunft; also sollte ich das Weh im Herzen stillen; doch das kann nur Gott — und von Ihm erwarte ich es auch und will mich in blindem Glauben Ihm übergeben. Wissen wir denn, was uns der nächste Tag bringt? warum sollen wir uns denn quälen?

Sagen Sie meiner Cousine Marie wie mich die glückliche Geburt ihres Kindleins erfreut und empfehlen Sie ihr immer angelegentlich meinen treuen Prestele an. — Sein Unterkommen wäre für mich ein großer Stein vom Herzen: er verdient es. Zwar fühle ich wohl, daß es schwer ist, darum will ich auch nicht zudringlich seyn.

Grüßen Sie den braven Bourgoing, wenn Sie ihn sehen sollten und seine Frau. Ich erinnere mich noch mit Wehmuth ihres Besuches in Eu! Gott, welche Kluft liegt zwischen damals und jetzt.

Gott schütze Sie und gebe Ihnen und Ihrer theuern

Hausfrau noch schönere, süßere Tage als die jetzigen! Ihrer treuen Fürbitte empfehle ich meine Kinder und mich. Mit alter Anhänglichkeit

Helene.

Zu gleicher Zeit mit dem vorstehenden erhielt ich einen Brief von einer hohen Augenzeugin des Familienlebens in Eisenach. Diese beschreibt in lebendigen Zügen die beiden Prinzen: den 10jährigen Grafen von Paris, hoch und schlank von Wuchs, in seinen Bewegungen graziös, in seiner Haltung gesetzt, in seinen Aeußerungen sinnig, von besonnenem Urtheil, leichter Fassungskraft. „Sein Lehrer (Regnier), dem er mit voller, kindlicher Liebe zugethan ist, besitzt alle die Gaben, welche die günstigste Entwicklung des Prinzen befördern können; er klettert mit seinem Zögling auf den Bergen herum, läßt diesen Blumen pflücken und trocknen, welche dann nach Paris gesendet und dort von Herrn Germain, welcher dem Prinzen Botanik lehrte, mit Namen versehen werden. Ein Menschenkenner, welcher dem Grafen von Paris in seine dunkelblauen Augen und das wohlgebildete Angesicht blickte, in welchem die Züge von Gutmüthigkeit mit denen des Ernstes und Verstandes gepaart sind, würde in diesem Kinde eine mehr denn gewöhnliche Erscheinung anerkennen.“

„Der 8jährige Robert, der sich gern noch Robertchen nennen läßt, ist auch für sein Alter ziemlich groß, allzeit in so munterer Bewegung, daß mir eine solche Lebendigkeit noch gar nicht vorgekommen ist. Am Willen wie an Verstand entwickelt er sich in erfreulicher Weise. Seine Stimme ist von durchdringender Kraft, die klugen, blauen Augen beherrschen die feinen Züge, welche in verjüngtem, zartem Maaßstabe an die Züge der Großmutter Königin erinnern.“

Die Liebe beider Kinder zu ihrer Mutter ist rührend und wohlthuend. Was könnte ihr sonst das Leben erträglich machen. —

— An die beiden vorstehenden Briefe der Herzogin von Orleans aus Ems und Eisenach schließt sich seinem Inhalte nach der hier nachstehende Brief an, aus dem ich mehrere Stellen mittheilen will.

Eisenach, 6. März 1849.

Schon lange wollte ich Ihnen danken, verehrter Professor, für den so theuer werthen Brief, welchen ich im November v. J. von Ihnen erhalten, und der eine Einlage für meinen ältesten Sohn enthielt, die ihn sehr gerührt und erfreut hat — welche auch ein Büchlein begleitete, das wir gerade jetzt, in den deutschen Stunden, die ich ihm gebe, mit großem Eifer studiren. Es liegt aber auf meinen Schultern eine solche Correspondenzlast, daß es mir unmöglich ist, stets jeder Pflicht der Art nachzukommen, und so kam es, daß ich einen zweiten Brief von Ihnen erhielt, welchen ich ebenfalls später beantwortete, als ich es gewollt. — — —

(Hierauf spricht sich abermals die Sorge für das Unterkommen des oben erwähnten treuen Dieners ihres jüngsten Sohnes aus und zugleich die dankbare Anerkennung dessen, was bereits durch die huldvolle Verwendung der Königin Marie für denselben geschehen sey.)

Der Brief, welchen Sie so gütig waren, meinem kleinen Paris zu schreiben, hat ihn sehr interessirt und erfreut. Seit seiner zartesten Kindheit kennt er Sie, wie man eine goldene Kindersage kennt — das Stäbchen vom feurigen Busch, die Rose von Saron, der Bull Bull, der leider

bald verschieden, endlich Ihre Naturgeschichte und so manche Erzählungen, welche ich ihm von Ihnen mitgetheilt, haben Sie mit seiner Kinderseele in Verwandtschaft gebracht. — Ein Brief nun von dem unsichtbaren Freund war ihm wie ein Wunder aus der Feenwelt, — die vielen herrlichen Schriften, die Sie ihm empfehlen, werden allmählig seine Freude ausmachen. Schon liebt er seinen Plutarch sehr und kennt ihn fast wie seinen Katechismus; am Beispiel der großen Männer kann er allein sich jetzt emporrichten! In dieser Zeit, wo die Menschheit so tief gesunken, muß man wohl in die Vergangenheit blicken, um nicht den Glauben an die Menschen zu verlieren. Möge er beßre Tage erleben, wenn die Stürme ausgetobt haben, die uns jetzt umgeben. Meine Mutter, neben welcher ich in diesem Augenblick schreibe, grüßt Sie aufs Herzlichste. Wie oft reden wir von Ihnen mit einander und wünschten wohl einmal einen Besuch des Pilgers in der thüringischen Einsiedelei.

Viele Grüße der lieben Hausfrau. Wenn Sie noch mit der Familie B**** in Berührung stehen, so lassen Sie ihr meine besten Grüße zukommen. Gott befohlen. Auf Ihre alten Gesinnungen rechnend unveränderlich die alte bekannte

Helene.

Allerdings lassen uns schon die vorstehenden Briefe einen erfreulichen Blick in das äußere wie innere Leben der Herzogin zu Eisenach thun. Doch gab und giebt es Zeugen, welche dem Haushalt in der friedlichen Zufluchtsstätte der hohen Verbannten noch ungleich näher standen. So weit es ihr möglich war, suchte

die Herzogin in ihre neue Wohnung den Geist und die Hausordnung der Friedensburg in Ludwigslust einzuführen. Wenn sie mit sich oder mit den Nächst-Ihrigen allein war, da konnte man öfters die Gespräche und wohl auch die Lieder hören, an denen sich der gesellige Kreis in der Friedensburg erfreut hatte. Ein Lied besonders ist in dieser einheimisch gewesen, zu dem man den Text in einem lieben, köstlichen Buche, in J. M. Sailer's Fenebergs Leben fand. Das Lied hatte nicht allein einen tiefen Eindruck hinterlassen, sondern das Verlangen geweckt, es laut zu singen. Man erfand sich deßhalb eine Melodie dazu, nach welcher es auf dem Clavier gespielt und von dem Chor in der Friedensburg gern und oft gesungen wurde. Man kann wohl sagen daß kaum einer andern Sängerin in diesem kleinen Chor die Worte des Liedes so zu Herzen gingen und beim Gesang so tief, so wahr aus dem Herzen kamen, als der Prinzeß Helene. Schon daheim, als Jungfrau, wie in mancher ernsten Stunde in Paris, noch mehr in der Filial-Friedensburg zu Eisenach sang sie es gern, denn sie hatte jetzt die volle treue Wahrheit des guten Feneberg-Liedes in kräftig beruhigender Weise an ihrem Herzen erfahren. Andere Seelen aber, welche die rechte, wahre Liebe und den Zuchtmeister der Liebe, den Schmerz kennen, werden mit gleichem Wohlgefallen die treue Wahrheit des Liedes aus dem bayerischen Hochland erkennen. Es ist weniger bekannt, als es zu seyn verdient; ich setze es deßhalb hieher:

Kreuz und Liebe.

Liebe und ein Kreuz dazu,
Schafft dem Christenherzen Ruh.
Ohne Schmerz täuscht Liebe sehr;
Kreuz ist ohne Liebe schwer.

Kreuz bei Liebe zeigt, wohin
Gehen soll des Christen Sinn:
Dringt dahin, daß er nichts mein'
In der Lieb', als Gott allein.

Ist die Liebe nur allein
Ohne Kreuz und ohne Pein,
Dann verrückt sie den Verstand,
Und wird Wahnsinn oder Tand.

Liebe ohne Kreuz wird blind
Und verführt wohl gar zur Sünd',
Aber Kreuz treibt stets zu seh'n,
Ob wir auch noch sicher steh'n.

Ist das Kreuz so ganz allein,
Fühlt der Leidende nur Pein;
Kommt nicht Liebe in sein Herz,
O, so brennt zu sehr der Schmerz.

Jede Last ist ihm zu schwer,
Jedes Joch drückt ihn zu sehr;
Er fühlt keine Kraft in sich,
Und versinket jämmerlich.

Aber Liebe gibt ihm Kraft,
Frohen Sinn wie Muth, und schafft,
Daß er leidend Wunder thut,
Und am Kreuze liebend ruht.

O, so gieb mir, lieber Herr!
Ich verlange sonst nichts mehr —
Liebe und ein Kreuz dazu,
Und so meinem Herzen Ruh.

Nun, die Bitte, welche der letzte Vers des schönen Liedes ausspricht, ist, so meine ich, an der Herzogin Helene von Orleans so reichlich und vollständig in Erfüllung gegangen, als wohl an wenig andern Menschen. Darum ist ihr jenes Lied wie zu einer Art von Loosungswort in ihrem Leben geworden, eben so wie ein anderes vom seligen Bischof Spangenberg, das sie wie ein Schild oder Amulet an ihrem Herzen trug, wenn der oftmals sehr schlüpfrige Weg der Weltklugheit ihr mit Gefahren drohte, auf den sie durch ihre politische und kirchliche Stellung geführt wurde. Das Lied heißt: „Heil'ge Einfalt, Gnadenwunder" und ist, eben so wie das vorhergehende von Feneberg in Knapps reichem Liederschatz aufgenommen. Es wurde in der alten (wie in der neuen) Friedensburg oft zum Abendsegen wenigstens noch gelesen.

So schloß man dann auch in Eisenach nach vollendetem Werk des Tages seine Augen in Fried und Ruh und that sie beim Erwachen am andern Tage in derselben friedlichen Stimmung dem Morgenlichte wieder auf.

21. Tröstungen und neue Schmerzen.

Ehrend und erfreuend zugleich mußte der Herzogin von Orleans ein Beweis der allgemeinen Richtung seyn, den ihr das Volk von Paris selbst in den Tagen des Tollrausches der Februar-Revolution gegeben hatte. In die meisten Abtheilungen der Tuilerien, sogar in einige der Räume, darin die Dienerschaft der Herzogin sich aufhielt, waren (nach Seite 194) die Plünderer eingedrungen; die eigentliche Wohnung aber der Herzogin: die Gemächer im Pavillon Marsan hatte man nicht nur verschont, sondern als Zeichen der Hochachtung Kränze an die Thüren gehangen, Ihre Kammerfrau konnte später dahin ziehen und mit Hülfe treuer Freunde den ganzen unverletzt gebliebenen Inhalt der Zimmer und ihrer verschließbaren Behältnisse ausräumen. Was hiezu geeignet war, das sendete man nach Eisenach, für andere, schwerer fortzuschaffende Gegenstände wurde ein Zimmer in der Stadt gemiethet, darin man sie unterbrachte. So verlor die hohe Eigenthümerin nichts von ihren Sachen, und bald sah sie sich in Eisenach wieder von all den Portraiten, Bildern und andern Gegenständen umgeben, welche ihr als Erinnerungen an ihre glücklicheren Tage von höchstem Werthe waren. Auch ihr Witthum, was man ihr freilich nach wohlverbürgtem französischen Rechte nicht nehmen konnte, erhielt sie später auf einmal richtig ausgezahlt.

Am Jahrestag der Revolution, den 24. Februar 1849, besuchte sie der Marquis von Mornay, und dergleichen liebe Besuche erhielt sie damals fortwährend aus Frankreich. Solche für ihr in Hoffnung lebendes Gemüth erfreuliche Scenen des Wiedersehens regten jedoch zugleich den zarten, von so vielen Stürmen erschütterten Körper der Fürstin so mächtig an, daß derselbe in einem beständigen fieberhaften Zustand sich verzehrte. Dennoch, so sehr ein Einfluß der Winterkälte zu fürchten war, konnte sie ohne Nachtheil den Vergnügungen des Schlittschuhlaufens als Zuschauerin beiwohnen, dem sich ihre Söhne auf dem Eise eines Teiches am Fuße der Wartburg hingaben.

Wie sie ihr theilnehmendes Mutterherz selbst bei solchen Uebungen der Glieder zu den beiden Kindern hinzog, so noch vielmehr zu jenen höheren Beschäftigungen und Uebungen derselben, durch welche das geistige Leben geweckt und bekräftigt wird. So sehr ihr leidender Körper einer längeren Ruhe am Morgen bedürftig war, versäumte sie es dennoch nie, die Söhne zu einer Andachtsstunde zu sich zu rufen. Aus der Gemeinschaft des Gebetes giengen Gespräche hervor, in deren Worte der glaubensfreudige Geist der Mutter eine solche eindringende Kraft legte daß ihr Segen an den jungen Herzen der Kinder ein unvergänglicher bleiben wird. Die Verschiedenheit der Confessionen der Mutter und ihrer Kinder trat hierbei niemals in störender Weise hervor; sie selber war bei dem Religionsunterricht, den der würdige katholische Geistliche den Kindern gab, eine theilnehmende Zuhörerin und ward hiebei dem Lehrer in ihrer lutherischen Festigkeit durchdrungen und erleuchtet von christlicher Milde, so verehrungswürdig, daß unter den zahlreichen Nachrufen, zu denen ihr plötzliches Ende den Männern vom geistlichen Stande Veranlassung

gab, kaum einer gefunden wird, welcher tiefer eingehend und anerkennender war, als der jenes katholischen Priesters.

Schon im Sommer 1849 hatte sie alle ihre Mecklenburgischen Verwandten in Leipzig gesehen; im März 1850 kam sie nach Schwerin und Ludwigsluft, um dort alle ihr nahe stehenden Lieben zu begrüßen. Es war als wären es Gedanken des Abschiedes von ihren Verwandten, sowie von dem deutschen Vaterlande, welche die heimathlose, ihrem Vaterland schon zweimal entfremdete Fürstin begleiteten auf ihrer damaligen Rundreise durch einige ihrer Lieblingsgegenden von Deutschland. Denn nachdem sie über Meiningen, mit freundlichen Erinnerungen an die dort bei der herzoglichen Familie verlebten Stunden, in Coburg die theure Schwester Clementine besucht und im Kreise ihrer Familie Freuden des Wiedersehens genossen hatte, folgte sie gern der Einladung der hohen, geschwisterlichen Gastfreunde, mit ihnen einen Besuch in ihrem alten lieben Nürnberg zu machen. Im April 1850 sah sie dann mit ihren Kindern die Stadt, welche ihr selber schon in den Jahren ihrer Kindheit so lieb geworden war, führte sie in die Kirchen, zu den schönen Brunnen, zu Albrecht Dürers Haus und selbst in die Fabriken der bleiernen Soldaten, reiste dann über Würzburg, wo sie erfreut ward durch die persönliche Bekanntschaft des Neffen ihrer mütterlichen Freundin, der Generalin von Both, des Hauptmann von der Tann; sah mit besonderem Interesse das Museum in Frankfurt am Main und fuhr auf dem Dampfschiff den schönen Rhein hinab zur Einschiffung nach England.

Dorthin zog sie eine hohe, geheiligte Mutterpflicht, weil damals eben ihr Sohn, der Graf von Paris, im Kreise seiner ganzen Familie die Weihe des ersten Abendmahles empfangen

sollte. Eine Kapelle in Kingstreet Portmanssquare gelegen, war zu der Feier bestimmt. In dieser Kapelle hatte Ludwig Philipp einst als verbannter Prinz seine Andacht gehalten, damals in jugendlicher Kraft und voller Hoffnungen des Erdenlebens, jetzt wankte er gebeugt von der Last der Jahre und ihrer Mühen, gestützt von dem General Dumas, herein. Ihm folgte die Königin mit festem Schritt und klarem Blick. Denn diesen hatte der Verlust des äußern Glanzes, an welchen er nie gehangen, nicht trüben können: ein Gott geheiligtes Gemüth schaut nicht zurück auf die rauchenden Trümmer des Erdenglückes sondern nur vorwärts nach der sichern Bergungsstätte der Seele. Hierauf folgte die Herzogin von Orleans mit ihren Kindern und der übrigen Familie. Die ganze Kapelle war gefüllt von Freunden derselben; 28. Altersgenossen des Grafen von Paris nahmen die erste Bank bei dem Altar ein; man überreichte dem Prinzen ein kostbares Gebetbuch, das auf dem Altar lag.

Der Abbè Guel war schon vor zwei Monaten von Paris gekommen, um dem Prinzen den letzten Religionsunterricht zu ertheilen. Er hielt sich diesem auch zunächst, während der Bischof Cardinal Wisemann aus London die heilige Handlung verrichtete. Welches Auge konnte, so berichtet ein Augenzeuge, trocken bleiben wenn es die Mutter betrachtete, deren tränenschwerer Blick auf dem Sohne ruhte, als wolle sie ihn einhüllen in diesen Blick der Liebe, während er so unschuldig, demüthig und andächtig dakniete. Auch unter den Tönen der Orgel konnte man die Laute des Schluchzens der Anwesenden vernehmen. Selbst seine Amme war zu diesem Ehrentag des Prinzen aus Frankreich gekommen.

Mehrere Personen, welche die königliche Familie seit den Tagen des Glückes noch niemals wieder vereinigt gesehen hatten

fanden, daß die Herzogin von Orleans von allen Mitgliedern am wenigsten verändert und gebeugt erschien. Sie hatte zu diesem Ehrentag ihres Sohnes selbst in der Kleidung sich so geschmückt, wie in den Tagen ihres Glückes; der Ausdruck ihres Angesichtes war sanft, gütig und geistvoll zugleich. Dennoch schrieb sie, im Gefühl ihres damaligen Wohlbefindens, an eine Freundin:

> Man fühlt sich oft noch so jung, so theilnehmend, so frisch, daß man es gar nicht glaubt, daß die Zehner schon so weit hinter uns liegen. Doch arbeitet Gott und die Zeit recht tüchtig an uns, und wir könnten wohl mürbe seyn. Ach wie ist doch das Leben ein so eigenes Ding und wie ist das Herz ein noch viel eigneres Ding! Es muß der liebe Gott recht, recht viel Geduld mit uns haben.

Ich nannte vorhin das Gefühl, mit welchem die Herzogin im Jahre 1850 ihre Verwandten und Freunde in Deutschland noch einmal begrüßte, einige ihrer Lieblingsorte besuchte, und den Rhein hinabfuhr, ein Gefühl des Abschiednehmens. So spricht sich dasselbe in einigen Stellen ihrer Briefe aus, und der Ausgang ihrer diesmaligen Reise nach England sollte wirklich ein Abschiedsbesuch der ernstesten Art sein.

Die zunehmende leibliche Schwäche des Königs Louis Philipp konnte zwar keinem Auge verborgen bleiben, das ihn, namentlich seit seinem letzten Aufenthalt in England nur etwa monatlich einmal sahe. Die Seinen jedoch, welche ihn täglich sahen, bemerkten dieses nicht so. Das Entweichen einer anderen Kraft, als die leibliche war: die Kraft jenes Selbstvertrauens, das ihn 18 Jahre lang unter allen Gefahren und Wechseln seiner Regierung nie verlassen, war nicht so allmählich, sondern plötzlich über ihn gekommen, als er am 24. Februar 1848 so schnell von dem Feld der

Kämpfe entfloh, das für ihn noch keineswegs als ein unwiederbringlich verlorenes erschien. Nachdem er die langentbehrte erste Nachtruhe, am Tage seiner Flucht, bei den Grabstätten seiner Väter: in Dreux gefunden und noch einige Tage in der Normandie sich verborgen gehalten, fuhr er am 3. März ruhig in das Land, das ihm schon mehrmale Schutz und gastfreundliche Aufnahme gewährt hatte: nach England hinüber. Hier wohnte er zuerst zu Claremont, einer Besitzung seines Schwiegersohnes, des edlen Königs der Belgier, dann in Richmond. Wer ihn hier sah, mußte die Ruhe und Würde mit Achtung erkennen, mit welcher dieser Mann den Wechsel seiner Schicksale ertrug. Den Freunden allen, am meisten seiner Familie erwies er sich fortwährend als theilnehmend liebender Vater. Er schied in stiller muthiger Ergebung aus den vielbewegten Leben; nicht mit königlichem Prunk, aber mit theilnehmender Erfurcht einer zahlreichen, in der Welt hochstehenden Menge ward sein Leichnam in der kleinen Kapelle zu Weybridge bestattet.

Nicht minder schmerzlich, und vielleicht noch unerwarteter ward in demselben Jahr 1850 die Herzogin von Orleans von dem Tod ihrer theueren schwesterlichen Freundin, der Königin Louise von Belgien ergriffen.

„Dieses Jahr“ so schrieb sie, „hat mich in einer Weise verarmt, daß ich mich oft mit Gewalt aus den drückenden herzzerreißenden Gedanken erheben muß, um mir noch einige Geistesfrische zu erhalten. Doch genug von mir und meinem Leid. Giebt mir nicht die Königin ein so musterhaftes Beispiel der Seelenstärke und himmlischer Ergebung? und sollte ich nicht muthiger mein Kreuz auf mich nehmen?“

Die Herzogin blieb während des Winters bei der trauernden

Familie in England. Die mütterliche Frau Erbgroßherzogin Auguste schrieb von ihr im Januar 1851: „Helene hat Freude an der deutschen lutherischen Kirche in London, wo ein sie ansprechender Prediger abwechselnd mit dem 84 jährigen Steinkopf den Gottesdienst hält“. — Und im Februar desselben Jahres theilt sie mir mit: „Von Helene sind gute (Gesundheits-) Nachrichten eingelaufen. Ich glaube fast der Herr hält sie verborgen und geborgen an ihrem jetzigen stillen Ort, wo die Kinder gedeihen. Wie wohlthuend über Alles ist das Gefühl des Geborgenseyns. Wer auf dem Krater jenes Vulkanes steht, der ist nicht zu beneiden. Doch giebt es ein noch wünschenswertheres Verborgenseyn im Herrn allein.“

Bald aber häuften sich die neuen Ereignisse des Jahres 1851 in Frankreich zu so mächtigen Wolken an, daß sie den heitern Himmel der Herzogin öfters trübten.

„Die Ruhe“ so schrieb sie, „die ich so gern in einer stillen Zurückgezogenheit, in vollkommener Vergessenheit der Außenwelt — der häßlichen Politik finden möchte, ich kann sie nicht erringen, weil die Wirren unseres armen Landes, die Hoffnungen der Einen, die Thorheiten der Anderen, die Lauheit der Mehrzahl mich nach innen zu sehr in Anspruch nehmen und das Getreibe jenes thörichten Kampfplatzes meinen Gedanken gar keinen Frieden bringt. Ich beschäftige mich sehr viel, mache Musik, laufe viel im Freien herum, bin viel mit den Meinen, aber mein Herz will nicht ruhig werden. — — Gott allein kann den Frieden wieder schenken, und ich habe die Zuversicht Er wird es thun.“

Wie gut sie den Quell dieses innern, bleibenden Friedens kannte und ihn zu finden wußte das bezeugen die nachstehenden Stellen eines andern Briefes:

„Ich liebe kein Gefühl so sehr als das des Dankes gegen Gott. Zieht uns nicht dieses Ausströmen unsers Innern so mächtig zu Ihm, ist es nicht oft ein stärkerer Magnet noch als der Schmerz? und giebt es einen größern Schmerz als den der Unfähigkeit mitten in der Fülle des Glückes recht danken zu können? giebt es eine größere Dürre des Herzens, als die des Undankbaren? Nein, ich ströme gern mein Herz in Dank aus, gegen Ihn, dem ich Alles schuldig bin, gegen die Lieben, die mir so viele Freude bereiten; ja ich sollte es wohl auch gegen meine Feinde, weil sie mir die wahre Kehrseite des Lebens zeigen, und mein Herz treiben, sich mehr und mehr auf Gott zu stützen. Darum begreife ich jetzt den doppelten Sinn des Wortes; „segnet die Euch fluchen“. Doch ich würde heucheln, wenn ich sagte, ich habe es schon so weit gebracht ihnen dankbar zu seyn. Ich erkenne es nur, daß auch *sie* einen Dank verdienen und daß ich durch die Bitte: vergieb ihnen Vater, denn sie wissen nicht was sie thun, feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln *müßte*. So bin ich von meinen besten Freunden zu meinen bittersten Verfolgern gerathen.“

22. Ein Vorschmack von dem Schrecken des Todes.

Eine Gesinnung, eine Stimmung des Herzens wie die ist, welche sich in den vorstehenden Worten eines Briefes der Herzogin aussprach, kann auch vor den Schrecken und dem Gericht des Todes in getrostem Muthe dastehen. Ihr war es bestimmt, schon vor dem Absterben des Leibes mit Seele und Geist in ein Gericht vor Gottes Angesicht zu treten, das uns nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur im Tode erwartet. Man darf wohl sagen sie hat in der Stunde, von welcher wir hier reden wollen, alle Furcht vor dem dunklen Thal bestanden, durch welches der Sterbende in die jenseitige Welt tritt, und ist an der Hand ihres Führers hindurchgedrungen an das trostreiche Licht der Ewigkeit. Darum durfte ihr letztes Abscheiden von der Welt ein so leichtes und schnelles seyn, daß sie in der That den nahenden Tod nicht sah, noch seine Bitterkeit schmeckte, denn sie hatte dieses schon gethan und in einem Kampfe des Glaubens mit Ihm, den sie mitten im Dunkel der Nacht festhielt, die Erfüllung des Gebetes erfahren „ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“

Am Ende des Jahres 1852 und am Anfang des darauffolgenden Jahres hatten sich zu dem Leide der trauernden Familie viele Ereignisse gesellt, welche das Gemüth der Herzogin in Bewegung setzten. Louis Napoleon hatte am 2. Dezember 1852 durch

einen Staatsstreich seine Herrschaft in Frankreich zum Kaiserreich erhoben, dann am 22. Januar 1853 die Güter der Orleanischen Familie confiscirt und hiedurch das Urtheil der Verbannung derselben noch verschärft. Nicht der äußere Verlust an Gut und Geld, denn dieser berührte sie wenig oder nicht, sondern ein anderes Leid beugte sie, welches wie ein gewaltiger Riß zwischen sie und die Zukunft ihres Lebens trat. „Man darf sich“, so schrieb darüber eine theuere mütterliche Hand, „nicht wundern, Sie ist an das Land, das sie von sich stieß, wie durch einen Zauber gefesselt. Aber der Herr wird sie von diesem Zauber lösen. Er fängt schon damit an“.

Schon vorher war auch die leibliche Kraft der Herzogin auf's Tiefste erschüttert worden. — Die Aerzte hatten ihr eine Reise in die Schweiz verordnet. Dieselbe theuere Hand, aus welcher die vorstehenden Worte kamen, schrieb mir am 8. August 1852:

> „Helene ist nun in St. Gervais auf einer der Höhen am Fuße des Montblanc, um im Genuß der dortigen heilsamen Luft ihre Nerven neu zu beleben. Im Ganzen ist man über ihren Gesundheitszustand nicht besorgt. Die Kinder, welche sehr herangewachsen seyn sollen, klettern fröhlich neben den Ziegenheerden auf den Bergen umher, haben Freude an der Natur und ihren Studien. Gott gebe zu Allem seinen Segen“.

Selbst dieser unschuldige Genuß wurde, so oft man von den einsamen Spaziergängen auf das Gebirge an den Aufenthaltsort zurückkehrte durch die zudringliche Nähe jener Personen getrübt, welche gleich Spionen die Herzogin und ihre ganze Umgebung beobachteten. Aber der Muth der seltenen Frau sollte noch durch andere Gefahren des Lebens geprüft werden als jene sind, welche

die Menschenhand uns herbeiführen kann; sie sollte dem nahen Tod ins Angesicht schauen und dennoch durch Gottes starke Hand gerettet werden. Ich meine hiemit jenen damals in den öffentlichen Blättern besprochenen Unfall, der ihr auf dem Wege zwischen Genf und Lausanne widerfuhr, als der verschlossene Wagen, darin sie mit ihren Kindern saß, durch einen gewaltigen Umsturz ins Wasser geworfen ward und sie nicht den Schmerz von ihrem zerbrochenen Schlüsselbein, nicht mehr die Furcht vor dem eigenen sicher scheinenden Tode, sondern nur die entsetzliche Angst um die Rettung ihrer Kinder fühlte. Ich lasse sie selber von diesem Ereigniß reden, in einem Briefe, den sie mir nach ihrer Rückkehr aus England schrieb. Ich theile nachstehend seinen ganzen Inhalt mit, weil auch sein Anfang ein Zeugniß von der ruhigen innern Stimmung der Seele gibt.

Kittley Devonshire, 15. Januar 1853.

Mit wahrer Rührung habe ich die Schriftzüge Ihrer Hand erkannt und das Buch geöffnet, welches Sie mir im Andenken der vergangenen Jahre gesandt haben. Glauben Sie nicht, daß ich nach Empfang desselben gezögert hätte, Ihnen meinen Dank zu sagen — doch die Reise dieses lieben Büchleins nach England war etwas schwierig und langsam, so daß ich erst seit wenig Tagen im Besitz desselben bin. Schon habe ich mehrere der schönen Erzählungen meinen Kindern vorgelesen, und sie haben ihre Freude daran gehabt, daß der Uebersender des Bull Bull und des Mosesstabes aus der Wüste sie nicht vergessen. So bringe ich Ihnen denn den vereinten Dank der Mutter und der Kinder.

Sie haben die Gabe alle edelsten Saiten meiner Seele

auf eine wunderbare Weise zu bewegen, und so war mir auch Ihr theurer Brief nicht allein eine Stimme aus der Vorzeit, wo die Träume noch golden waren und die Hoffnungen voll Kraft, sondern auch aus der ewigen Zukunft, wo die Träume zur Wahrheit werden und die Hoffnungen, welche hier abgestorben, von Neuem erblühen. Daher nochmals Dank, den innigsten Dank für die Worte Ihres Briefes und für die liebevolle, so warme Theilnahme, die er mir beweist.

Schmerzlich ist es mir, daß ich während meiner öftern Reisezüge durch Deutschland nie die Freude genossen habe Ihre Hand wieder zu drücken und die Stimme zu hören, welche meiner Kindheit so schöne Sagen und Mährchen zu erzählen wußte, und welche später die ernstesten Wahrheiten meinem Geiste lieblich zu machen wußte, wenn auch nur durch Vermittlung der Schrift. Doch daß wir der sichtbaren Vereinigung nicht bedürfen, um in Verbindung des Gemüthes zu bleiben, ist ja gewiß, und so konnte es auch geschehen, daß ich Sie theurer Professor (verzeihen Sie mir noch den alten Namen) seit meinem vierten Jahre nicht gesehen und doch stets mit inniger Verehrung an Ihnen hänge.

Wohl haben Sie recht, es sind stürmische Zeiten über uns eingebrochen und ich habe in den letzten zehn Jahren die Bitterkeit des Lebens gründlich erfahren. — Es war wohl die kurze Zeit meines Glückes zu schön, zu unvergleichlich, und ich mußte sie büßen. Doch auch, und besonders in diesen schweren Prüfungen habe ich Gottes Gnade und Langmuth recht fühlbar empfunden, und als

neuerdings sein schützender Arm meine Kinder in der Gefahr behütete und mich vom Tode rettete, dem ich mit klarem Bewußtseyn in's Angesicht schaute, ohne mehr an Hülfe glauben zu können, da habe ich die Macht seines Armes und seiner Güte recht augenscheinlich erfahren und es gelernt, das Leben, welches ich so oft bitter und schwer gefunden, als ein Geschenk seiner Liebe zu erkennen und seinen ganzen Werth zu empfinden. Möge es Ihm zur Ehre und meinen theuern Kindern zum Heile dienen.

Wenn Sie mir von Zeit zu Zeit Kunde von Ihnen geben wollten, so würden Sie mich sehr beglücken. — Grüßen Sie die theuere Königin Marie herzlich und glauben Sie an die treue Anhänglichkeit Ihrer alten Schülerin

Helene.

Bei der treuen Hausfrau wünsche ich sehr, nicht in Vergessenheit zu gerathen.

Ich hatte meinem Freunde Schelling in Berlin die Geschichte dieser Lebensrettung der Herzogin von Orleans mitgetheilt. Ich wußte es, wie innig er diese seltene Frau, deren persönliche Bekanntschaft er in Eisenach gemacht hatte, verehrte und liebte, und welchen warmen Antheil er an ihren Schicksalen nahm. Er schrieb mir hierauf am 8. März 1853 (es war der vorletzte Brief, den ich aus seiner theuern Hand erhielt) ein prophetisches Wort, das mit seiner segnenden Kraft an den Kindern „der schwergeprüftesten Frau unserer Zeit“ (so nennt er die Herzogin) in reiche Erfüllung gehen möge.

---

23. Der weitere Verlauf der Pilgerschaft.

Erst nach einigen Wochen, welche die Herzogin in Lausanne während der Heilung ihrer schweren Verletzung zubrachte, konnte sie ihre Rückreise nach England antreten. Sie fühlte sich zwar durch manches äußere wie innere Leid gebeugt, doch schrieb sie der Freundin:

Möge nur Gottes Wille an mir in Erfüllung gehen: zu seiner Verherrlichung und meinem Heile; der Herr möge dies ausführen und durch die dunklen Wege, welche Er mich führt, meine Seele läutern und tüchtig machen, meine Mutterpflichten treu zu erfüllen.

„Meine Kinder“, so schrieb sie ein anderes Mal, „blühen indessen auf, leben glücklich ihren Jugendtraum und werden stark an Herz und Körper. Ich hoffe sie bald nach Deutschland bringen zu können, wohin ich mich unendlich sehne. Ruhe, Ruhe, Abgesondertheit von aller Politik ist mir so nöthig wie die freie Luft.

Sie floh vor dieser sie aufregenden Politik, von welcher sie in dem Kreise, darin sie lebte, nicht loskommen konnte, auf einige Wochen in die schottischen Hochlande, und ihr für Naturschönheit so geöffneter Sinn fand eine große Erfrischung in der großartigen Umgebung. Sie griff sogar wieder zum Pinsel und zur Pallete,

die sie so lange hatte ruhen lassen, und führte, wetteifernd mit ihrer talentvollen Lectrice Frau de Vins, manche hübsche Landschaften nach der Natur aus.

Sie kam endlich nach ihrem ersehnten Deutschland. Aber auch hier fand sie Trauer. Ihre theure Schwester, die Herzogin von Altenburg, war, wie sie, Wittwe geworden, und der Tod dieses Schwagers beugte die so vielfach der Trennung durch Gräber gewohnte Herzogin Helene ungewöhnlich tief. Denn der Herzog Georg war ihr, wie Allen, die ihn näher kannten, durch sein treues Gemüth und sein ernstes Trachten nach Dem, das allein von unvergänglichem Werthe ist, sehr theuer gewesen. Sie war den Winter hindurch leiblich sehr leidend, desto mächtiger aber an Geist gab sie alle ihre Kräfte dem Werke der Erziehung ihrer Söhne hin. Der Graf von Paris hatte jetzt einen militärischen Gouverneur an dem General Trezelle erhalten.

> „Paris", so schrieb sie nach einiger Zeit, „hat ein brillantes Examen gemacht; Robert hatte es zu Ostern und bestand auch brav."

Sie führte ihre Söhne umher im Kreise der theuren Verwandten, in Rudolstadt, Jena, Eisenberg, wo sie im August 1854 bei der Enkelin ihrer Frau Schwester Pathin wurde. Unmittelbar jedoch auf diese Freudentage folgten wieder Tage der Trauer, in denen ihre verehrte Mutter zum dritten Male innerhalb weniger Monate an einem geöffneten Grabe stand, als sie in Rudolstadt die letzte ihrer Schwestern verlor, mit denen sie an Herz und Geist so innig verbunden und verwachsen war. Die Herzogin eilte zu ihr und bald kam die vereinsamt Trauernde zu ihr nach Eisenach. Die tief fühlende Tochter empfand den Segen, eine solche Mutter noch zu besitzen, jetzt ganz besonders lebhaft, wo

Todesfälle aller Art (namentlich das plötzliche Hinscheiden des Pastor Berny, der Tod ihrer Freundin von Rantzau) den Kreis ihrer Freunde lichteten.

„Halten wir nun", so schrieb sie ihrer Freundin, „doppelt eng an einander, nach dem französischen militärischen Commandowort, das an einem Schlachttage, wenn viele Opfer fallen, gegeben wird: serrons les rangs. Thun wir dies auch, damit die Lücken geschlossen werden und die Lebenden immer enger zusammenstehen."

Mir selber schrieb sie im Gefühl des Glückes, das ihr der Besitz ihrer Mutter gewährte:

„Der liebste unter allen Besuchen ist der, welchen meine geliebte Mutter mir jetzt macht und durch welchen sie mein Herz stets zu erneutem Danke stimmt. Ihre klare Geistesfrische, ihre fortwährend reichen Fähigkeiten begeistern Alle, die ihr nahe treten, und die Tiefe ihres Gemüthes ist so jugendlich, so liebend, daß der Gleichgültigste dadurch belebt wird."

Der Krieg in der Krimm bekümmerte die theilnehmende Seele der Herzogin sehr, weil unter der Menge der Schlachtopfer, welche die öffentlich angegebene Zahl um das Dreifache überstiegen haben soll, viele der Söhne ihrer französischen Freunde sich befanden. An dem Theetische in Eisenach zupften Herren und Damen Charpie für die Verwundeten. Es machte einen rührenden Eindruck, wenn man diese Exilirten sagen hörte: „unsere Armee, unsere braven Truppen." Sie hingen so sehr an dem Lande, von dem sie doch ausgestossen waren, daß sie in ihren Gedanken sich nicht von demselben zu trennen vermochten, und der Graf von Paris namentlich verfolgte jeden Sieg, jede Niederlage

mit einem so theilnehmenden Eifer, als ob das nicht Napoleons, sondern noch seines Großvaters Truppen gewesen wären. Er kannte jeden Thurm, jedes Fort um Sebastopol und jede Stellung der Heere, als hätte er den Kampfplatz mit eigenen Augen gesehen. —

„Wir sehnen uns nach Frieden, Gott möge ihn geben, sonst kommt keiner“, schrieb die Herzogin.

Ihre Theilnahme an dem Jammer, den jener Krieg im Ganzen und für Einzelne brachte, bezeugte sich bis in's Kleinste nach allen Seiten hin. Der Sohn ihres Kammerdieners war in einer Schlacht vor Sebastopol gefallen; man hatte in seiner Westentasche einen Napoleonsdor gefunden, welchen man mit den andern Effekten den Eltern zusendete; die Herzogin ließ das Goldstück mit einem Ringelchen versehen, damit die Mutter zum Andenken an den Sohn es tragen könne. Sie besuchte mehrmals die gebeugte Frau.

Im Winter 1854 auf 55 litt die Herzogin Helene sehr an den Augen, doch genoß sie manche Freude durch angenehme Besuche aus Frankreich. „Helene“, so schrieb die theure Hand aus der Friedensburg in Ludwigslust, „ist durch Gottes Gnade still und ruhig, obgleich es ihr kein Kleines seyn mag, ihre Kinder bei so reich sich entwickelnden Fähigkeiten in der aussichtslosen Abgeschlossenheit der Verbannung heranwachsen zu sehen.“ Mir schrieb die Herzogin in dieser Zeit nachstehende Zeilen, welche durch Ton und Inhalt die Wahrheit der eben ausgesprochenen Worte bezeugen.

Eisenach, 9. Januar 1855.

Lange schon war es mein Wunsch, verehrter Freund und Lehrer, Ihnen mein dankbares Andenken auszusprechen und Ihnen zu sagen, wie rührend und theuer mir jeder Brief und jeder Beweis Ihres Andenkens ist. Lassen Sie

mich die ersten Tage dieses Jahres mit einem solchen dankbaren Gruß feiern und Ihnen meine Freude an dem Geschenk, welches Sie mir gemacht, an den Tag legen. Mit erheiterter Stimmung lege ich stets das Buch*) aus der Hand, und finde in Ihren Erzählungen aus der Kindheit stets lehrreichen Stoff zum Nachdenken. Auch meiner theuern Mutter ist dieses Buch sehr lieb, und oft finde ich sie mit demselben beschäftigt. Es hat für sie den eigenen Reiz, den das höhere Alter besonders zu schätzen weiß: die Eindrücke der Kindheit zu erfrischen — doch wie Sie die theure Mutter stets gekannt, so ist sie auch jetzt noch fähig, die tiefsten Stellen zu ergründen, und dem schärfsten Gedankengang zu folgen! Eine herrliche Erscheinung — Sie würden Ihre Freude und Ihre Bewunderung haben, wenn Sie dieselbe so frisch und kräftig über die wichtigsten Punkte reden hörten. Sie hat sich eine seltene Klarheit erhalten, welche auch die Gesundheit und den Körper frisch erhält, und trotz allem Leid, welches sie im letzten Jahre befallen, hat ihr Herz noch eine unendliche Springkraft. Ein Segen wie der ihrer Nähe ist ein großer und ich erkenne es wohl, daß Gott sie nicht allein uns erhält, sondern sie mir gerade schenkt. Auch für meine theuern Söhne ist eine solche Nähe eine heilbringende.

Empfangen Sie, mein lieber verehrter Professor, so muß ich Sie doch noch einmal bei dem alten Namen nennen, meine innigsten Wünsche für das Jahr 1855 und erhalten

*) Die Herzogin meint den ersten Band meiner Selbstbiographie.

Sie mir in demselben ein Andenken, auf welches ich stets so vielen Werth lege.

Helene.

Im Frühling dieses Jahres (1855) kam König Johann von Sachsen auf seiner Besuchsreise bei den herzoglich sächsischen Herrschaften in Thüringen, auch nach Eisenach. Es war der Zug einer doppelten geistigen Verwandtschaft, welcher ihn zu der Herzogin von Orleans hinführte, begründet in der Erfahrung eines gleichen tiefergreifenden Schmerzens, der wie eine vernichtende Flamme aus der Tiefe der Todesschrecken, plötzlich hervorbrach, sowie der Tröstungen, die von oben kamen. Denn welches jammervolle Ereigniß konnte dem, welches dem Leben des Herzogs von Orleans ein Ende machte, ähnlicher seyn, als jenes, das am 9. August 1854 den theuern König Friedrich August von Sachsen seinem Königshause und seinem durch ihn gesegneten Volke entriß? Und welches Gemüth konnte mit dem Gedanken der Ewigkeit, in denen die Herzogin von Orleans ihren Trost und ihre Freude gefunden, vertrauter seyn, als das Gemüth des Mannes, dessen inneres Ohr unter Dantes Lied der Ewigkeit zum Aufmerken erwacht war? Am Abend, an der Tafel des Großherzogs ihres Vettern, der seinen hohen Gast nach Eisenach begleitet hatte, gewährte das Gespräch der Herzogin mit dem König, an dessen Seite sie saß, das wohlthuende Gefühl eines gegenseitigen Vernehmens der gleichen Muttersprache der Geister. An dem Manne von schlichtem und anspruchlosem Wesen, waren es nicht nur der feine Ausdruck, die hohe Bildung und die vielseitigen Kenntnisse, welche Bewunderung erregten, sondern eine Tiefe des Gemüthes, welche ein unbefangenes Vertrauen erweckte.

Der König kam am andern Morgen (am 23. Mai) vor

seiner Abreise nach Meiningen noch einmal zu der Herzogin und lud diese ein, ihn und die Seinigen mit ihren Kindern in Dresden zu besuchen. Die Herzogin folgte dieser Einladung gern und begab sich schon in einer der nächstfolgenden Wochen nach Dresden, wo sie von der königlichen Familie durch Beweise einer herzlich liebevollen Gesinnung erfreut ward. Ein Besuch in der sächsischen Schweiz, in der schönsten Zeit des Jahres, gewährte einen stärkenden Naturgenuß. Vor allem aber sah die Herzogin mit wahrhafter Lust in ihren beiden Söhnen dieselbe lebendige Theilnahme und Freude an den Werken der Kunst aufleben, welche sie einst, in ihrer Jugend, in Dresden empfunden hatte. Gerne wäre sie länger geblieben, aber ihr plötzliches Erkranken kürzte für sie und ihre Söhne den Genuß dieser seltenen Freude ab. Sie eilte nach Eisenach zurück und alsbald kam auch die treue Mutter an das Krankenbett der Tochter, welche sich übrigens bald wieder so weit erholte, daß sie noch im Sommer an den Gebrauch eines Heilbades denken konnte, welches die Aerzte ihr empfahlen. Ein Brief der treuen Mutter vom 13. Juli 1855, spricht hierüber:

> Helene ist uns Gott Lob! erhalten, doch oft noch leidend. Deßhalb soll sie nach Ragatz gehen dahin die Curanstalt von Pfeffers verlegt ist. Der Herr wolle das für sie segnen! Wir reisen (Montag den 17.) zusammen bis Gießen, sie geht dann nach der Schweiz ich nach Homburg. Heute sind wir am Gedächtnißtage unsrer gemeinsamen Trauer, am 13. Juli alle Viere zum heiligen Abendmahl gegangen; die Kinder in ihre, wir in unsere Kirche, wir alle aber gemeinsam im Geiste an Seinem Tische der Ewigkeit. Die beiden Kinder waren tief ergriffen, besonders der Aelteste. Auch entwickeln sie sich so vortheilhaft, daß Alle, die mit

ihnen umgehen, davon erfreut sind. Selbst körperlich ist das Wachsthum bedeutend. Der älteste ist schon zu ansehnlicher Mannslänge gelangt, zwar sehr schlank, doch männlich, gelenkig und geschickt in seinen Bewegungen; ruhig und bescheiden in seinem ganzen Wesen. Auch der jüngere wächst gehörig heran, lernt auch gut und ist von einer Lebendigkeit, wie sie als eigenthümlichst hohe Gabe seiner Nation sich kund zu geben pflegt. Beide lieben ihre Mutter so inniglich, daß man es nur mit Rührung und Wohlgefallen ansehen kann. In dem Genuß der reinsten, unschuldigsten Freuden ihrer Jugend fühlen sie sich Gott Lob und Dank so glücklich, daß in ihnen kein Heimweh aufkommen kann. — — — Helene findet hier große Liebe — —

Der darauf folgende Winter verging der Herzogin in leidlichem Befinden, das man zwar kein eigentliches Wohlseyn, doch auch keine Krankheit nennen konnte. Sie schrieb mir in dieser Zeit einen Brief, der den Inhalt jenes Theiles meiner Selbstbiographie betraf, welcher eine Beschreibung meines Aufenthalts in Mecklenburg enthält. (Band III. Abth. 1.)

Ein heiterer aber dennoch tiefer Ernst voll feiner Andeutungen auf den damaligen Zustand des Landes und seines Hofes; Andeutungen, welche nur für den von Bedeutung seyn können, der das, was sie sagen wollen, erlebte. Ueber meine Erinnerungen an ihren Bruder Albrecht und an die mit ihm durchlebten Jahre auch ihrer Kindheit, freut sie sich mit dankbarer Theilnahme.

Im Sommer 1856 entschloß sich die Herzogin abermals zu dem Gebrauch eines heilsamen Bades. Sie wählte dießmal Soden unweit Frankfurt, weil sie dort mit ihrer Mutter, die in dem

nachbarlichen Homburg verweilte, in fortwährendem persönlichen Verkehr bleiben konnte. Die Aerzte jedoch riethen es in dringender Weise, daß die Herzogin für den nächsten Winter, mit den Zugvögeln zugleich, einen wärmern Bergungsort, in Italien suchen sollte. Dies allein könne ihre Gesundheit auf bleibendere ausdauerndere Weise stärken. Es war ein guter Rath, den die Aerzte gaben. Bald sollte die vielgeprüfte, vom Leid der Erde tief gebeugte Wittwe ihre letzten, schwersten Kämpfe mit diesem Leid bestehen, dazu bedurfte sie der Kräfte einer Freudigkeit des Glaubens, und selbst einer Festigkeit des Lebensmuthes der leiblichen Natur, welche ihr nur der Aufenthalt in einem Ruheort gewähren konnte, wie Italien ihr war. „In diesem köstlichen Lande," so schrieb sie der Freundin, „fühlte sie sich wie neubelebt, leiblich so stark, so heiter und wohl, wie sie es seit den Jahren ihres Leides nie gewesen."

Sollte diese kleine Schrift nur zu einer angenehmen Unterhaltung dienen, dann wüßte ich keine schönere Zugabe für dieselbe als die Briefe, welche die Herzogin während ihres Aufenthaltes im Spätherbst und Winter 1856, sowie im Frühling 1857 an ihre Mutter schrieb. Aber unser Zweck ist ein anderer, als die gewöhnliche Unterhaltung, ich gebe deshalb hier nur vereinzelte Mittheilungen der Tochter, aus den Tagen eines letzten, schönen Spätsommers ihrer Erdenfreuden.

Ich suche hier nur durch die Namen der Landschaften und Städte welche der Reiseweg berührte, in Lesern, die denselben Weg machten, Erinnerungen zu wecken, die wie gleichstimmige Saiten den Ton des freudigen Geistes nachhallen, mit welchem die Herzogin das schöne Italien begrüßte.

Wer nach lang anhaltender Kränklichkeit auf einmal wieder

durchdrungen war von dem Gefühl der Gesundheit und des heitern Wohlbefindens, der wird die Aeußerungen des fröhlichen Muthes begreifen, von denen schon der erste Brief aus Genua (vom 18. Okt. 1856) belebt ist. Die Herzogin hatte gegen das Ende Septembers Deutschland verlassen, war am 2. Oktober nach Verona gekommen, von wo sie auf der Eisenbahn die Ebene des Po durcheilt, dann über die Appenninen gezogen war. Der erste Eindruck welchen Genua, diese alte Fürstin unter den Küstenstädten, mit ihren Kirchen, Palästen und herrlichen Kunstwerken auf sie machten, war ein so reizender und gewinnender, daß ihn der Schmutz der Gassen nicht beeinträchtigen konnte. Auch das Volk, wie das theilnehmende Mitgefühl eines Theiles der höheren Stände, für Das was ihrem eigenen Geiste zusagte, gefiel ihr wohl. Sie sah sich in der Umgegend nach einem Landsitz um, der ihren Bedürfnissen und Wünschen entsprechen könne. Erst nach einigen Wochen war ein solcher für sie zu haben. Sie benutzte die Zeit des Aufschubs zu einem Besuch des Lago maggiore sowie der Seen von Lugano und Como. Mit wahrhaft jugendlichem Feuer der Empfindungen gibt sie sich in ihren Briefen der Beschreibung der Naturherrlichkeiten hin, die sie auf dieser Reise zu den Seen genossen. Namentlich der Beschreibung einer schönen Mondscheinnacht bei dem Anblick der Kathedrale von Lugano und der Boromäischen Inseln. Ueber Mailand, wo die herrlichen Werke der Kunst ihr eine seltene Befriedigung gewährten, und Pavia kehrte sie am 27. Oktober zurück nach Genua und bezog wenige Tage nachher, die für sie bereit stehende Villa bei Sestri. Hier auf der Terrasse des Landhauses das sie bewohnte, sah sie sich mitten im Winter umgeben von blühenden südlichen Gewächsen, vor sich das blaue Meer, in einer milden, wohlthuenden Luft. Ein Kreis von Gleichgesinnten, der

durch Stand und geistige Bildung ihr äußerlich nahe Stehenden, hatte sich bald um sie gebildet. Besuche von diesen kamen jedoch bei der Eisenbahn-Verbindung von Genua und Sestri nur mit dem ersten Bahnzuge und kehrten mit dem am Nachmittag abgehenden zurück, so daß die spätern Stunden des Tages der kleinen herzoglichen Familie zur Benutzung frei blieben. Der Graf von Paris hatte für einige Wochen auf Sardinien an den Vergnügungen der Jagd Theil genommen und in solcher, sowie mannigfach anderer Weise ward von der Mutter und ihren Söhnen der Aufenthalt in Italien zur Stärkung und Uebung der leiblichen Kräfte, und zur Erweiterung der geistigen Erkenntniß und Anschauung benutzt.

Mit dem Ende des März 1857 nahte sich der schöne, für Leib und Geist so bekräftigende Aufenthalt an dem herrlichen Golf von Genua seinem Ende; die Herzogin beschreibt in einem Briefe vom 31. März die Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten von Genua und freut sich der noch immer lebendigen Gesinnung einer thatkräftigen Nächstenliebe. In einem andern Brief an ihre Mutter schreibt dieselbe:

> Wie viel habe ich deiner in der guten, stillen Woche gedacht, liebe Mama. Ich bin am Ostertag zum Abendmahl gegangen. — — Unser Genueser Prediger Dr. Pelly ist vortrefflich, spricht recht eindringlich und fromm zum Herzen.

Am 8. Mai verließ die Herzogin ihr schönes Sestri. Einer vorhergehenden Einladung folgend, fand sie in Turin eine äußerst freundliche Aufnahme bei der königlichen Familie. In Mailand erwartete sie eine neue Freude, außer jenem Genuß, den die Kunst dort noch einmal ihr darbot. Sie erhielt einen Besuch von dem hohen Bräutigam ihrer Nichte, der Prinzessin Charlotte von Bel-

gien: dem Erzherzog Maximilian. Aus ihm sprach sie ein wahrhaft treues, liebevolles deutsches Herz an; und in der Mitte solcher Herzen fühlte sie sich auch in Insbruck bei der Familie des Erzherzog Carl Ludwig überaus glücklich. Sie nahm heimwärts ihren Weg nach Augsburg über Hohenschwangau, wo sie mit inniger, liebender Theilnahme in den Zimmern ihrer theuern Verwandtin, der Königin Marie, verweilte. Gegen Ende Mai war sie wieder in Eisenach, wo sie für jetzt (zum letztenmal!) nur einige Wochen verweilen wollte. Von hier begrüßte sie auch mich mit einem Brief in alter geistreich freundlicher Weise.

Eisenach war ihr durch ihren mehrjährigen Aufenthalt auch äußerlich ein behaglich lieber geworden; sie hatte sich in ihrem Wohnsitz, im Schloß am Fuße der Wartburg mit ihrem Eigenthum, mit den lieben Erinnerungszeichen an ihr glückliches Familienleben so ganz nach ihrem Geschmack eingerichtet. Aber nicht nur in diesem äußeren Sinne hatte sie mit ihrer Persönlichkeit die Räume ihrer Wohnung in Besitz genommen, sondern sie hatte mit ihrem Gemüth und Geist die ganze Stadt und ihre Umgegend, ja das ganze liebe Thüringerland durchdrungen und in bleibenderer Weise sich darinnen festgesetzt, als in dem Obdach für wenig Jahre des Pilgerlebens. Das Wohnhaus, in dessen Räume sie sich selber mit dem, was sie liebte und das Ihrige nannte, hineingebaut hatte, war von todtem Gestein und Holz; dauernder aber und von höherem Werthe war das Denkmal, das sie in weiterem Kreis umher in den Menschenseelen sich begründet hatte. Sie that dieses durch die Werke der Liebe und den Tröstungen an Armen, an Betrübten, durch eine wohlthuend geistige Anregung der Jugend und mit dem reinen Vorbild aller christlichen Tugenden, das sie Allen gab, die in ihre Nähe kamen oder auch nur von ihrem

Thun und Wirken Kunde erhielten. Noch bis zu unserer Zeit hatte sich in dem Volke des Landes das Andenken an die heilige Elisabeth, die mütterliche Wohlthäterin der Armen und Bekümmerten in Sage und Lied erhalten. Diese wohnte in alter Zeit hier auf der Wartburg, und jetzt war eine andere gekommen, die ihr an Tugenden glich.

Die Herzogin hatte, als sie sich am heimathlichsten in Eisenach fühlte, die Ahnung ausgesprochen, daß sie gerade in diesem Wohlbehagen an der jetzigen Pilgerstation ein Anzeichen erkenne, daß sie dieselbe bald verlassen und ihren Lauf nach einer andern werde lenken müssen. Was sie geahndet, das wurde zur Wahrheit: die Pflicht, bei dem vorgerückten Alter der Königin Mutter öfter noch und länger als bisher in England zu seyn, zog sie aus Deutschland hinweg. Mir schenkte sie noch vor ihrem Abschied aus Deutschland ihr, wie man versichert, treues Bild, welches in Abdruck dieser kleinen Schrift vorsteht, mit einem Brief, der die Sprache aller seiner Vorgänger redet. Am 6. Juli 1857 kam sie wieder zu der Familie nach England.

Sie hatte in dem Flecken Richmond ein Landhaus bezogen, welches Eigenthum des Marquis von Landsdowne war. In einer Stunde konnte sie von da nach Claremont kommen, wo die Königin Mutter lebte; in einer halben Stunde nach Twickenham, dem Besitzthum des Herzogs von Aumale. Als ihr Aufenthalt in Richmond sich über die Miethzeit von Landsdownehouse verlängerte, sah sie sich zum Umzug in eine andere Wohnung genöthigt, deren Façade mit einem düsteren, schweren, zwischen zwei Säulen steckenden Portal den Eindruck eines Grabmales machte, so daß sie, bevor sie einzog, wenigstens die Säulen freundlicher anstreichen ließ.

---

24. Das Ende

Der Gedanke an des Erdenlebens Ende und seinen Ausgang in die Ewigkeit wurde um diese Zeit nicht nur durch einen Anlaß von außen, wie etwa der Anblick der Façade ihres Wohnhauses, geweckt, sondern er war mehr denn jemals selbstständig in ihrem Innern zum Wachen gekommen. Vieles von dem, was früher ihr sehr anlag, fieng an, ihr gleichgültig zu werden und ihr in die Ferne zu treten. War es doch als käme die Herzogin allmählig dahin, mit ihrer Mutter das Gefühl zu theilen, welchem die "kalte, eiskalte Politik" so ein Gräuel war, daß dieselbe nicht leicht einem Wort über die damaligen politischen Zeitereignisse und ihren geheimnißvollen Schlangenweg den Ausgang aus ihrem Munde und den Eingang in ihr Ohr verstattete. Ermüdend zur äußersten Abspannung der Nerven mußten ihr die politischen Gespräche geworden seyn, mit welchen die Schaar sowohl der Freunde des Orleans'schen Hauses, als die zweideutigen Lauscher sie auf ihrer Reise durch Belgien, sieben Stunden lang, bestürmten. — Denn auf jeder Station warteten ihrer neue Beunruhigungen dieser Art, erst auf dem Meer ward es anders. Freilich begleitete sie ein mächtiges Gewitter auf der Ueberfahrt von Calais nach Dover, und dieses sprach in einem ernsteren Ton seine Donner, als die politischen Redner ihre Worte. Aber man durfte da

doch nicht mitreden, sondern nur schweigend zuhören und zusehen. Denn schon Das, was man schaute, war bedeutungsvoll. Während nämlich von allen Seiten die Blitze aufs Meer schoßen und die Donner in den schnellbewegten Wolken rollten, blieb das Meer so unbewegt und ruhig, wie man nur selten bei einer andern Ueberfahrt über den Canal es gefunden. Es kam der hohen Reisenden dabei der Gedanke: so wie dieses ruhende Meer sollte immer mehr meine Seele werden, mitten in dem Toben aller Ungewitter der zeitlichen Ereignisse. — Und so ward es ihr auch.

Während sie früher von der Hoffnung nicht lassen konnte einst wieder nach Frankreich, zu dem Volk zu kommen, das ihr wie ein eigenes theuer war, beunruhigten sie jetzt solche Erwartungen nicht mehr. Sie hatte ihre Kinder zu treuen, tüchtigen Söhnen ihres Vaterlandes (Frankreich) erzogen, ob und wie Gott dieselben als solche brauchen wolle, das stellte sie in seine Hand.

Wie die Donner des Ungewitters bei der Ueberfahrt nach England, zeugten bald nach ihrer Ankunft Ereignisse, welche ihre Familie und ihr eigenes Herz trafen, von des Erdenlebens Unbestand und seinem Ende. Wie unvermuthet und plötzlich auch dem äußerlich kräftig blühenden, nach allen Seiten hin wohlverwahrten und geschützten Menschenleben das Ende kommen könne, das bezeugte der Tod der Herzogin Victoria von Nemours, der am 10. November 1857 wie ein Wetterstrahl aus heiterem Himmel und stiller Luft, den äußeren Frieden des vielgeprüften Orleans'schen Königshauses darnieder schmetterte. Ich lasse über diesen Jammer die Herzogin von Orleans als Augenzeugin reden.

Claremont, 11. Nov. 1857.

Liebe, liebe, theuere Mama!

Du wirst unsern Kummer theilen. Wir sind wie be-

täubt von dem Entsetzlichen. Nie hat der Tod so rasch ein Opfer gefordert! Gottes Wege sind geheimnißvoll; aber das Leben ist schwer und öd und der Thränen gibt es zu viele! Die arme Königin! in ihrem Alter noch einen solchen Schlag zu erleben; das ganze Glück ihres geliebten Sohnes vernichtet zu sehen! — es ist zu hart. — Der arme Nemours ist so rührend in seinem Schmerz, so tief, tief bewegt und doch so fromm, so ergeben, so gottesergeben! Die armen Kinder beweisen viel Herz, ach sie liebten die Mutter so sehr!

Wir sind überzeugt, daß Du dieses Unglück recht nachempfinden wirst, Du, die Du so tief fühlst und unsere Familie so liebst, theuere Mama!

Wir können eigentlich das Unglück noch gar nicht fassen. Noch in der Minute zuvor war die arme, liebe Victoria so wohl, so heiter und sprach von dem Vorhaben, das Bette heute zu verlassen um ihre Tante zu empfangen; — Nemours war unten bei der Königin und die Wartfrau war allein mit Victoria; mit einemmal lehnt sich diese sanft auf der Wärterin Schulter und sagt leise: Oh je me trouve mal — sie war entseelt! Nemours, die Königin, Alle stürzen zusammen herbei; es war keine Hülfe möglich; aber zwischen dem Augenblick, da man es für eine Ohnmacht hielt und dem, wo man die schreckliche Gewißheit bekam es sey der Tod, lag der Abgrund der Verzweiflung. Der arme Nemours war außer sich; er verläßt nicht das Zimmer wo die theuere Victoria ruht; ach sie liegt so fromm, so ruhig da, wie eine gebrochene Lilie, so weiß, so schön; es ist so viel Friede in ihren theuern Zügen; man glaubt

sie müsse athmen, sie müsse sprechen! Die arme Königin ist voll Kraft und Muth, aber oft sagt sie: pourquoi n'etais pas ce moi — — Ich habe mich hier etablirt, um so viel wie möglich bei der Königin zu seyn. Meine guten Kinder benehmen sich recht lieb und beweisen viel Gefühl. — Aumale ist dem guten Nemours eine große Stütze. — Ach welcher Winter steht uns bevor; wir hatten so viel Hoffnung auf einige frohe Tage. — —

Welche Wirkung der unerwartete Schlag in dem Gemüth der Herzogin zurückließ, in welcher Weise diese das neue Element ihres innern Lebens verarbeitete, das mögen noch einige andere ihrer Briefe an die treue Mutter bezeugen, aus denen wir hier einen großen Theil des Inhaltes mittheilen wollen.

Richmond, am 24. Dezember 1857.

Liebe, theuere Mama!

Es ist der heilige Abend, der Abend an welchem Du stets so viel Liebe und Güte für Dein Kind hattest und es mit Beweisen Deiner Fürsorge überhäuftest. Es ist ein stiller, ernster und doch beseeligender Abend; denn heute ist uns ja der Heiland geboren, der die arme Menschheit erlöst hat, und der die gebeugten Herzen erquicken und trösten will. Die äußere, kindliche, glänzende Feier, welche die Kindheit entzückt, hat der ernsteren Bedeutung Platz gemacht; es brennt kein Baum in unsern Häusern und unsere Kinder haben keine lärmende Freude wie früher. Der Tod hat das Fest der Geburt und des Lebens in diesem Jahr in einen Trauerflor gehüllt und die Herzen suchen an anderen Stätten Erquickung und Trost.

Wir suchen uns Alle auf das heilige Abendmahl vorzu-

bereiten. Diese Nacht, um Mitternacht geht die Königin zum Abendmahl, mit mehreren ihrer Kinder; morgen in aller Frühe gehen meine Söhne, dann auch ich, in meiner Kirche in London. Es ist mir ein so ernster Gedanke. Stets zaudre ich, und doch fasse ich wieder Muth. Es ist ja die Gnade und Barmherzigkeit des Herrn so unerschöpflich. — Mir ist's als müßte ich zu Dir eintreten, liebe, gute Mama, und mit Dir noch ein gutes Lied lesen; noch Kraft und Licht bei Dir finden; noch ein Wort des Segens von Dir hören. Mein Herz ist bei Dir, in dieser stillen Abendstunde, wo Jedes zurückgezogen bleibt und Du recht gemüthlich Deine Ruhe genießest; Dich dem Gebete hingiebst. Ach ich bin gewiß, du denkst auch an mich und meine lieben Kinder und betest auch für uns, daß der Herr seine Hand nicht von uns ziehe und die Prüfungen segne, welche in jüngster Zeit so schmerzlich auf uns lasteten. Es giebt ein Ahnungsvermögen, von welchem der liebe Schubert immer spricht, das Einen nicht täuscht und das die Herzen sich begegnen läßt. So fühle ich auch jetzt, daß wir einander nahe sind, liebe, theure Mama!

Nun schließe ich und schreibe morgen noch ein Wort nach der Rückkehr aus London nach dem Abendmahl.

Weihnachtstag Nachmittag.

Ich habe einen schönen Morgen gehabt, liebe theure Mama, und viel Deiner gedacht. So eben komme ich vom Gottesdienste aus London zurück, wo ich in der kleinen lutherischen Kirche erst die Abendmahlsvorbereitung, dann die Predigt gehört und dann das heilige Abendmahl empfangen habe. Gott wolle es meinem armen Herzen

segnen und mir Freudigkeit schenken, die meinem schwachen Glauben so sehr fehlt. Wenn Du wüßtest, wie zaghaft es oft in meiner Seele aussieht, es thäte Dir leid. Es ist eigentlich unrecht und ein Mangel an Glauben, aber die Selbsterkenntniß bringt auch diese Zaghaftigkeit hervor.

Der gute alte Steinkopf mit seinen 86 Jahren war recht krank und lag zu Bette; er ließ mich bitten zu ihm zu kommen und sprach recht herzlich und rührend. Er hat stets ein eindringliches Wort auf den Lippen. So sagte er mir heute ein Wort, das ich nicht genug bedenke: Sey'n Sie dankbar. — Wenn gleich Gott Sie hart geprüft hat, so sind Sie doch stets gnädig von Ihm geleitet und beschützt worden und Er hat Ihnen viel Liebes und Gutes gelassen. Hoffen Sie auf Den, der nicht wechselt, wie Alles wechselt. — Sie kennen die Nichtigkeit der weltlichen Größe, der Pracht und des Glanzes; Sie kennen aber auch Den, der keinem Wandel unterworfen ist, und auf ihn hoffen Sie und bauen Sie. — Die gute, herzliche Frau von *** war mit mir beim Abendmahl. Wir fuhren bei einem wahren Frühlingswetter nach Richmond zurück; fanden meine lieben Söhne, die auch communicirt hatten. — — Während die Jugend in den Abend-Gottesdienst gegangen, da man Vesper und Segen vereint, schreibe ich Dir und gucke von Zeit zu Zeit hin in das glühende Abendroth, welches den halben Horizont färbt. — Es ist prachtvoll und erinnert mich an die schönen Abende in Genua und meine ängstlichen Versuche, diese seltsame Färbung herauszubringen mit meinen schwachen Farben. Ein schöner, stiller, herrlicher Weihnachts-

Abend, recht wie ich sie liebe; nur Du fehlst dabei liebe Mama. — —

Auch der Brief vom Ende des Jahres 1857, der zugleich einen Blick hinüber richtet in das noch ungelöste Dunkel des nächsten Jahres, spricht die gleiche Stimmung des Vertrauens zu Gott und des Wartens der Seele auf Sein Heil aus. Zugleich empfängt dieser Brief noch ein besonderes, dem theilnehmenden Herzen wohlthuendes Interesse durch den Bericht, den er von der überaus huldvollen Aufnahme giebt, welche die Herzogin und ihre beiden Söhne bei der Königin von England und ihrem Gemahl in Windsor fanden. — Ein tiefes Heimweh jedoch, hinweg von hinnen, zunächst an die Brust der theuren, liebenden Mutter bleibt der Grundton des Briefes.

Aber dieses Heimweh, dieses sehnliche Verlangen war noch ein ungleich tieferes und höheres zugleich, als jenes des Schweizers, der weit geschieden von seinen Bergen und seinem Volke in der wilden Fremde sein Leben vertrauert; sein Zug gieng nicht nach den Bergen und Menschen hin, welche das Auge sieht, sondern nach einer Welt des unsichtbaren Jenseits, dahin das Herz so gern vorauseilen, der Blick hinüberdringen möchte, wenn die Seele in der Nähe der Stunden ihres Scheidens, rufende Töne aus jener Welt, tief in ihrem Innern vernimmt. Von einer Stimmung dieser Art, welche in den letzten Lebenstagen der Herzogin die vorherrschende ihres Gemüthes war, kann uns der nachstehende Brief derselben an mich ein Zeugniß geben. Es ist der letzte, denn ich aus ihrer theuren Hand empfieng, überhaupt wohl einer der letzten, den sie nach Deutschland schrieb, denn der letzte an ihre Mutter ist um drei Tage früher geschrieben. Das Dunkel der Fragen, das er berührt, in welch seliges Licht wird sich das

in der Stunde des Scheidens, wenig Wochen nachher aufgelöst haben!

Richmond, am Ostertag (4. April) 1858.

Theurer, verehrter Professor!

Ich vertraue Ihrem lieben Enkel diese Zeilen an, in der Hoffnung denselben durch die Freude des Wiedersehens mit dem Ueberbringer einigen Werth zu verleihen. Schon längst war es meine Absicht Ihnen zu schreiben und Ihnen meinen wärmsten Dank zu sagen für Ihre letzte Sendung, welche sehr verspätet in meine Hände kam, mir aber nichts desto weniger eine große und nachhaltige Freude bereitete. Ich habe das letzte Büchlein, welches aus Ihrer Feder erstand *), mit großem Interesse gelesen und mit einer besonderen Aufmerksamkeit diejenigen Kapitel betrachtet, welche über das Sterben und das Seyn nach dem Tode reden. In keiner passenderen Stimmung konnten diese Blätter mich treffen, als gerade in jener, die dem plötzlichen Tode meiner geliebten Schwester, der Herzogin von Nemours folgte, — eine Stimmung, welche hoffentlich durch mein ganzes übriges Leben durchdringen wird, da sie die Frucht einer ernsten Mahnung ist, die uns Angehörigen Allen durch diesen unerwarteten Verlust ans Herz gedrungen. Die Vergänglichkeit dieses zeitlichen Lebens und die Eitelkeit der weltlichen Interessen ist mir wohl nie so ernst vor die Seele getreten, als gerade in diesen letzten Monaten, obgleich schon oft Gottes Stimme laut und schmerzlich zu mir gesprochen hat, und durch plötzliche Schläge seiner

*) Sie meint den ersten Band meiner vermischten Schriften.

Hand mir die Unhaltbarkeit der menschlichen Größe, sowie die Flüchtigkeit des reinsten Erdenglückes gezeigt hat. Meine Seele schmachtete wahrhaft in dieser Stimmung nach einer passenden Nahrung: da kam Ihr Büchlein, wie ein Quell in der Wüste, und tröstete mich durch lehrreiche Erfahrungen aus den Leidens- und Sterbensgeschichten frommer Menschen. Die Frage: wie mag es der Seele im Augenblick des Todes seyn? hat sie das Gefühl der Nähe Gottes — oder fällt sie gleichwie in einen Schlummer bis zur Stunde der Auferstehung? — leidet sie durch die Trennung vom Körper, durch diesen Riß, der mit der Außenwelt vorgeht — vermißt sie die Lieben, welche sie beweinen? — weiß sie wie es um dieselben steht in dieser Welt? oder ist jegliches Band zerrissen zwischen hier und dort, und lieben wir dort nur den Herrn, und sind wir in der Ewigkeit ganz von dem einen Gefühl der Anbetung erfüllt, welches jedes andere ausschließt und jede Theilnahme an der zurückgelassenen Vergänglichkeit erlöscht? Diese Fragen Alle drängen sich unaufhaltsam in meinem Innern, und die lieben Entschlafenen möchte ich befragen? Ihr Bild ist mir so nahe, die Klage um sie wird immer wieder wach, aber eine Antwort erhalte ich nicht! Ich weiß es wohl, hätte der treue Gott es für uns gut gefunden, jene so natürliche Sehnsucht des menschlichen Herzens zu stillen, Er hätte uns offenbart, wie es mit einer Seele nach dem Tode steht und hätte uns einen Blick thun lassen in das künftige Leben. — Doch diese Ueberzeugung beruhigt mich nicht, und obgleich ich wohl glaube, daß die Kenntniß jener Zukunft uns verschlossen bleiben

soll, so sehne ich mich doch unbeschreiblich nach einer Ahnung des dortigen Lebens. Finden Sie diese Sehnsucht und diese Klage strafbar, dann sagen Sie mir es offen — ist sie ein Mangel am Glauben, so wolle Gott mir den Glauben stärken, damit er mir zum Frieden gereiche über das Land der Dahingeschiedenen.

Ich erfahre durch meine Schwester, daß Sie unaufhaltsam arbeiten, theuerster Professor, und uns bald wieder eine Schrift senden werden. Möchten ihre Kräfte durch dieses rastlose Arbeiten sich nicht erschöpfen und Sie noch lange zum Segen so Vieler auf unserer armen Erde bleiben. Diesen Wunsch soll Ihnen Ihr lieber Enkel, der Arzt noch ganz besonders in meinem Namen ausdrücken. Ich bedauere, daß er England verläßt, da ich stets große Freude an seinem Umgang gehabt habe und eine geistige Erfrischung in seinem Gespräch gefunden. Er scheint mir ein sehr begabter, tüchtiger junger Mann, voll Energie, Herzensgüte und frommen Sinnes — so muß der Sohn Ihrer Selma seyn. Wie sehr ich mich gefreut habe, durch Ihn manche Kunde über Selma, über Adeline, über die Ihren Alle, über die treue Hausfrau zu erhalten, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Eine größere Freude wäre es mir allerdings Sie selbst noch hier auf Erden zu begrüßen und Ihnen noch einmal nach vierzig Jahren mündlich meine kindliche Verehrung auszusprechen.

Nun, Gott wolle mir diese Freude schenken!

Helene.

Schien es doch als habe die theure Schreiberin dieses letzten Briefes an den alten Freund sich nicht damit begnügen können,

die Gedanken des Ernstes an des Erdenlebens Flüchtigkeit und an die ihr nahende Ewigkeit nur in dem geschriebenen Worte auszusprechen; als fühle sie sich gedrungen, den Eindruck ihrer Worte eines nahen Abschiedes auf immer, auch durch andere sichtbare Erinnerungszeichen zu verstärken. Ein solches Erinnerungszeichen für meine Frau hatte sie dem Ueberbringer des vorstehenden Briefes mitgegeben.

„Ich wende mich“, so schrieb sie mir dabei, „an Ihre Vermittlung, um die treue Hausfrau zu bitten, ein kleines Andenken von mir freundlich anzunehmen. Es ist eine Tuchnadel, welche die Zwillingsschwester der meinigen ist. Ich trage die meinige sehr oft, und da sie sehr bescheiden und von ernster Farbe ist, so hoffe ich, die Hausfrau, welche Putz und Tand verschmäht, verschmäht doch diesen dunklen Onyx nicht und trägt ihn zuweilen aus Liebe zu mir.“

Wenig Tage vor dem Datum des Briefes hatte der Ueberbringer desselben die Herzogin noch in der kleinen lutherischen Kirche (der Savoy) gesehen, wo dieselbe mitten unter den eingebürgerten Frauen der Gemeinde an der Feier des Abendmahles Theil nahm. Auch hierin bezeugte sie jene Treue bis an's Ende, welche ein feststehender Hauptzug ihres Wesens und Lebens war.

Noch auf andere Weise, als liebende Mutter, fand sie Gelegenheit, dieses Treuseyn bis ans Ende zu erweisen. Ihr jüngerer Sohn, der Herzog von Chartres, war von einer nervösen Grippe befallen. Die Aerzte zwar versicherten, daß die Krankheit ohne Gefahr sey, das Herz der Mutter ward jedoch hievon nicht beruhigt; sie weilte bis zur Erschöpfung den ganzen Tag am Lager des Sohnes und stand selbst in der Nacht öfters auf, um selbst zu sehen, ob der Kranke schliefe? Der Prinz genas, sie

selber aber, an demseben Tage, da er vom Krankenlager aufstand, ward (am 10. Mai) durch einen Anfall von Husten genöthigt, sich zu legen. Der wiedergenesene Sohn ward jetzt einer ihrer Wärter und zugleich ihr Secretär, durch dessen Hand sie der theueren Mutter in Ludwigslust Nachricht geben ließ von ihrer beiden Befinden mit der beigefügten Versicherung, daß sie selber gar nicht sehr krank sey. Sogar die Aerzte stimmten Anfangs dieser Meinung bei. Die Grippe nahm ihren gewöhnlichen Verlauf und das einzig Beängstigende waren die Nervenzufälle, die am 15. eintraten, mit einem Gefühl von Erstickung, welches große Schwäche hinterließ. Montags den 17. Mai gegen Mittag hatte sich ein Anfall dieser Art in besonders großer Heftigkeit gezeigt. Doch erkannten die Aerzte noch keine drohende Gefahr, denn der Anfall kam am Nachmittag nicht wieder; der Husten war ganz verschwunden. — Gegen Abend aber, als der Puls sehr schwach geworden und die kleinen, stärkenden Gaben von Wein und Fleisch-Gelee, obgleich die Kranke mit dankbarem Wohlbehagen sie genommen, die tief gesunkenen Kräfte nicht mehr heben wollten, wurde der Arzt ernstlich besorgt. Im Nebenzimmer wachten Andere, im Zimmer der Kranken eine Kammerfrau, der Arzt und die Krankenwärterin. So sehr man jede hörbare Regung vermieden, bemerkte die hohe Kranke dennoch am Morgen gegen fünf Uhr den Arzt, fragte diesen verwundert, warum er noch immer da sey und weßhalb er so oft ihren Puls fühle? ob er sie denn so krank finde? Er, statt der Antwort, fragte sie, wie sie sich fühle? — Viel besser, sagte sie, und wenn mir jetzt der Morgenschlaf käme, der würde mich ganz wieder herstellen.

Sie hatte während ihrer ganzen diesmaligen Krankheit sich oft vergeblich nach der Erquickung eines gesunden, ruhigen Schlafes

gesehnt; jetzt schien ihr ein solcher zu nahen; sie schlummerte ein. Der Arzt hatte sich entfernt, um im Nebenzimmer einen kurzen Bericht an die Prinzen in Twickenham und Claremont über das Befinden der Kranken zu schreiben. Er erwartete den entscheidenden Ausgang zum Tod oder zur Wiedergenesung im späteren Verlauf des Tages oder in der nächstfolgenden Nacht. Als er aber nach etwa 10 Minuten wieder zum Lager der Kranken trat, da war weder Athem noch Pulsschlag spürbar; das Herz hatte aufgehört zu schlagen!

Die Wächterinnen am Bett hatten kein Auge von dem Angesicht der Kranken verwendet; diese, so schien es ihnen, schlief so sanft, so süß. — Ja ihr war der Tod zu einem sanften, tiefen Schlaf geworden, aus dem sie für das Erdenleben nicht mehr erwachte. —

Die scheidende Seele strahlt öfters noch über das Angesicht ihres entschlafenen Leibes einen Widerschein aus, von jenem Morgenlicht der Ewigkeit, das ihr bei dem Hinübertritt in die Heimath aufgieng. Wer die Herzogin von Orleans gesehen, als sie zu Chalons sur Marne zum ersten Male den künftigen Gemahl mit ihren Augen sah und ihn begrüßte, der erkannte noch in dem Angesicht der Todten im Sarge die Züge jener demuthvollen Liebe, jener innersten Beugung und freudigen Erhebung, mit denen sie dem hohen Bräutigam entgegentrat. Die damalige Freude war der Augenblick eines süßen Erdentraumes; der Traum war jetzt zur Wonne der Erfüllung geworden; der Glaube zum Schauen.

Es ist ein armer Vergleich, den uns hier die Geschichte jenes Blindgebornen gewährt, welchem Cheseldens Kunst durch seine glückliche Operation des Staares den Sinn des Sehens gab. Der Blinde war von seiner Geburt an in beständigem Verkehr mit der Welt der andern Lebendigen gewesen, er hatte aus dieser

Welt Nahrung und alle Nothdurft des leiblichen Lebens empfangen, hatte die Stimme der liebenden Seinigen vernommen; die pflegende, sorgsame Mutter war oft an seinem Lager gestanden oder nahte sich ihm leise, ohne daß er es wußte. Jetzt ward die Binde von seinen geheilten Angen hinweg gethan und er sah, er erkannte bei dem Hören ihrer oft vernommenen Stimmen die, welche er liebte, von Angesicht zu Angesicht, mitten in einer ihm neuen, vom Himmelslicht hell gemachten Welt.

Das Gefühl des Glückes mag bei dem plötzlich sehend Gewordenen jenes höchste Maaß erreicht haben, welches ein sterbliches Menschenherz fassen kann. Wir aber werden bei dem Anblick jener Entschlafenen an ein Etwas erinnert, das kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und das in keines Menschen Herz gekommen ist, an jenes selige Schauen im Lichte Seines Angesichtes, das Gott bereitet hat Denen, die ihn lieben. Schon das Erdenleben kann einen Vorschmack gewähren von einem Wachen des Herzens (des Geistes) zu Gott, während der Leib schläft. Der Schlaf des Leibes im Grabe ist allerdings ein ungleich tieferer als unser alltäglicher; das Wachen aber des freien Geistes zu Gott, den er liebt, wird ein unaussprechlich höheres seyn. Wäre es auch nur vergleichbar dem Erwachen eines Kindes bei dem Morgenlicht und dem Morgengeläute eines hohen Festtages. Das Kind in seinem Nachtgewand ist nicht vermögend, sich in eigner Kraft das neue Kleid anzulegen, darin es das Fest mit den Seinen feiern soll. Aber es freut sich schon jetzt des Anblicks und Naheseyns der herrlich Bekleideten und des liebenden Vaters, und dieser, wenn die Stunde zum Auferstehen kommt, wird es, bekleidet mit dem neuen Gewand, hinführen zu der Feier, die niemals endet.

Wir beschreiben den lauten Jammer nicht, der alsbald, nachdem sie geschieden, am Lager der Entschlafenen erwachte. Wann war ein Schmerz gerechter, menschlich tiefer dringender, als der der Söhne um eine solche Mutter, der der Geschwister um eine solche Schwester, der königlichen Mutter um eine solche Tochter. Aber der Geist und die Braut haben für den Schmerz der Erde ein anderes Wort; in der Thräne des menschlichen Leibes spiegelt sich ein Licht von oben, das sie verklärt.

Eine Leuchte war erloschen, welche an hohen Ort gestellt, nicht nur in ihrer Nähe sondern weit umher ihr Licht über Raum und Erdenzeit verbreitet hatte. Der Telegraph brachte schnell die Trauerkunde nach Frankreich, und schon nach 12 Stunden waren tiefgebeugte Freunde aus Paris herbeigeeilt und standen vor ihrer Leiche, welche nicht wie der Leib einer Todten, sondern wie der einer sanft Schlafenden erschien. Es kam den Freunden so schwer an, sich von der Gewißheit des Todes zu überzeugen, daß der Anschein von wiedererwachendem Leben, den ein zum Fenster hereinbrechender Sonnenstrahl den Zügen des theuren Angesichtes gab, eine freudige Aufregung bewirkte.

Bald fanden sich auch Viele bei dem Orte der Trauer ein, welche im Leben meinten, sich von der F ü r s t i n fern halten zu müssen, und welche dennoch der großen F r a u im Tode ihre Anerkennung zeigen wollten, denn d i e s e hatte keinen Feind, nur die F ü r s t i n hatte politische Gegner. Am 22. Mai, den Tag vor Pfingsten, ward der entschlafene Leib hingeführt zu seiner Ruhestätte in der kleineren Kapelle zu Weybridge, welche die Theilnahme einer irländischen Familie der vertriebenen Königsfamilie zur Verfügung gestellt hatte. Dort standen schon die Särge des Schwiegervaters und der Schwester: Louis Philipp's und der Herzogin von Ne-

mours. Der Trauerzug nahm seinen Weg von Richmond durch Twickenham und mehrere andere Ortschaften; überall herrschte die ehrerbietigste Stille, die Läden waren geschlossen, Glockengeläute begrüßte den Zug. Sechs schwarz behangene Pferde zogen den Leichenwagen, auf dem der dreifache Sarg stand, mit schwarzem Sammet beschlagen, eine silberne Platte mit der Namensinschrift auf seinem Deckel. Der lutherische Prediger Valette war aus Paris gekommen, um die Grabrede zu sprechen; es mußte dieses im Garten vor der Kapelle geschehen, denn in dieser war kein Raum für die Schaaren der Versammelten.

Und nicht im Garten bei der kleinen Kapelle zu Weybridge allein wurde dieses gethan, sondern aus allen Ländern von Europa ließen sich Stimmen vernehmen, welche in würdiger Weise es erkannten, daß die Herzogin von Orleans den Kampf ihres Lebens und seine Leiden wohl bestanden und als Siegerin ihren Lauf vollendet habe. Eine dieser vielen, damals laut gewordenen Stimmen und zugleich die, welche am treffendsten und besten sich über die Lebensführung der Vollendeten ausspricht, war die von Sarah Austin (im Londoner Athenäum). Sie schreibt von ihr unter Anderm: — — — Ohne im Mindesten blind zu seyn gegen die Gefahren ihrer Stellung, hatte sie mit heldenmüthiger Ergebung diese Gefahren, mit einem solchen Gemahl und um eines solchen Landes willen getheilt. Es war der Traum ihres Lebens; ein Traum, von dem sie nie erwachte, sich jenem Lande zu widmen. Wer von der angestrengten Sorgfalt Zeuge war, mit der sie die Erziehung und den Charakter ihrer jungen Prinzen überwachte, konnte nicht umhin zu fühlen, daß dies nicht die gewöhnliche Fürsorge einer Mutter war. So entschieden sie die Idee von sich wies, den Grafen von Paris als Prätendenten

auftreten zu lassen, war es doch unmöglich zu verkennen, daß es ihr Ziel sey, welches sie nie aus den Augen verlor, ihn zu einem Manne heranzubilden, der, wenn Frankreich in einer Stunde der Noth, in einer jener krampfhaften Zuckungen, die es so oft erschütterten, ihn rufen sollte, bereit seyn würde, dem Rufe zu folgen und die Geschicke des Landes mit weiser, fester, mackelloser Hand zu leiten. Dieses Verlangen ist nicht mit gewöhnlichem Ergeiz und mit thörichter Sehnsucht eines mütterlichen Herzens zu verwechseln. Sie wußte, daß die Krone von Frankreich kein Ding sey, das eine Mutter für ihren Sohn wünschen könne. Aber sie war der Meinung, daß an gewisse Stellungen auch gewisse Pflichten geknüpft sind; daß eine Nation Ansprüche hat, von denen die, an welche sie gerichtet sind, sich nicht entbinden können, und daß diese Ansprüche um so mächtiger und gebieterischer sind, je höher die Stellung ist. — — Man war stets geneigt, sich vor dieser Frau zu beugen, als vor einer Solchen, welche geprüft, aber auch gestärkt worden war über das gewöhnliche Maaß unserer schwachen Natur.

Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München.

In derselben Verlagshandlung ist erschienen:

Parabeln

aus dem

Buche der sichtbaren Werke

von

Dr. G. H. von Schubert.

Gebunden Rthlr. 1. 14 Ngr. oder fl. 2. 24 kr.

Orléans, Hélène Louise d', 1814-1858 / Orléans, Hélène Louise <<d'>> /
Schubert, Gotthilf Heinrich <<von>>,

Erinnerungen aus dem Leben Ihrer königlichen Hoheit Helene Louise,
Herzogin von Orleans, gebornen Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin

München 1859